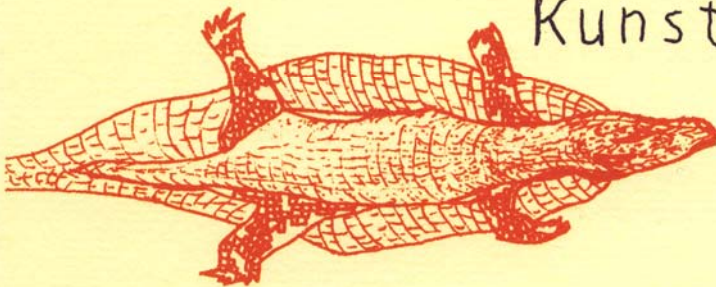


Alexander
Masters

Das kurze
Leben des

Stuart Shorter

Kunstmann





Alexander Masters wurde in New York geboren und lebt in Cambridge. Nach seinem Studium der Physik und Mathematik arbeitete er eine Zeit lang in der Obdachlosenhilfe und lernte dabei Stuart Shorter kennen.

»Das kurze Leben des Stuart Shorter« ist sein erstes Buch und wurde mit dem »Guardian First Book Award« ausgezeichnet.

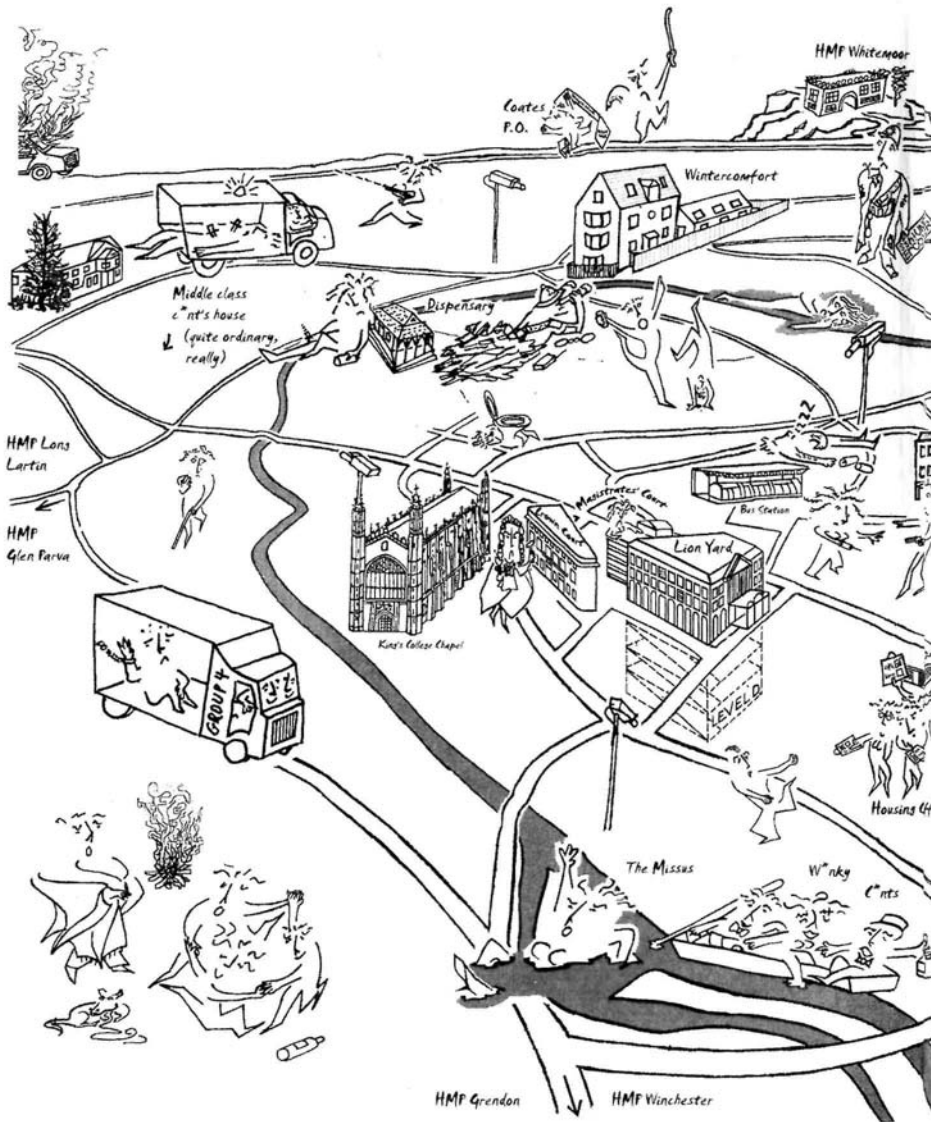
»Ich war wirklich überrascht, als ich dich getroffen habe, Alexander, um ehrlich zu sein. Ich dachte immer, mit Leuten aus der Mittelschicht ist irgendwas nicht in Ordnung. Aber die sind ganz normal. Das hat mich echt geschockt.«

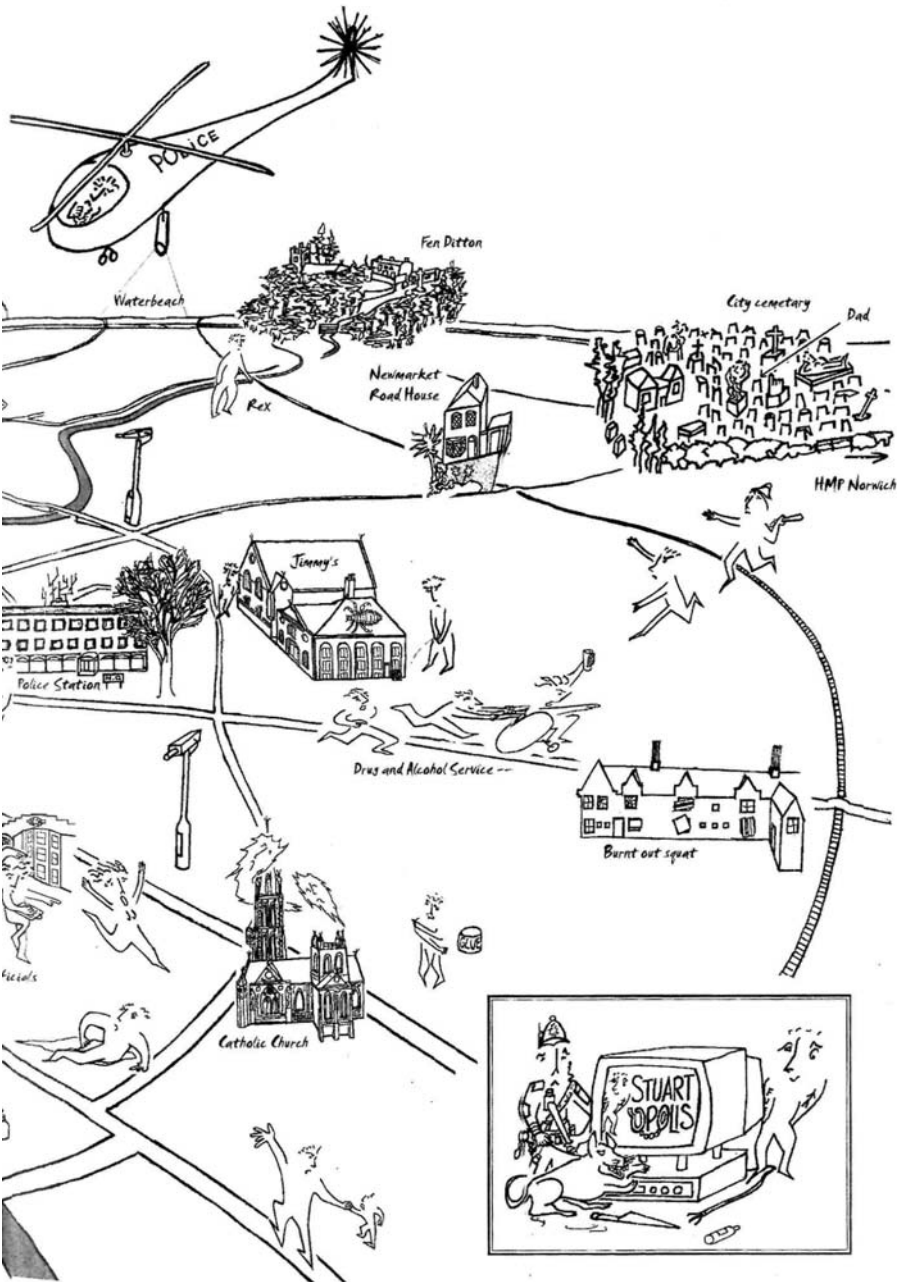
»Das kurze Leben des Stuart Shorter« ist die Geschichte einer ungewöhnlichen Freundschaft zwischen einem Schriftsteller und Illustrator (»ein Mittelschichtsarschloch, wenn man ehrlich ist, Alexander«) und einem chaotischen Obdachlosen, den er bei einer Kampagne kennen lernt, die zwei Sozialarbeiter aus dem Gefängnis befreien soll.

Damit verwoben ist Stuarts Bekenntnis: die Geschichte seines Lebens, ganz unten. Mit Witz und Mitgefühl (auch mit Wut) arbeitet sich Masters durch Postüberfälle und Gefängniskrawalle zurück bis exakt zu dem Tag, an dem Stuart die Gewalt für sich entdeckt – um zu begreifen, warum sich ein fröhlicher kleiner Junge in eine drogen- und alkoholsüchtige Dr. Jekyll-und-Mr. Hyde-Persönlichkeit verwandelt hat.

Alexander Masters ist ein ungewöhnliches Buch gelungen, witzig, verzweifelt und zugleich aufbauend, brillant geschrieben und voller Überraschungen, eine Biographie, die mit großer Empathie die Besonderheit eines Lebens erzählt und einen Einblick in Verhältnisse gewährt, die für immer mehr Menschen Realität sind.

»Alexander Masters hat der Unterschicht eine Stimme gegeben ... ein starkes Buch, informativ und vollkommen authentisch.« *Sunday Telegraph*





Für meinen Vater Dexter Masters

Alexander Masters

*Das kurze Leben des
Stuart Shorter*

Aus dem Englischen
von Malte Krutzsch

Verlag Antje Kunstmann

*»Alexander, mach was draus – du bist der Schreiber.
Ich hab's nur gelebt.«*

STUART SHORTER

O

Stuart gefällt das Manuskript nicht.

Es zeichnet sich als dicker Packer Papier in seiner gestreiften Tesco-Tüte ab: unsere Gespräche und meine schriftstellerischen Bemühungen aus zwei Jahren.

»Was ist denn damit?«

»Es ist stinklangweilig.«

Er kramt in den ausgebeulten Hosentaschen nach Zigarettenblättchen, flätzt sich in meinen Sessel, reckt den Kopf vor und betrachtet die Sammlung von dürren Zweigen und welken Sommerblumen auf meinem Balkon. Der eine Arm bleibt dabei zwischen seinem Schenkel und der Sessellehne eingeklemmt. Draußen wird es dunkel; die Bäume im Garten sind ein ganzes Stück gewachsen und aus der Form geraten.

»Ich mein das nicht böse. Du hast da ja viel Arbeit reingesteckt«, sagt Stuart.

In einem Wort lautet sein Einwand: Ich schwafele.

Er möchte Witze, Geschichten, Humor. »Gelehrte Sprüche« und Recherchen beeindrucken ihn nicht. »Nee, Alexander, fang noch mal neu an. Das muss besser werden.«

Ein Bestseller schwebt ihm vor, »so im Stil von Tom Clancy«.

»Du bist aber nun mal kein Killer, der versucht, mit Milzbrand-Bomben den Präsidenten fertig zu machen«, wende ich ein. Du bist ein Ex-Penner, Ex-Junkie und Psychopath lasse ich weg.

Stuart drückt seine Wunschvorstellung anders aus: »Ein Buch, das die Leute auch *lesen*.«

Es gibt mehrere Arten von Obdachlosen.

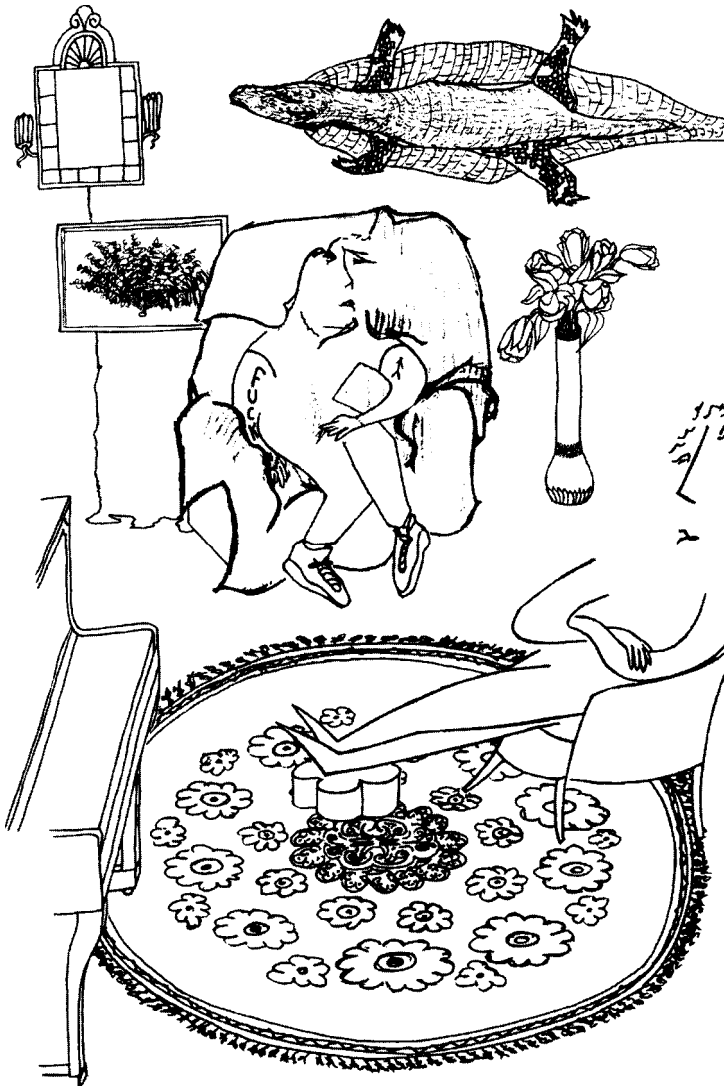
Eine Gruppe bilden diejenigen, die früher gut zurechtkamen, aber ins Schleudern geraten sind, weil ihre Frau mit einem anderen Mann (erstaunlich oft aber auch mit einer anderen Frau) durchgebrannt ist. Oder ihre Firma hat bankrott gemacht. Oder ihre Tochter ist durch einen Unfall ums Leben gekommen. Oder beides. Bei ihnen ist vor allem das Selbstvertrauen erschüttert, und wenn sie in den ersten Monaten professionelle Hilfe erhalten, gehen sie nach ein, zwei Jahren wieder arbeiten oder haben zumindest eine feste Wohnung, ein Dach über dem Kopf.

Zehnmal mehr Männer als Frauen leben auf der Straße. Bei Frauen hat es meistens mit Sex, Misshandlungen oder Geisteskrankheiten zu tun, wenn sie dort landen. Mit Betrug und finanziellen Fehlschlägen werden sie besser fertig – vielleicht sind ihre Erwartungen weniger hoch gesteckt.

Dann gibt es diejenigen, die durch mangelnde Bildung, Unangepasstheit oder das, was man höflich »Lernstörungen« nennt, in chronische Armut geraten sind. Sie können vielleicht nicht lesen, sind autistisch, hoffnungslos schüchtern oder haben nie eine Schule besucht. Vielleicht sind sie auch einfach krank, blind, taub oder stumm. Ihr Weg führt vom Gartenschuppen zum möblierten Zimmerchen, vom Nachtsyl zum Wohnheim, vom Parkhaus über den Flur eines Bekannten zu den Mülleimern am King's College. Sie kommen aus ihren kümmerlichen Verhältnissen einfach nicht heraus.

Die Jugendlichen, die sich mit ihren Eltern überworfen haben, die Jugendlichen, die aus dem Heim kommen und nicht wissen, wie es weitergeht oder auch nur, wie man sich selbst das Frühstück macht – sie bilden die dritte Gruppe der Obdachlosen. Wenn sie nicht innerhalb eines halben Jahrs eine Stelle finden, eine Wohnung oder eine Freundin, die ihnen den Kopf zurechtsetzt, ist es gut möglich, dass sie auf der Straße bleiben.

Entlassene Strafgefangene und ehemalige Soldaten – wenn der vertraute Rahmen fehlt, geht es mit ihnen nur noch abwärts. So fängt es an.



Der eine Arm bleibt zwischen seinem Schenkel und der Sessellehne eingeklemmt.

Ganz unten in diesem Außenseiterhaufen stehen Leute wie Stuart – die »chaotischen« Obdachlosen. Den »Chaoten« (und Stuart dehnt das Wort, als wollte er die Schwere des KOs betonen) ist nicht mehr zu helfen. Als Stuart in der untersten Ebene eines Parkhauses aufgefunden wurde, wo er wie ein zweiter Kaspar Hauser in der Ecke kauerte, wollten die normalen Obdachlosen nichts mit ihm zu tun haben. Sie nannten ihn »Messerfan Dan« und »den Irren vom Tiefdeck«.

Die Chaoten waren meistens schon im Gefängnis, sind aber keine Berufsverbrecher. Stuarts Vorstrafenregister umfasst zwanzig Seiten, doch er hat nur ein einziges Mal gestohlen, um sich zu bereichern, und bei dieser Eskapade hat er (nach Abzug der Unkosten) fünfhundert Pfund erbeutet, also hundert für jedes Jahr, das er deshalb hinter Gittern verbracht hat. Zu den wenigen festen Größen im Leben eines Chaoten gehören Heroin und Alkohol. Manche hat die Drogenabhängigkeit zugrunde gerichtet, andere haben sich die Sucht wie ein Hobby zugelegt, seit sie unten angekommen sind. Die Chaoten sind nicht immer arm, auch wenn sie auf der Straße leben. In den drei Jahren, seit ich Stuart kenne, habe ich selten mehr verdient, als er vom Staat bekommen hat. Ein Erwerbsloser, der geistig oder körperlich behindert, alkoholabhängig oder suchtkrank ist, hat Anspruch auf bis zu £ 180 Unterstützung die Woche. Dazu kommt Wohngeld für die Miete.

Allen Chaoten gemeinsam ist das Durcheinander ihres Alltags. Der übliche Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung fehlt. Unfähig zur Selbstkontrolle und schon gar nicht von anderen in den Griff zu bekommen, leben sie ständig am Rand des Überschnappens oder des Zusammenbruchs. Die Wohlfahrtspflege bemüht sich um diese Menschen ganz besonders, weil die Obdachlosigkeit nirgends ein schlimmeres Gesicht zeigt und sie das hassenswerteste, aber auch mitleiderregendste Extrem des Lebens auf der Straße darstellen.

Zwei Jahre zuvor hat sich Stuart aus Mülltonnen ernährt. Als ihn die Outreachworker der Stadt aufgriffen, war er eine drogenabhängige, alkoholranke und an Verfolgungswahn leidende »Jekyll und

Hyde«-Persönlichkeit mit einer Schwäche für, wie er es nannte, »kleinen Silberstreifen« – Messer in der Umgangssprache.

Er ist es immer noch.

Und doch ist seitdem etwas Merkwürdiges passiert: Er ist nicht mehr ganz so der drogensüchtige Alptraum. Niemand kann es sich erklären. Es ist sehr ungewöhnlich, ja verdächtig. Alle Obdachlosen haben gute und schlechte Phasen, aber bei Stuart scheint sich das Blatt wirklich gewendet zu haben. Er hat sich von der Straßengemeinschaft abgeseilt, eine Sozialwohnung beantragt, sich für ein Methadonprogramm angemeldet, um vom Heroin wegzukommen, seine Geldstrafen neu ausgehandelt, die er jetzt in zweiwöchentlichen Raten abstottert, und sich einen billigen Computer zugelegt. Nichts davon ist normal. Viele von Stuarts Freunden würden lieber sterben, als eine Dusche zu nehmen oder Schulden zu bezahlen, und viele sterben wirklich: an Überdosen, Leber- oder Nierenversagen oder beidem, an Unterkühlung. Unbehauste haben eine durchschnittliche Lebenserwartung von zweiundvierzig Jahren. Die Wahrscheinlichkeit, dass sie Selbstmord begehen, ist fünfunddreißigmal höher als bei der übrigen Bevölkerung. In den Amtsstuben der Polizei und der öffentlichen Fürsorge beglückwünscht man sich zu Stuarts unverhoffter Abkehr vom finsternen Mittelalter und seiner Hinwendung zum ehrbaren Leben und wartet insgeheim darauf, dass er den nächsten Fleischerhaken packt und Amok läuft.

Außerdem hat Stuart nicht nur genügend unversehrte Gehirnzellen, um zu beschreiben, wie solch ein Leben ist, sondern er kann auch fast auf die Stunde genau – zwischen vier und fünf an einem Nachmittag im Frühsommer, als er zwölf war – den symbolischen Augenblick bestimmen, in dem der »ganz unbekümmerte kleine Junge«, der er für seine Mutter war, immer »der aufmerksame, der rücksichtsvolle« von ihren beiden Söhnen, sich in die alptraumhafte *Uhrwerk* Orange-Gestalt der letzten zwanzig Jahre verwandelt hat. Wäre sein Leben nicht immer noch so in Unordnung, könnte er gutes Geld damit verdienen, dass er Eltern erklärt, wie aus Kindern und Jugendlichen autoritätsverachtende Straftäter werden.

»Davon halte ich gar nichts, Alexander«, unterbricht Stuart meinen Gedankengang und nimmt eine Seite aus dem eselsohrigen Manuskript, das er jetzt auf den Fußboden geworfen hat. »Joyriding.« Es geht um seine Teenagerzeit, wo er nachts durch die Straßen geschlichen ist und die Fenster von Ford Cortinas eingeschmissen hat. Mein Kommentar war:

Genau genommen handelt es sich beim Joyriding nicht um Autodiebstahl, da man sich das Fahrzeug nicht in der Absicht aneignet, es zu behalten: Man »twoct« es. Das Akronym »twoc« steht für »taking a vehicle without the owners consent« – Inbesitznahme eines Fahrzeugs ohne Zustimmung des Eigentümers. In seiner Arbeit über den jugendlichen Joyrider unterscheidet Jeff Briggs neben dem Diebstahl des Fahrzeuginhalts fünf weitere Delikte: a) »Twocken in gewinnsüchtiger Absicht«, b) »Langzeit-Twocken«, c) »Twocken für Spaßfahrten« (Joyriding), d) »Twocken zur Verwendung bei anderen Delikten« und e) »Twocken aus Nützlichkeitsbetrachtungen«. Stuart hat sich bislang der Formen c, d und e des Twockens schuldig gemacht.*

»Nützlichkeits-was?« Stuart spitzt die Lippen und versucht es noch einmal. »Nützlichkeitsbetrachtungen. Was soll denn das sein?«

Ich streiche den Absatz.

Das beigegefügte Schaubild – »Dr. Kirkpatrick's Joyrider-Entwicklungsdiagramm« – tut er mit der Bemerkung ab: »Sieht aus wie 'n Airfix-Bastelbogen.«

Mit Airfix-Modellfliegern kennt er sich aus: Den Klebstoff dafür hat er immer geschnüffelt.

»Kirkpatrick stellt die Hypothese auf, Joyriding verleite Jugendliche dazu, erst aus Neugier, dann aus Gewinnsucht straffällig zu werden,

* Jeff Briggs, »A Profile of the Juvenile Joyrider, and a consideration of the efficacy of motor vehicle projects as a diversionary strategy«; Auszug aus einer Diplomarbeit, Universität Durham 1991

und führe sie schließlich in die Erwachsenenkriminalität«, habe ich notiert. »Es ist ein Schritt aus der Unschuld in die Verdorbenheit, ins Verbrechen. «

Dazu äußert sich Stuart erst gar nicht.

»Und noch etwas ...«, sagt er.

»Ja?«, seufze ich.

»Mach es andersrum. Mehr wie so 'ne Mordgeschichte. Wer hat den Jungen umgebracht, der ich mal war? Verstehst du? Schreib es rückwärts.«

Hier ist sie also, meine zweite Fassung der Geschichte von Stuart Shorter, Dieb, Geiselnnehmer, Psychopath und soziopathischer Volksunterhalter, mein Spion im unruhigen Alltag der Chaoten der britischen Unterschicht zu Beginn des 21. Jahrhunderts: ein Mann mit einem wichtigen Leben.

Ich wünschte, ich wäre schneller damit fertig geworden. Ich wünschte, ich hätte sie Stuart zeigen können, ehe er vor den 23.15-Uhr-Zug von London nach King's Lynn gelaufen ist.

I

»An die Wohnung bin ich gekommen, weil ich mir den Hals aufgeschlitzt hab.«

Stuart stößt die zweite, stahlverstärkte Tür zur Diele auf, stellt die Sprechanlage ab, die jedes Mal wie ein Nebelhorn tutet, wenn unten jemand klingelt, und läuft in die Küche, um an der Milch zu schnuppern. »Tee oder Kaffee, Alexander?«

Er ist klein, Anfang dreißig und stützt sich auf die Spüle, während er den Kopf nach hinten biegt und mir den Schaden zeigt. Die Narbe zieht sich wie ein zertretener Wurm vom tätowierten Ohr bis zu einem Punkt oberhalb des Adamsapfels.

Das Kabel des Elektrokochers findet sich unter einem Päckchen aufgeweichter Fischstäbchen. »Sandwich dazu? Ja?«

Stuart langt zum Kühlschrank auf der anderen Seite der Küche, bringt ein Doppelpäckchen Supermarktspeck zum Vorschein und taucht sechs Scheiben davon in Frittieröl. »Angebraten oder angekokelt?«

Es ist ein beengtes, feuchtes kleines Apartment. Ein Zimmer zu ebener Erde. Vom Fenster blickt man auf zerrupften Rasen und ein Heim für gestörte Frauen.

»Da war ich mal ausnahmsweise richtig glücklich, an dem Tag, wo ich die Wohnung bekommen hab.« Stuart strahlt mich an. »Deshalb sollst du ein Buch darüber schreiben. So kann ich den Leuten sagen, wie es da unten war. Und denen danken, die mich rausgeholt haben, wie Linda, Denis, John und Ruth und Wynn und meine Mum und meine Schwester und mein Dad. Na ja, ich nenn ihn Dad, aber in Wirklichkeit ist er mein Stiefvater.«

Der Toast beginnt zu qualmen. Stuart drückt aufs Knöpfchen, und die Scheiben springen in die Luft.

»Weil's da so viele falsche Vorstellungen gibt«, ergänzt er ärgerlich. »Menschen gehen drauf. Was wissen die Scheiß-Bürotypen davon? Irgendjemand muss es ihnen sagen! Buchstäblich jeden Tag gibt es Tote! Und jeder dieser Toten ist der Sohn oder die Tochter von jemandem! Das muss man denen klar machen, man muss ihnen sagen, wie es *ist!*«

Ich trete ins Wohnzimmer. Ein Einzelbett in der Ecke, eine Kommode, ein Schreibtisch – karge, billige Einrichtung, gekauft mit Geld vom Staat. Ein bequemer Sessel ist auch da. Ich lasse mich hineinfallen. Doch nicht so bequem. Ich wechsele zum Sofa. An der Wand steht ein furniertes Schränkchen aus den 50er Jahren mit Flaschen und Tablettenschachteln obendrauf und in der Ecke ein Großbildfernseher auf einer pseudoantiken Konsole. Stuart mag seinen Fernseher. Er hat ihn zweimal an die Wand geschmissen, und er funktioniert immer noch.

Für einen Kasten Bier, erklärt Stuart aus der Küche, »will mir der Typ, der oben wohnt, ein James-Bond-Bett zum Hochklappen bauen, damit ich mehr Platz hab. Dicke Federn links und rechts, und es lässt sich am Boden festhaken, weil sonst geht's boing, boing, zwusch.«

»Boing, boing, zwusch?«

»Na, so eine Puppe wird nicht gerade entzückt sein, wenn sie plötzlich mit der Backe an der Wand klebt.«

Ein anderer Bekannter will Regale bauen, die Küche abteilen und die Wände goldfarben streichen, die im Moment noch unten grün und oben beige sind wie in einer Nervenklinik.

Der Mann im Zimmer oben drüber ist Radfahrer, ein kleiner Schotte mit Brille, der mit den Füßen kaum an die Pedale kommt. Nebenan wohnt eine Stumme, die mit dem Absatz Hitparadentakte auf dem Boden klopft, und gegenüber wohnt Sankey, der Sohn eines Kampffliegers – er schläft mit einem Alu-Baseballschläger neben dem Bett.

Das einzige Problem, das Stuart in seinem schönen neuen Zuhause hat, ist Schimmel. Schimmel klettert an der Badezimmerwand hoch und hangelt sich in fleckigen Knäueln an der Decke entlang, sodass er alle vier Wochen auf einen Stuhl steigen und ihn abkratzen muss wie Farbe. Manchmal schleicht der Schimmel auch den Flur hinunter bis an sein Bett und zieht in seine Kleider: dann riecht Stuart wie ein Gartenschuppen.

»Übrigens«, ruft er, »ich hab vor, Reflexfolie da auf das Fenster zu kleben. Was hältst du davon?«

»Hier ist es doch schon so duster. Warum willst du es noch dunkler machen?«

»Damit sie mich nicht bespitzeln können.«

»Quatsch. Kein Mensch bespitzelt dich. Wen meinst du?«

»Ich seh sie und seh sie nicht, wenn du verstehst. Rote Soße oder braune?«

Den Luftschlitz überm Gefrierschrank will er auch zugipsen, denn zwischen den Latten könnten Mikrophone versteckt sein. »Ohne Spaß, an sowas muss man denken, wenn man renoviert.«

Und Stuart hat eine »geniale« Idee für einen Job. Wenn sie funktioniert, wird es die erste ehrliche Arbeit in seinem Leben sein. Neue Wohnung, neuer Job, neuer Stuart. Er hat sich bereits für einen Computerkurs angemeldet.

»Überleg mal. Der ausländische Geschäftsmann, der keine Zeit zu verschenken hat, was braucht der? Ein Büro! In einem Lieferwagen! Laterales Denken ist das, oder? Er steigt in Stansted aus dem Flieger, setzt sich hinten in meinen Lieferwagen, und ich bring ihn zu seinen Terminen. Keine Minute verliert er. Alles drin in der Kiste. Gutaussiehende Mieze, die stenografieren kann, Fax, Internet, Handy. Ein eigenes Büro für unterwegs. Rundum verkabelt, die Chose. Genial!«

Mitten auf Stuarts Tisch liegt eine braune Mappe, die er rot beschriftet hat:

fAHRtHeoRIE
fRAgeN unPRATKISCHE HILFE

Im nächsten Moment ist Stuart selbst am Schreibtisch. Er hat sich an einen wichtigen Termin mit einem internettüchtigen Freund erinnert, seinen Kalender aus der selbstgemachten Plastikhülle hervorgeholt und ihn aufgeschlagen.

Um die Übersicht über sein aktives neues Leben zu behalten, hat Stuart sich ein eigenes Farbschema für den Kalender einfallen lassen: Grün für Familie, Gelb fürs Vergnügen, Orange für die Pflicht. Seine Handschrift ist nicht die beste. Selbst wenn nur ein einziges Wort zu schreiben ist, fängt er mit seinen Riesenbuchstaben manchmal so weit rechts an, dass er am Schluss nur noch kritzeln kann und die Buchstaben sich zusammendrängen, als hätten sie Angst rauszufallen. Dann wieder sind die Sätze klar und gleichmäßig. Er schreibt teils nach dem Gehör, teils auf gut Glück: »Montag: ADDanBRock's. Dienstag: QuiSt kommt zum FreiwiL-LinDienST. NAME & ADReSSe von Föderverein geben LaSSen.«

März: SAMS-LOTTO 5 10 17 20 44 48
7.30 Cam. 2 Treffen Hallenbad wenn nicht
Bramram.

April: DR P anrufen. ABSaGEN wenn vor Gericht.
14h zu ALEXDER wg Buch Dann ReZept holen
200 100

Mai: MuSikFesTVal
ALSO STUART -> WECKoR STELLEN!
DER KNOPF MUSS
Oben sein nicht Unten. Wenn seh WACH
rauf damit.

»Das Alphabet kann ich immer noch nicht«, ruft er fröhlich. »Beim N bleib ich schon hängen. S, T und U weiß ich nur, weil ich so heiß – Stu.«

Mit Tippex verkleisterte Seiten in seinem Kalender stehen für Termine, die zu weit vorausgeplant waren und dann gestrichen werden mussten, weil die Ereignisse in Stuarts Leben mit verblüffender Geschwindigkeit ablaufen und er, mag er montags noch so glücklich und voller Pläne sein, nie wissen kann, ob er bis Freitag nicht im Gefängnis oder im Krankenhaus ist.

»ADDanBRocKs« ist das Klinik- und Forschungszentrum Adenbrooke's am Stadtrand von Cambridge, das mit seinen Schornsteinen wie ein Krematorium auf die Weizenfelder und die Bahnlinie nach London blickt. »Brambram« ist Babraham, ein Ort fünf Kilometer außerhalb von Cambridge. Man sollte meinen, dass er wenigstens das richtig schreiben kann, denn er hat immer in der Gegend gelebt. »Wenn seh WACH rauf damit«? Wer weiß, was das bedeutet. »ReZept holen aee ioo« bezieht sich aufsein Methadonrezept. 100 ml sind viel. Straßenfixer bekommen im Durchschnitt 60 bis 80 ml. 200? Nur im Traum.

»ALEXDER«. Das bin ich. Beim Sprechen achtet Stuart sorgfältig darauf, meinen Namen mit allen vier Silben auszustatten. Beim Schreiben unterschlägt er stets die dritte: nicht Alex, sondern Alexander.

Stuarts Rückwärts-Eingebung war, wie sich herausgestellt hat, ausgezeichnet. Sie hat das Hauptproblem beim Erzählen der Lebensgeschichte eines nicht berühmten Menschen mit einem Schlag gelöst. Selbst bei einem Prominenten kann es mühselig sein, erst einmal fünfzig Seiten Fakten und Mutmaßungen über Opa, Oma, Mami, Papi, Hauptperson im Alter von ein, zwei, drei, sieben und acht Jahren zu lesen. Präsentiert man Stuart aber so, wie er jetzt ist, als ausgewachsenen Gottseibeius, könnte es sein, dass er auf Anhieb das Interesse der Leser weckt. Wenn man dann bei seiner Kindheit anlangt, möchte man auch wirklich wissen, was ihn zu dem gemacht hat, der er ist. Also werden wir rückwärts reisen, in Etappen,

und wie ein Segelboot gegen den Wind kreuzen. Adieu, vertraute Chronologie. Servus, besinnliches Erinnern. So ist die Zerrissenheit von Anfang an da.

Ob es gelingt? Kann man die Lebensgeschichte eines Menschen auseinander reißen? Ist ein Leben nicht die Summe seiner Teile? Vielleicht ist Stuarts Methode nur bei Stuart möglich, dessen Lebensgefühl an sich schon in Fetzen ist.

Zu guter Letzt kommen die Sandwiches, tiefend von Margarine und Ketchup, die obere Scheibe genau nach Stuarts Handfläche modelliert.

Stuart Clive Shorter – als ich ihn das erste Mal sah, 1998, hockte er in einem Hauseingang neben dem Discount-Bilderrahmen-Shop in der Straße hinterm Sidney Sussex College in Cambridge. Er saß da merkwürdig verdreht auf seinem viereckigen Pappkarton, als wäre er halb aus Gummi. Käsiges Haut, grüne Bomberjacke, kaputte Turnschuhe, kahl rasierter Schädel und ein Siebentagebart; sein Gesicht, die linke Hälfte lebhafter als die rechte, war fast mongoloid. Mehrere Zähne fehlten ihm; sein Mund war ein Schlitz.

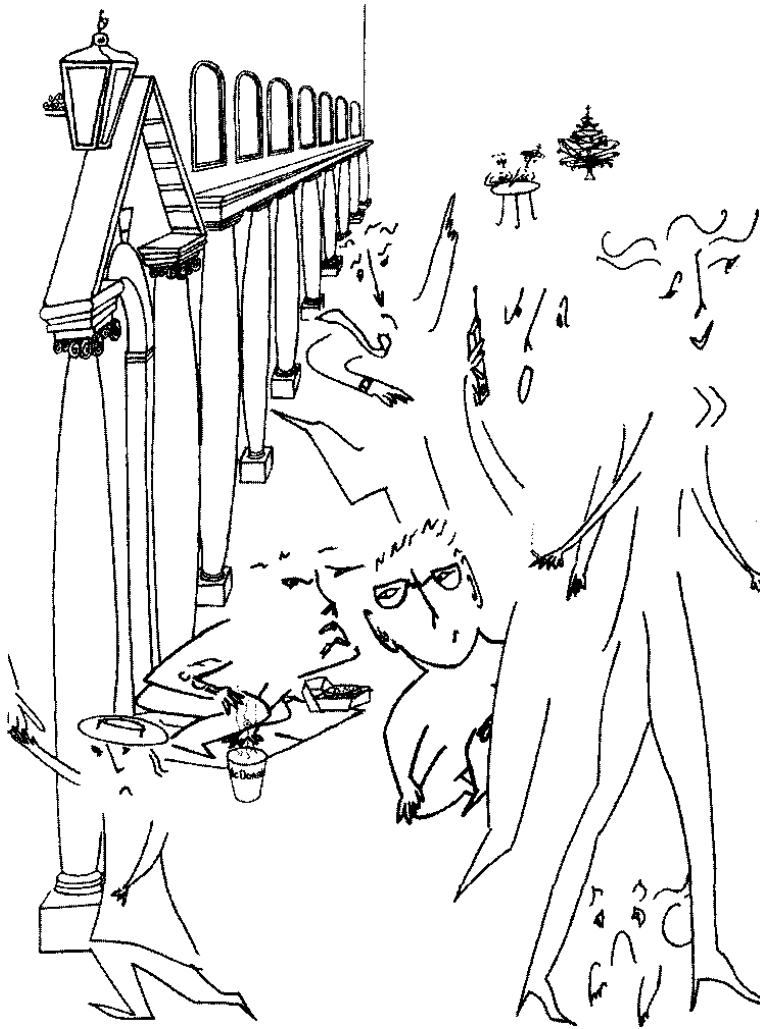
Ich musste mich hinknien, um ihn zu verstehen.

»Bei der ersten Gelegenheit mach ich mich alle«, sagte er leise.

Er fasste an die Sohle des einen Turnschuhs. Die Tätowierungen an seinen Händen waren selbstgemacht. Ein großes FUCK auf dem rechten Arm begann am Bizeps und ging fast bis zum Handgelenk.

»Ja, ich mach mich alle, und es soll aussehen, als wär's jemand anders gewesen. Aber wenn Sie mir nix geben wollen, würden Sie dann bitte weitergehen?«

Die Beine der Weihnachtseinkäufer und sich sputenden Geschäftsleute hasteten an uns vorbei. Klippklapp, klippklapp rauschten ein Paar hohe Absätze vorüber – es klang wie Pferdehufe. Eigentlich war es direkt wohltuend, auf dieser Höhe zu sein, einen halben Meter über dem Boden, in der Welt von Hunden und Kindern. Erwachsenenworte tropften herunter, ohne Zusammenhang



Ich musste mich hinknien, um ihn zu verstehen.

und mit verstärkten Zischlauten. Der Geruch von Straßendreck im Wind und von verschwitzter Unterwäsche war nicht unangenehm, ungefähr wie Salami. Jemand blieb stehen und ließ ein Geldstück fallen, jemand anders warf eine Streichholzschachtel rüber. Ein Dritter erbot sich, ein Sandwich zu spendieren, »aber Geld gebe ich

keins. Das geben Sie doch nur für Alkohol und Drogen aus.« Stuart bat um ein Käse-Schinken-Sandwich.

An Heiligabend kann ein Bettler in Cambridge 70 bis 120 Pfund einnehmen.

»Wie wollen Sie das denn machen, dass der Mord nach Selbstmord aussieht?«, fragte ich.

»Ich pflaum die Besoffenen an, die aus der Kneipe kommen, bis sie mich killen müssen, damit sie Ruhe haben.« Er sprach undeutlich; es war, als kämen die Wörter von seinen Lippen nicht los. »Im März hat sich mein Bruder umgebracht. Das kann ich meiner Mum nicht noch mal zumuten. Mit Mord wird sie besser fertig.«

2

»Ich will Tee haben! Arschlöcher! Ich mach euch alle zur Sau! Tee will ich haben!«

Neben vielen anderen Jobs habe ich in dem Jahr, nachdem ich Stuart am Sidney Sussex hatte betteln sehen, halbtags als Geldbeschaffungshelfer für Wintercomfort gearbeitet, ein Tageszentrum für Obdachlose in Cambridge. Ich hatte die Aufgabe, Spender zu finden, Mitglieder anzuwerben, kleinere Pressemitteilungen zu verfassen und einen unregelmäßig erscheinenden Newsletter herauszugeben. Das war für mich kein Werk der Nächstenliebe: Ich machte es des Geldes wegen. (£ 9 die Stunde, so viel habe ich nie wieder verdient.) Ich arbeitete in einem Mansardenzimmer, außer Reichweite des Bier schluckenden Pöbels drei Stockwerke tiefer, und wenn ich früh genug eintraf, kam ich mit etwas Glück durchs Tor und an den vom Kunstkreis gemalten halluzinogenen Pilzen vorbei die Treppe hinauf in mein Büro, ohne einem einzigen »Klienten« zu begegnen.

An diesem Tag jedoch stimmte etwas nicht.

»Macht auf, ihr blöden Wichser!«, rief der Betrunkene, der sich an der Tür festhielt. Sein fleckiges Gesicht rahmte ein speckiger Bart; mit einem Finger tippte er an das Panzerglas. »Wieso habt ihr zu, verdammt noch mal? Tee will ich haben!«

Ich trat in den Personaleingang und sah zum Speiseraum hinüber. Der Mann hatte nicht ganz Unrecht. Um diese Tageszeit hätte dort Hochbetrieb sein müssen, mit einem halben Hundert Junkies, Crackheads, Psychotikern, Epileptikern, Schizophrenen, Selbstverletzern, Bettlern, Straßensängern, Autoknackern, Sherrydinos,

Apfelwinos, frisch entlassenen Häftlingen, Exsoldaten und Exehemännern-mit-kleinen-Kindern-die-ihre-Frau-mit-zwei-Mitgliedern-der-Uni-Rudermannschaft-gleichzeitig-im-Bett-entdeckt-haben.

Draußen auf dem Hof hätte das fröhliche Bellen kniehoher Hunde mit Namen wie PayDay, Giro und Dregs zu hören sein müssen.

Aber kein Mensch war da. Fleckgesicht beschimpfte einen leeren Saal. Mutig ging ich hinein und warf einen Blick in die strahlend blaue Küche. Nicht einmal Sue, die unermüdliche Köchin, war am Platz. Die Industriekühlschränke und elektrischen Fliegentöter brummten leise wie Schiffsmotoren. Das einzige menschliche Geräusch war das Tippen der neuen Sekretärin aus Norddakota in einem der oberen Räume.

Wintercomfort war eine gute Einrichtung, unverbraucht und voll kämpferischem Elan, gegründet 1989 von einem Geschäftsmann, der *entsetzt* darüber war, wie viele Leute er in den Hauseingängen schlafen sah, wenn er abends von der Arbeit nach Hause ging. Wintercomfort machte die Arbeit hervorragend, die sonst keiner tun wollte – es fungierte als Auffangnetz für die hoffnungslosesten Straßenfälle, besänftigte die Gewalttätigen, beschwichtigte die Lebensmüden, beruhigte diejenigen, die in den trostlosen Stationen von »Hospital Town« untergebracht werden sollten, ermutigte die Willensstarken und Unternehmungslustigen und hielt Cambridge sauber. Es bot den Wohnungslosen eine Zuflucht für den Tag, und damit waren sie weniger frustriert, weniger verzweifelt, langweilten sich weniger, versperrten daher seltener die Gehwege und benahmen sich weniger asozial.

Aber heute waren sie alle verschwunden. Ich stahl mich aus dem Speiseraum, als wäre ich der Dieb, der Eindringling, der Paria, und ging eins höher.

Die Sekretärin, noch nicht einen Monat dort, erklärte blass und zittrig, was passiert war. Die Polizei hatte gestern eine Razzia durchgeführt. Sechs Streifenwagen und Mannschaftswagen hatten auf dem Gehsteig gehalten; sechs Wagenladungen von uniformierten Männern und Frauen mit knatternden Funkgeräten waren herein-

geplatzt, hatten sich über den Speiseraum verteilt und links und rechts Leute verhaftet, waren in die Verwaltung, die Spenden- und die Outreach-Abteilung hinaufgestürmt, hatten ohne jede Erklärung die Mitarbeiter getrennt in leere Zimmer gebracht und sie befragt. Sogar die Sekretärin, den Wind von Norddakota noch im Haar, hatte aussagen müssen.

An diesem Nachmittag hatte die Polizei die Direktorin Ruth Wyner festgenommen, unter dem Verdacht, den Verkauf von Heroin »wissentlich geduldet« zu haben.

Acht Tage später nahm sie auch Ruths Stellvertreter John Brock fest.

In den vorangegangenen fünf Monaten hatte eine winzige Überwachungskamera, die zwischen den Dachziegeln (auf halber Höhe, einen Meter einwärts) des Christ-College-Bootshauses auf der anderen Straßenseite installiert war, die Tagesstätte gefilmt. Acht Personen waren auf dem Hof von Wintercomfort eindeutig beim Kauf und Verkauf von £ 10-Päckchen Heroin gefilmt worden.

Dem Betrunkenen unten ging die Puste aus. »Scheiiißkeerle!«, hörte ich ihn lallen. »Gebt mir meinen Teee!« Seine Lippen rutschten auf einer Speichelspur an der Scheibe auf und ab, doch als er mich kommen sah, wurde er munter. »Das wird auch Zeit! Wo ham Sie gesteckt? Ich hab ein Recht auf meinen Tee! Dafür habt ihr jetzt hoffentlich länger auf!«

Ich riss die Tür auf. Ruth und John waren freundliche, nette, rücksichtsvolle Menschen, denen das Wohl der Armen und Entrechteten leidenschaftlich am Herzen lag.

»Verpiss dich, Alki«, sagte ich.

Die Stiftung hielt eine offene Versammlung ab: Wein in langstieligen Gläsern, bunt belegte Cracker – »Häppchen« in der verspielten Schnörkelschrift auf dem Plakat. Der Vorstand der Stiftung, die Freunde der Stiftung, Freiwillige und Nachbarn füllten den Obdachlosen-Speisesaal.

Eine ehemalige Bürgermeisterin von Cambridge, Labour-Frau, wehrhafte und nüchterne Politikerin, gebot der Versammlung Schweigen. »Zur Tagesordnung! Zur TAGESORDNUNG! WOLLEN SIE *BITTE* STILL SEIN!«

Dann setzte sie den Prozess in Gang, der das nächste Jahr meines Lebens bestimmen sollte: Sie begann uns in eine Protestbewegung zu verwandeln. Wie jeder andere in diesem Saal mit den hübschen Gläsern war ich über das Geschehene entsetzt und fühlte mich persönlich angegriffen. Mit der Verhaftung von Ruth und John ging es nicht mehr nur darum, den weniger Glücklichen zu helfen. Es war ein Schlag gegen Uns. Die meisten von uns erlebten zum ersten Mal, wie es sich anfühlte, von allen verachtet zu werden. Mit Bestürzung wurde uns klar, dass wir jetzt etwas mit den Obdachlosen gemeinsam hatten. Was fiel der Polizei, der Staatsanwaltschaft, dem Innenministerium ein!?

Die Antidrogenpolitik des Hauses wurde von vielen sogar als vorbildlich angesehen. Beim Prozess hatte der Richter selbst eingeräumt, dass es keinen Hinweis darauf gab, dass Ruth, John oder irgendein Mitarbeiter von Wintercomfort in irgendeiner Weise in die gefilmten Drogendeals verwickelt waren. Und es gab keinen Beleg dafür, dass Ruth oder John, wenn sie einen Drogendeal beobachtet hatten, nicht immer sofort eingeschritten wären. Im Gegenteil, wenn Ruth oder John die Polizei gerufen hatten, um einen mutmaßlichen Dealer entfernen zu lassen, war sie oft gar nicht gekommen. Auch zu den drogenpolitischen Besprechungen der Stiftung war sie trotz Einladung nicht erschienen.

In Wirklichkeit hatten Ruth und John zweierlei verbochen: Erstens, ihre Drogenpolitik hatte sich nicht bewährt; zweitens, sie hatten die Auffassung der Polizei, wie man es besser machen könnte, nicht geteilt. Das betraf vor allem den Grundsatz des vertraulichen Umgangs mit ihren Klienten, den sie für unverzichtbar hielten, um das Vertrauen dieser argwöhnischen, sehr eigenen und oft gewalttätigen Menschen zu erlangen, damit man sie ermutigen konnte, sich ihrer Sucht zu stellen, Sozialleistungen in Anspruch zu nehmen

und vom Rauschgift *loszukommen*, mit dem Betteln *aufzuhören*, die Straße *aufzugeben* und uns gesetzzestreue Bürger in Frieden zu lassen. Ruth und John – besonders aber Ruth als Chefin – hatten sich geweigert, der Polizei die Namen der Leute zu nennen, die sie wegen mutmaßlichen Drogenmissbrauchs aus dem Haus gewiesen hatten, da sich der Verdacht oft nur auf ein mitgehörtes Gespräch oder eine verdächtige Geste unten im Toilettenbereich stützte. Der Richter und die Geschworenen, die Wintercomfort nie von innen gesehen hatten, werteten die Begründung jedoch als bloße Ausrede, die verhindern sollte, dass der Polizei belastendes Beweismaterial in die Hände fiel.

Die offene Versammlung fand heute statt, weil gestern das Urteil gegen Ruth und John verkündet worden war.

John hatte vier Jahre Gefängnis bekommen, Ruth fünf.

Hundert wunderbare Ideen schwirrten durch den Versammlungsraum: Protestmärsche, Mahnwachen, Völkertribunale, Anfragen im Parlament, ein Transparent auf der Canary Wharf, eine Obdachlosenkette vor dem Unterhaus, Briefe ohne Ende an *The Times*. Beflügelt von der Lauterkeit unserer Absicht, ließen wir der Phantasie freien Lauf.

»Alle Leute, die Obdachlosen Unterkünfte leiten, *müssen* zur Polizei gehen und verlangen, dass man sie verhaftet«, sagte ein Mann mit Humor, der selbst einer solchen Einrichtung vorstand. »Wenn Ruth und John sich strafbar gemacht haben, dann gilt das für uns alle. Es ist ein Verbrechen, dass wir frei herumlaufen!«

»Das ist elitär!«, fuhr ihn, ganz in Schwarz, einer von der Sozialistischen Arbeiterpartei an. »Weshalb sollten Sie sich verhaften lassen dürfen, wenn wir andern frei bleiben?«

Meine beiden Lieblingsideen waren das Versenken des Boots von Cambridge beim Bootsrennen gegen Oxford und ein Obdachlosenmarsch zur Downing Street (mit dem gewaltigen Haken, dass man die Demonstranten davon abhalten müsste, sich in Seiten-

straßen zu verlaufen, in die Themse zu fallen usw.. Doch ich nahm an wenn man im richtigen Abstand einen Bierwagen vor ihnen herfahren ließ, konnte man sie einigermaßen zusammenhalten).

Eine Dame mit seidnem Kopftuch bemerkte zu Recht, dass an der verdeckten Überwachung auch zwei als Penner verkleidete Ermittler beteiligt gewesen seien. Sie hätten beim Mittagessen Heroin gekauft, und da sie, um ihre Rolle glaubhaft zu spielen, von den subventionierten Spaghetti mit Fleischklößchen gegessen hätten, könne man die Polizei wegen Übervorteilung der Stiftung verklagen.

Der Finanzverwalter des St. Johns College – Rechtsanwalt, Mathematiker, konservativer Exbürgermeister der Stadt – machte sich Gedanken über Schreibpapier für Ruth und John. Sollte man lieber folienverschweißte Blöcke schicken oder lose Blätter?

Eine andere Dame schlug vor, dem Richter die Fenster einzuschmeißen. Aber jede einzelne Idee führte zu der Erkenntnis, dass Worte bloß Worte und Gefängnisgitter aus Metall sind.

Alle waren sich einig, dass wir Ruth und John jede Menge Bücher schicken mussten, damit sie etwas zu tun hatten, bis wir sie rausholten – und rausholen würden wir sie ganz bestimmt.

An dieser Stelle meldete sich eine leise Stimme, die mir irgendwie bekannt vorkam, aus der ersten Reihe zu Wort.

»Entschuldigen Sie, aber das geht nicht.«

Die grüne Bomberjacke hatte ich auch schon mal gesehen.

»Wieso nicht?«, fragte unsere Vorsitzende.

»Sie passen nicht in die Kiste.«

»Die Kiste?«

»Für die Habseligkeiten der Häftlinge. Gut, in Whitemoor und Long Lartin kriegt man auch 'n Teppich erlaubt, der nicht in die Kiste passt, und 'n Wellensittich oder 'n Kanarienvogel, *und* der Käfig passt natürlich auch nicht in die Kiste. Bücher passen nicht in die Kiste. Die schmeißen die Wärter raus.«

Es war Psycho. Messerfan Dan. Stuart Shorter. In den Klamotten, in denen ich ihn vor einem Jahr bei Sainsbury's um die Ecke gesehen hatte.

»Jeder Häftling hat also eine Kiste?«, fragte jemand.

»Zwei Kisten. Eine in der Zelle und eine in der Kammer. Ohne Spaß, das mit den Kisten sollten Sie schon wissen, wenn Sie 'ne Kampagne aufziehn.«

Das Wichtigste, was wir tun könnten, betonte er, sei Briefe schreiben, Rückporto beilegen und nicht mit einer Antwort rechnen. Briefe gehen verloren. Depressionen stellen sich ein.

Stuart war zum Reden aufgestanden. Die Vorsitzende hatte ihn dazu aufgefordert, und anscheinend hatte er etwas Mühe, das Gleichgewicht zu finden. Er war knapp einssiebzig groß, blass und o-beinig. Die Hände hatte er in den Jackentaschen vergraben wie ein frierender Zuschauer an der Seitenlinie bei einem Fußballspiel. Als die Leute von hinten »Lauter! Lauter!« riefen, hob er ein paar Worte lang die Stimme, verfiel dann aber wieder in sein übliches Gebrummel. Er hörte jedoch nicht auf zu reden. Es sah aus, als wäre er, nachdem er seine Schüchternheit einmal überwunden hatte, auf den Geschmack gekommen und wollte sich keine Sekunde des Vergnügens entgehen lassen.

»Von den Besuchen dürfen Sie sich auch nicht zu viel erhoffen. Es sind ja nur zwei Stunden Besuchszeit alle vierzehn Tage, und da hängt man als Häftling so viel Erwartungen dran, dass es nur schief gehen kann. Es ist nicht so« – er wandte sich an Johns Frau –, »dass er Sie nicht lieb hat, aber wenn man sitzt, lebt man nur für die Besuche.

Wenn man den Leuten glauben kann«, meinte er einen Augenblick später, »dann merken die meisten erst, wenn sie zurück in ihre Zelle gehen, wie allein sie sind. Hält man nicht aus. Da weiß man, was einem fehlt.«

Und in Bezug auf das Steinewerfen war Stuart eisern. »Ich versteh ja, wenn sich das Muttchen aufregt, aber im Bau dreht sich alles um Rechte, die man hat und die entzogen werden können. Wenn ihr dem Richter die Fenster einschmeißt, müssen Ruth und John dafür büßen.«

»Und wie soll das gehen?«, rief jemand aufgebracht. »Man hat

ihnen ihre Freiheit und ihre Würde genommen, was bleibt denn da noch?«

»Ihr Lohn«, erwiderte Stuart.

Schweigen.

Dann die verwunderte Stimme einer Frau von der anderen Seite des Saals: »Häftlinge bekommen *Lohn*?«

3

In der obersten Schublade von Stuarts großem Schreibtisch sind seine legalen Drogen.

»Tu dir keinen Zwang an«, ruft er von der Küche aus, wo er die Sandwichteller zu den Teetassen in die Spüle gestellt hat und sich mit einem Sechserpack Stella abmüht.

Ich halte ein graues Plastikröhrchen hoch. Alles, was er einnimmt, scheint ihm Probleme zu bereiten.

»Chlorpromazin. Macht dich zum Gemüse. Gibt's auch unter dem Namen Largactil. Schon mal gehört? Nein? Die chemische Keule? Hab ich im Erziehungsheim oft gekriegt. Konnten sie mich im Rollstuhl rumfahren.«

»Warum nimmst du es denn überhaupt?«, wundere ich mich und lege das Röhrchen zurück in die Sammlung.

»Na, ist auch nur ein Antipsychotikum. Einzige Nebenwirkung ist ein fieser Nachgeschmack.«

Stuart rasselt die Namen seiner Medikamente herunter wie ein Philologe. »Ophenidrin. Kumpel von mir hat im Internet geguckt und rausgekriegt, dass Saddam Hussein es als Kampfstoff eingesetzt hat. Zopiclon stellt dich ruhig. Ich hab auch Sachen bekommen wie Mellaril, die jetzt verboten sind, Amitryptilin, ein Schmerzmittel, wovon du Muskelkrämpfe *kriegst*. Verrückt, wa? Im Moment bekomm ich nur Diazepam, sprich: Valium. Es ist allgemein bekannt, dass sich das nicht mit Alkohol verträgt, und sie wissen, dass ich saufe.«

»Sie« ist sein Kürzel für Ärzte, Sozialarbeiter, Drogenberater und Polizeibeamte, hier aber besonders auf einen Arzt gemünzt, der

nach Stuarts Überzeugung gegen seine Interessen handelt. Wie er seine Feinde einteilt, gehört zu dem, was mich an Stuart fasziniert. Der größte Feind ist »das System«, die amorphe Masse staatlich finanzierter Institutionen, die ihn wie eine Schlechtwetterwolke umhergescheucht hat, seit er zwölf war. Alle Obdachlosen hassen das System, auch wenn viele seiner Einrichtungen – Wohnungsbeihilfe, Sozialhilfe, die Notunterkünfte und die zig Wohlfahrtsverbände – eigens geschaffen wurden, um ihnen das Leben zu erleichtern. Für Stuart beweisen diese Hilfsorganisationen nur die grundlegende Doppelzüngigkeit *des Systems*. Was Wohnungsbesitzer vielleicht als guten Zuckerbrot-und-Peitsche-Ansatz betrachten, um die Obdachlosen in die bürgerliche Gesellschaft zurückzuholen (ihnen winken dabei finanzielle Unterstützung, berufliche Wiedereingliederung und Wohnungszuschüsse, den Verweigerern dagegen drohen Polizei und Gefängnis), sieht Stuart ganz anders. Auf der einen Seite wird man gönnerhaft behandelt, auf der anderen geschunden und getriezt. Viele Wohnungslose sind gerade deshalb auf der Straße gelandet, weil die Zuckerbrot-und-Peitsche-Taktik bei ihnen danebengegangen ist. Das gleiche Netz staatlicher Organisationen, das ihnen Stempelgeld, kostenlose medizinische Behandlung und jede Menge engagierte Sozialarbeiter zur Verfügung stellt, steckt sie in ein Heim mit zügellosen Pädophilen (vielleicht unabsichtlich, aber *was* heißt das schon, wenn man vierzehn ist und »den Schwanz eines Erwachsenen im Rachen hat«?) und lässt sie dann unter dem Deckmantel »liebvoller Strenge« in quasimilitärisch geführten Jugendstrafanstalten verprügeln, wenn sie selbst etwas Unrechtes tun.

Das System ist für Stuart in etwa das, was für den Wirtschaftler der Markt ist: unberechenbar, unzuverlässig, skrupellos, umwabert von einem Nebel scheinheiliger Rechtfertigungen und beinahe menschlich.

Greifbar wird das System für Stuart am ehesten in Gestalt der Ärzte, Drogenberater, Wohnungsbetreuer und Outreach-Leute, mit denen er direkt zu tun hat. Im Allgemeinen ist er zwar freund-

lich gegenüber diesem kleinen Heer von Helfern, aber er hält fast von keinem etwas. Sind sie gut, redet er von ihnen, als könnten sie Freunde sein; enttäuschen sie ihn (und das geschieht oft, es sind schließlich auch nur Menschen), liefern sie ihm einen weiteren Beweis gegen das System.

Sogar den einen oder anderen Polizisten mag er manchmal.

Jetzt schimpft Stuart gerade auf die Ärzte. »Vorigen Montag waren meine Schwester und meine Freundin echt besorgt um mich, weil ich ausgeflippt war. Ausgerastet. Aber mein Hausarzt hat sie noch nicht mal angehört. Sie waren bei ihm und haben gesagt: ›He, wir machen uns wirklich Sorgen um seine Sicherheit. Er hat sich was um den Hals gebunden, ich weiß nicht genau, was, und er hat lauter Messer im Bett.‹ Aber der Mann hat gesagt, er kommt nicht. Das fand ich echt unverschämt!«

Vor kurzem habe ich Linda Bendali, eine der beiden Sozialarbeiter, die sich um Stuart kümmerten, als er im Freien schlief, gefragt: »Wieso Stuart? Wieso ist er von der Straße weggekommen, wenn das so viele andere versucht und nicht geschafft haben?«

»Er gehört zu den Ausnahmen. Als ich ihn kennen lernte, war er völlig runtergekommen, ramponiert bis zur Unkenntlichkeit. Er wollte kein Dach überm Kopf, weil er fand, er hätte es verdient, auf der Straße zu liegen und es schwer zu haben. Aber letztlich glaubte er an sich, und er kannte seine Grenzen. Wenn ich ihm irgendwo ein Zimmer anbot, sagte er: ›Das pack ich jetzt nicht, es wird nichts, wenn ich da reingeh, ich bleib lieber auf der Straße.‹ Seine Wut saß ihm wie der Teufel im Nacken. Er hatte Angst davor. ›Ich traue mich da nicht hin, in die Unterkunft, weil ich mir selbst nicht traue. Mir ist egal, wie kalt es hier draußen ist.‹ Er wusste, dass er nicht in den Wohnheimzirkus geraten durfte: Zimmer nehmen, mit *Drogen* erwischt werden, rausfliegen, wieder unterkommen, sich mit der Betreuung oder einem Mitbewohner anlegen, rausfliegen und so weiter und so fort. Aber er geht den Dingen auf den Grund. Irgendwie hat er alles auf der Reihe. Man sagt sich ja, dass die Leute auf der Straße eine Menge Zeit haben, über ihre Lage nachzudenken, aber

FREIHEIT

für die zwei aus Cambridge



Ruth Wyner
5 Jahre Gefängnis



John Brock
4 Jahre Gefängnis

Am 17. Dezember 1999 mussten Ruth Wyner, Direktorin der Obdachlosenstiftung *Wintercomfort*, und John Brock, Leiter des Tageszentrums, ins Gefängnis, weil einige der von ihnen betreuten Menschen in der Tagesstätte heimlich Drogen kauften und verkauften.

»Ich kann weder in der Verurteilung noch in der Strafe einen Sinn erkennen«, sagte Anne Campbell, Abgeordnete für Cambridge. Die Strafen sind »empörend«.

»Ich bin bestürzt darüber, wie es zu diesen Schuldsprüchen gekommen ist, und kann mich über das Urteil nur wundern«, sagte James Paice, Abgeordneter für South East Cambridgeshire.

Peter Bottomley, Abgeordneter für Worthing, hat um die Begnadigung der beiden engagierten Wohlfahrtspfleger ersucht.

Kein Flugblatt

meistens gelangen sie zu einer Einstellung, die ihre Obdachlosigkeit aufrechterhält, oder sie denken lieber nicht zu sehr nach, weil sonst unangenehme Dinge zutage treten, mit denen sie sich befassen müssten, um weiterzukommen. Aber Stuart war jemand, der sagte: ›Los, raus mit dem unangenehmen Zeug, ich will das angehen.«

Die Schreibtischplatte ist mit Briefumschlägen, Stiften und einem Stapel Plakate übersät.

Stuart sagt mir, dass er sich verändert hat, seit er an der Kampagne mitarbeitet. Die Leute sind freundlicher geworden. Sie nehmen ernst, was er zu sagen hat. Nach der offenen Versammlung hatte er gefragt, ob man ihm eine Funktion geben könnte, und sie sofort erhalten. »Ich war ehrlich überrascht«, sagt er. »Ich dachte, Mittelstandsbürger ticken nicht richtig. Aber sie sind ganz normal. Ehrlich gesagt, ich war ein bisschen geschockt.«

Stuart und ich haben gemeinsam neun Reden über die Kampagne gehalten, seit wir zusammenarbeiten: in Birmingham, London, Oxford, in den Dörfern um Cambridge und vor einem Saal voller Studenten am Anglia Politechnikum. Wir sind die Einzigen in der Kampagne, die Zeit dazu haben, und wir haben ein gutes Verfahren entwickelt. Zuerst spreche ich etwa zwanzig Minuten über die Einzelheiten des Falls und werbe für das Gnadengesuch, den Protestbrief an den zuständigen Abgeordneten oder den bevorstehenden Marsch auf London, dann kommt Stuart und reißt die Zuhörer mit der Schilderung seines Lebens von den Sitzen.

»Ich bin einer von denen, für die sich diese beiden engagierten Sozialarbeiter eingesetzt haben«, sagt er dem Sinn nach. »Ist Ihnen klar, was für ein Alptraum ich war? Ist Ihnen klar, wie schwierig es sein muss, einen wie mich unter Kontrolle zu halten? Begreifen Sie jetzt, dass man Ruth und John für das, was sie geleistet haben, einen Orden hätte verleihen müssen, statt sie für etwas ins Gefängnis zu stecken, das sie nicht unterbinden konnten?«

Manchmal schleicht sich ein »Scheiße« oder »Arsch« in seine

Rede ein, dann wird er rot oder er lacht, hält sich überraschend kleinmädchenhaft die Hand vor den Mund und bittet um Entschuldigung für »meine Kraftausdrücke«. Zum Schluss schlägt er öfter mal vor, die Regierung solle ihren derzeitigen Obdachlosen-»Zar« rauswerfen und Ruth an seine Stelle setzen. »Das ist meine ganz ehrliche Überzeugung.«

Klatsch! Klatsch! Klatsch!

Meistens bekommt er stehende Ovationen.

Diese Rede und die Taktik sind allein Stuarts Idee. Zwei Dinge tut er für die Kampagne: Er faltet Briefe zusammen, und er legt seine Seele bloß.

»He, Alexander, du hast den Bus verpasst«, ruft Stuart aus. Er hat mich aus meinen Gedanken gerissen. »Der nächste geht erst in zwei Stunden. Willst du zum Abendessen bleiben?«

Mir sinkt das Herz. Noch ein paar handtellerförmige Sandwiches?

»Meine Leibspeise – Curry.«

Ich gehe in den nächsten Laden und komme mit Vorräten zurück. Bulgarischer Weißwein für mich; noch acht Dosen Bier und ein Päckchen Tabak für ihn.

»Das willst du trinken? Wein? Baah!« Stuart schnuppert an der Flasche. »Riecht wie Kotze. Trink ein Stella.«

Das Currygericht nennt sich »Sträflingscurry«. Rezept seiner Mutter. Bei einigen besonderen Gelegenheiten hat er es in der Küche von Ihrer Majestät Gefängnis Littlehey nachgekocht, wo er fünf Jahre wegen Überfalls auf ein Postamt und Raubs von £ 1000 und einer Handvoll Schecks einsaß.

»Pilze?« Eine Dose Champignons; Stuart schüttet die kleinen Föten in die Pfanne. Dann macht er ein Päckchen supergünstige, markenlose, tiefgekühlte Hähnchenkeulen auf.

Bleich und pockennarbig, sehen sie aus wie gefrorenes Kinn, als hätte er unlängst einen dicken Eskimo gemeuchelt. Er holt eine

Zwiebel hinter dem Toaster hervor und beginnt sie mit einem seiner Messer kleinzuhacken.

Ich erkunde die Einzimmerwohnung weiter.

Das Bild an der Wand zeigt eine Landschaft mit Bergen und einem stillen See. Der Putz darunter ist bis aufs Mauerwerk zerschnitten seit einem seiner periodischen »Ausraster«, bei denen ihn die Wut wie ein Strudel erfasst und er – das geht zu tief, daran denkt er nicht gern – es an der Einrichtung auslässt. Auf dem Fußboden neben dem Schreibtisch steht ein leerer Karton *Shake n' Vac mit rosa Blumenmuster*.

»Gutes Zeug, das. Benutz ich für alles. Zum Beispiel da hinterm Bett, siehst du? Da müsste ein großer Fleck sein, weil ich da vorige Woche gereihert hab. Bier verschüttet, hingekotzt – alles richtig gut weggegangen. Am besten lässt man's aber eine Woche drauf, bevor man staubsaugt.«

Die Rechnungen auf der Bettkonsole sind rot.

Nein, Stuart hat nichts dagegen, wenn ich sie mir ansehe.

Kabelfernsehen: Er hat fünf Sender zusätzlich, keinen Sportkanal und kein Telefon. Obdachlose benutzen Handys, weil die viel billiger sind, wenn man nur Gespräche entgegennimmt. Mit Pay-as-you-go kosten sie praktisch gar nichts. Nur wenn Obdachlose die Telefonzellen belagern, tun sie das, was sie nach Ansicht des Normalbürgers mit ihren Handys machen: Sie rufen ihre Drogenhändler an. Für solche Anrufe benutzt Stuart stets die Telefonzelle.

Wasser: Stuart bekommt einen Härteausgleich vom Wasserwerk und lässt eine Reihe regelmäßig anfallender Kosten direkt von seinem Arbeitslosengeld abziehen. Mit dieser kläglichen Rechnerei kennt er sich genauso gut aus wie mit lateinischen Medikamentennamen – viel besser als ich mit meiner Buchführung. Es gehört zu dem, was mit dem unschönen Wort »Lebenskompetenz« bezeichnet wird. Verständlicherweise muss ein Obdachloser, der eine Wohnung bekommen soll, den Sozialhelfern seine »Lebenskompetenz« beweisen, sonst macht er doch nur Schulden, geht allen auf die Nerven und fliegt raus.

»Mit Wohnung bekommst du *genauso* viel Geld, wie *wenn* du auf der Straße liegst, nur ist es jetzt halb Stütze und halb ein Kredit für die Wohnung«, erklärt er und gibt dem Curry einen ermunternden Stoß mit der Gabel. »Die Rückzahlung kann dich alle vierzehn Tage £ 15 kosten. Statt £ 102 hast du also nur noch £ 85 oder so. Das Scheißwasser war £ 26 im Monat, bis ich den Zähler gekriegt hab und sie mir die Gebühren erlassen haben. Und da waren Strom, Gas und die Fernsehgebühr noch nicht dabei. Von den £ 85 zweiwöchentlich hab ich also £ 9 fürs Fernsehen bezahlt, £ 20 für Strom, weil es Winter war, und mindestens £ 14 fürs Essen. Dazu kommen die Toilettenartikel. Ich hatte £ 49 Ausgaben die Woche bei £ 42.50 Einnahmen. Noch nicht mal am Zahntag reicht dein Geld für die Rechnungen, denn sobald du deinen Scheck eingelöst hast, willst du ausgehen. Das Erste, was du also machst, wenn du einer von der Straße bist: Du scheißt auf die Rechnungen. Ich hab immer nur dafür gesorgt, dass ich Strom hatte. Würzen?«

»Wie kannst du denn davon leben, selbst ohne die Rechnungen?«

»Das ist es ja. Kann ich nicht.«

Stuart stöbert im Regal über dem Abtropfbrett: Billig-Tomaten, Billig-Baked Beans, Billig-Cornflakes – alles außer dem Bier in weißer Verpackung mit blauen Streifen. Billig-Rosinen, Billig-Milchpulver, Billig-Spaghetti. Ganz hinten schließlich, in einem Fläschchen mit buntem Etikett, das teure Five Spice von Sharwood, unentbehrlich für die chinesische Küche. Er kippt alles rein.

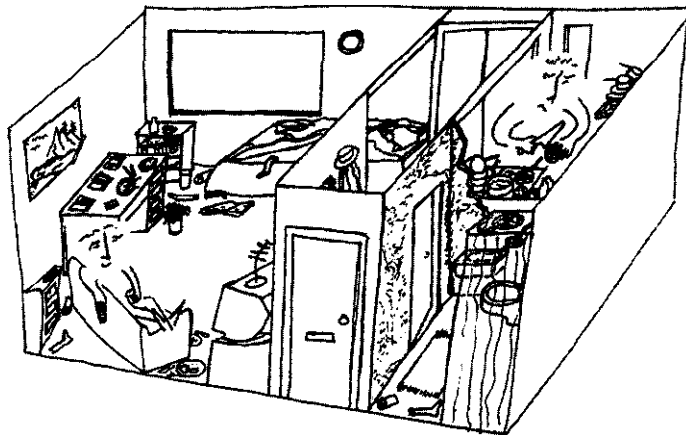
Geldstrafen – verhängt wegen Trunkenheit, Verkehrsdelikten und nicht bezahlter früherer Geldstrafen – ignoriert er. »Geh ich eben wieder hin und lass mich noch mal verknacken. Geh für drei, vier Monate in den Bau und sitz sie ab. Im Moment bin ich so verkehrt im Kopf, dass ich einen Urlaub eigentlich gut gebrauchen könnte.«

Stuart beherrscht auch die Kunst des Exknackis, Haftentlassungsdaten im Handumdrehen auszurechnen. »Okay, Ruth hat fünf gekriegt«, sagt er, taucht einen Finger in die Sauce und leckt nachdenklich dran, »aber wer mir wirklich Leid tut, ist John mit sei-

nen vier. Wenn man unter vier Jahre kriegt, braucht man nur zwei abzusitzen und wird automatisch entlassen. Hätte der Richter nur einen Tag weniger festgesetzt – drei Jahre, dreihundertvierundsechzig Tage –, könnte John in zwei Jahren draußen sein. Durch den einen Tag mehr kommt er in die nächsthöhere Stufe. Das heißt, er kann nur auf Bewährung entlassen werden. Vielleicht muss er die vollen Zweidrittel absitzen: zwei Jahre und zehn Monate. Hör mal, Alexander, wenn du dich nützlich machen willst, wasch doch ein paar Teller ab, ja?«

Seine Küche sieht aus, als hätte eine Bombe eingeschlagen. Das Umweltamt sollte sie dichtmachen. Ich mache mich strafbar, weil ich ihn dafür nicht anzeige. Der Lattenrost mit den mutmaßlich versteckten Mikrofonen ist über der Spüle. Die Spüle ist nicht zu sehen. Ihren ungefähren Standort verrät ein Haufen Geschirr, das durch den Ausguss zu entkommen versucht. Ekelhaft.

Die purpurrote Sauce blubbert und spritzt. Stuart selbst ist nicht gern scharf. Er hat zum ersten Mal in seinem Leben in einem Restaurant gegessen, als er mit mir und Mitstreiterin Cathy Hembry in Leeds war, um Keith Hellawell, dem »Drogenzar« der Labour-Partei, die Meinung zu geigen. Stuart bestellte Chicken Tikka



Die purpurrote Sauce blubbert und spritzt.

Masala, kostete, stieß den Teller weg, fächelte sich Luft zu und befand: »Uuah! Das kann man doch nicht *essen!*« Damals in Leeds hat er auch zum ersten Mal in einem Hotel übernachtet. Mittlerweile ist er zum Fachmann für indische Restaurants in Cambridge geworden (nur mild Gewürztes).

Das Sträflingscurry kommt spät am Abend auf den Tisch: dampfend, duftend, ölig und, von einem Meister zubereitet, kräftig im Geschmack, auch wenn der Reis dazu nach Mörtel schmeckt. Die billighähnchenförmigen Eskimokinne sind zart, wunderschön saftig und lösen sich leicht vom Knochen.

Stuart nimmt seinen Teller und haut sich in den Sessel vor dem Fernseher. »He, wo ist die Fernbedienung?« Er schiebt sich ein paar Pilze rein und kaut geräuschvoll.

The Dukes of Hazzard, Starsky & Hutch, Knight Rider – das sind seine Lieblingssendungen: alles, was die gedämpften Farben der 80er Jahre, eine hanebüchene Handlung und Autojagden mit sich bringt.

Fünf Minuten lang sehen wir uns *A-Team* an. Der nächste Unfall. George Peppard wirft aus einem Hubschrauber Wassermelonen auf die Windschutzscheibe des Schurken, die Scheibe zerspringt, und den Schurken schleudert's von der Straße. In der nächsten Einstellung – Wagen mitten in der Luft, dem Untergang geweiht – ist die Windschutzscheibe wieder ganz. Stuart bricht in Gelächter aus. »Das gefällt mir daran. Einfach super.« Der Wagen plumpst in einen flachen See.

»Gehen wir, Partner«, öffnet Stuart fröhlich den Helden nach.

Gleich darauf zappt er sich wieder durch die Kanäle und findet, was er wirklich will. »Das ist das Beste.«

Wir sehen uns gemütlich eine Sendung über Archäologie an.

Der letzte Bus nach Cambridge-Mitte fährt um zehn nach elf.

»Morgen machen wir mit dem Buch weiter, ja?«, sagt Stuart. »Da kann ich mir deine Bude auch mal ansehen. Verschärfter Lokal-

termin, wie du bei mir.« Er legt sich den Terminkalender aufs Knie, drückt ihn platt und streckt konzentriert die Zunge vor.

12
1 7 O'CLOCK BA AK
2
3 ALEXDER
4

SIEBEN UHR BEI ALEXDER

Auf dem dunklen kleinen Weg von der Siedlung zur Hauptstraße merke ich, dass ich nicht mehr genug Bargeld für den Bus habe. Stuart drückt mir einen Fünfer in die Hand.

Ich protestiere und gebe ihm den Schein zurück, denn ich weiß, er hat das Geld gespart, um noch in einen Ausschank zu gehen, wenn ich weg bin. »Dein Kneipengeld behalt mal schön. Ich nehm mir ein Taxi und halte unterwegs an einer Bank.«

»Nein, ehrlich, Alexander.« Stuart drückt es mir wieder in die Hand. »Ich hab genug intus. Du tust mir einen Gefallen, wenn du mich vom Weitersaufen abhältst. Du tust der Gesellschaft einen Gefallen.«

Häftlingscurry
Rezept
für vier Personen

7 Tiefpreis-Hähnchenkeulen («Ist immer einer dabei,
der keine zwei will.«)

4 Zwiebeln

1 Glas Currypaste, »was sie gerade dahaben«

2 Dosen »schöne, preiswerte« Tomaten – Aldi,
Sainsbury's oder Tesco

Pilze, grüner Mais »oder so was«

Gemischte Gewürze

Gemahlener Kümmel.

Die Zwiebeln mit der Currypaste in der Pfanne braten, »bis man zufrieden ist«. Tomaten, Pilze, grünen Mais und Hähnchen dazugeben. Curryglas ausspülen und das Wasser hinzufügen. Kümmel und Gewürzmischung darüber streuen, umrühren, das Ganze kurz aufkochen und zweieinhalb Stunden lang köcheln lassen.

4

»Wann und wie bist du denn ...«

»So ein schreckliches kleines Arschloch geworden?«

»Nein.«

»Tschuldigung. «

»Da kommen wir später hin.«

»Tschuldigung.«

Ich schaue auf den Recorder und stelle fest, dass ich sowieso noch mal neu anfangen muss, da ich vergessen habe, den Pausenknopf zu lösen.

»Wann und wie ...«

Und wieder müssen wir Halt machen. Diesmal unterbricht uns mein Vermieter. Stuart ist heute zu mir gekommen und sitzt krumm und verdreht in meinem Sessel, die Beine übereinander geschlagen wie eine Kreuzung zwischen Cowboy und alter Oma. Der Vermieter kommt die Treppe raufgepoltert und steckt den Kopf zur Tür herein.

»Hallo«, sagt er ausdruckslos.

»Tag. Mein Name ist Stuart. Nett, Sie kennen zu lernen.«

»Hallo.«

Mein Vermieter, zweimaliger Goldmedaillengewinner bei der Mathematik-Olympiade, Mitverfasser des *Atlas der endlichen Gruppen*, ist ein großzügiger, freundlicher Mensch von sonnenklarem Verstand, aber ein bisschen merkwürdig. Frauen haben die Tendenz aufzuschreien, wenn sie ihn wachsbleich und stumm hinter der Tür stehen sehen. Seine Haare sind wirr, seine Hosen zerschlissen. Doch zu den sympathischsten (und lästigsten) Eigenschaften Stuarts ge-

hört, dass er über Fremde nicht urteilt, ehe er sie kennt, besonders wenn sie eigen sind. Selbst über eindeutig beschränkte Menschen, die zu Blitzdiagnosen einladen, bricht er nicht den Stab, sondern geht davon aus, dass sich hinter dem blöden Schein eine verwickelte Leidensgeschichte verbirgt.

Der Vermieter poltert die Treppe wieder runter und reißt seine Post auf.

Ich greife wieder nach dem Kassettenrecorder.

»Wann und wie ...«

»Du hast nicht zufällig was Warmes zu trinken, Alexander?«

Ich bin nicht scharf darauf, Stuart allein im Zimmer zu lassen, und so flitze ich mit unterdrücktem Frust in die Küche hinauf. »Danke«, ruft er. »Vier Stück Zucker, ob Tee oder Kaffee, ist mir egal.«

»Danke«, ruft er noch einmal, als ich runterrufe, ob er Milch möchte.

Stuart und ich haben uns mittlerweile zwar schon ein Dutzend Mal getroffen, aber jetzt ist er zum ersten Mal bei mir, und ich mache mir Sorgen. Sein wildes Leben und seine lustigen Kriminalschwänke erscheinen mir plötzlich etwas beunruhigend. Vielleicht kann er nicht an sich halten. Vielleicht stopft er sich jetzt gerade die riesengroßen Taschen mit meinen Siebensachen voll. Im Gasthof seiner Mutter – in dem Dorf auf der anderen Seite von Cambridge, wo er aufgewachsen ist – verstecken die Frauen, wie Stuart sagt, »ohne einen Hehl daraus zu machen«, ihre Handtaschen, wenn er den Schankraum betritt.

»Versteh ich nicht«, bemerkt er dazu gern. »Ich klaue keine Handtaschen. Find ich nicht in Ordnung.«

Was ist mit Wanddekorationen – klaut er die? Meinen schön gerahmten und verglasten rosa Straußenfederfächer? Oder die geblühten Teetassen auf dem Klavier? Das Volterol (50 mg) in dem Arzneischrank im Bad?

Rasch spüle ich zwei Tassen aus, fische einen Löffel aus dem Abwasch, durchforste die Schränke nach Teebeuteln, flitze die Treppe hinunter und verschütte heißes Wasser auf den Teppich.

»Danke«, sagt er zum dritten Mal, als ich wieder ins Zimmer trete.

Nichts deutet daraufhin, dass er sich vom Fleck bewegt hat. Er scheint nichts angerührt zu haben. Die einzige erkennbare Veränderung besteht darin, dass die braune Wolldecke von der Rückenlehne des Sessels herunter und ihm übers Ohr gerutscht ist. Von seiner Selbstgedrehten fällt eine lange Stange Asche.

»Die Bücher«, sagt er und deutet mit dem Kopf auf die Regale über meinem Schreibtisch. »Hast du die alle gelesen?«

»Nein.«

»Die Hälfte?«

»Nicht direkt.«

Erstaunt bemerkt er das Buch, das neben seinem Sessel auf dem Boden liegt: »*Die Raubwespe* – ein ganzes Buch über die kleinen Sommerviecher?«

Er beugt sich vor und pickt noch eins heraus: »Das da, *Lila*, wovon handelt das?«

»Von der Farbe Lila.«

Stuart schüttelt langsam den Kopf und lehnt sich wieder zurück. »Wie hat er das denn durchgekriegt?«

»Okay, fertig? Kann's losgehn? Du machst mich meschugge mit dem Apparat, Alexander. Was war noch mal die erste Frage?«

»Wann und wie bist du so ... «, setze ich an.

Aber schon wieder kommt etwas dazwischen. Wie schwer ist es eigentlich, mit der Geschichte eines Lebens anzufangen? Stuart hat versehentlich das Mikrophon runtergeschmissen. Ich stelle es ihm wieder aufs Knie.

»Und das rote Licht heißt auch bestimmt, dass es funktioniert?«, horcht er nach. »Mit Technik hast du's ja nicht so, Alexander. Müsste das nicht grün sein?«

»Stuart, es ist ein Tonband, keine Ampel.«

»Nur 'ne Frage. Nichts für ungut. Bin 'n bisschen nervös, glaub

ich. Mein Scheißleben, verstehst du? Übrigens hab ich mir einen Titel überlegt. *Am Rande des Wahnsinns*. Was hältst du davon?«

»Find ich furchtbar.«

»Okay.«

James Cormick, ein befreundeter Linguist, beschreibt Stuarts Stimme als »hellen Tenor mit einem leichten Timbre zum Alt hin, sodass er sich irgendwie erschöpft oder vorzeitig gealtert anhört«. Ironischerweise macht die Schwäche in der Stimme seine Stärke als Sprecher aus, die ihn bei unseren Vorträgen auszeichnet. Er ist kein Schlägertyp, der mit seinen Taten protzt. Er kommt ein wenig als Schwächling rüber – als Hänfling eigentlich, wenn man ihn nur auf Band hört –, der sich irgendwie durchgeschlagen hat, und er besticht eher durch Timing und Intelligenz als durch Lautstärke. »Er kann unglaublich brutal erzählen«, sagt Denis Hayes, der andere Sozialarbeiter, der Stuart geholfen hat, von der Straße wegzukommen. »Egal, wie schrecklich etwas war, er schildert es ganz sachlich. Das bringt einen aus der Fassung, weil das, was da so ruhig und leise erzählt wird, eigentlich von einem Peter Cushing vorgetragen werden müsste. Die Stimme passt überhaupt nicht dazu.«

Ich spule das Band ein Stück zurück und höre mir eine Stelle noch mal an:

»... *Bisschen nervös, glaub ich. Mein Scheißleben, verstehst du ...*«

Stuart stellt Wörtern oft ein »Scheiß« voran, sagt aber eher selten »Scheiße«, »Scheißdreck«, »scheiß drauf« und dergleichen. Sein anderes liebstes Schimpfwort ist »Arsch«. Mit »Arsch« kann ein unangenehmer, aber auch ein ganz normaler Mensch gemeint sein. Aggressiv sind diese Ausdrücke fast nie gemeint, und er benutzt sie nicht etwa, weil ihm keine passenderen einfielen. Er redet einfach, wie ihm der Schnabel gewachsen ist.

In dem folgenden Auszug erzählt er, was passiert, wenn ihn »die Wut« überkommt:

Wir reden hier also nicht von Küchenmessern, sondern von, ich sag mal, Hau-ab-du-Arsch-Messern. Da hat mein Stiefvater natürlich

bisschen Angst. Er ist zwar kräftig, aber er wird nicht jünger. Mit zehn hätte er mich quer durch die Hütte geschmissen. Jetzt wissen sie daheim nicht, wer wem wehtut, ob ich weggesperrt werde oder meine Mutter ihren Mann verliert. Was machen sie also? Es ist schwer für sie, weil, der Arsch hier wird echt unheimlich. Man wird sich sogar selber unheimlich, aber man hat's nicht unter Kontrolle. Es dauert manchmal Monate, bis man richtig darüber nachdenken und es so sehen kann, wie es war. Denn wenn es passiert, lebt man in einer anderen Welt, der Kopf ist nicht im Normalzustand.

Stuart dehnt die Vokale beim Sprechen, als würde er sie am Gaumensegel entlang spazieren rühren.

»Ach, du liebe Zeit, soo hör ich mich an? liih ... das gefällt mir aber gaaar nicht.« Er verzieht den Mund, als hätte er etwas Bitteres gegessen, schüttelt den Kopf und lacht.

»Okay, noch mal.«

»Wann und wie bist du obdachlos geworden?«

Stuart prüft, wie heiß sein Tee ist, indem er den Finger hineinsteckt, dann kippt er den halben Becher hinunter.

»Na, das ist jedes Mal anders, Alexander ...«

5

»Obdachlos – da geht s nicht darum, dass man keine Wohnung hat. Es geht darum, dass etwas absolut falsch läuft. «

No. 2 Laurel Lane, mit 29

»Das letzte Mal bin ich extra auf die Straße«, sagt Stuart mit fester Stimme. »Mit neunundzwanzig. Kam gerade aus dem Knast: Überfall auf eine Poststelle. Hatte viereinhalb von den fünf Jahren abgesessen, weil ich nicht brav war, dann hab ich Arbeit bei einer Abschleppfirma gefunden. War legal, haben viel für die Polizei gemacht, aber man kriegte unweigerlich ein paar nützliche Tricks mit. Ein XR3i zum Beispiel? Ford XR3i? Bei den Abschleppern habe ich gelernt, dass du für den nur einen Schraubenzieher brauchst. Du drehst die zwei Schrauben am Blinker los, machst das Plastikteil ab, nimmst die Birne raus, legst ein Stück Alufolie rein, schraubst die Birne ein, ruckelst am Wagen, damit der Alarm losgeht, und es gibt einen Kurzen. Aus mit dem Alarm. Fand ich wirklich interessant, die Arbeit.

Mit Stöckchen geht's auch. Das Schloss mit einem Stecken öffnen, den man am Fenster reinschiebt? AA und RAC hatten damals davor gewarnt, weil in Amerika jemand seine Schlüssel eingeschlossen hatte und er den Stock reingeschoben hat, und der Wagen hatte einen Seiten-Airbag. Der Airbag ging auf, und der Stock schoss hoch und hat den Typ umgebracht. Ging ihm durchs Kinn direkt ins Gehirn. Deswegen hat's mir da gefallen. War immer was Neues. Nie langweilig.

Das Schlimme war die Kohle. Immer zu viel. Komisch mit dem Geld, hm? Ein Menge Leute leiden nicht darunter, dass sie kein

Moos haben, sondern dass sie zu viel haben. Wobei, wenn ich Geld hatte, bin ich nach Feierabend heim und hab ein paar Tage lang nicht geduscht. Saß ich da, Montag, Dienstag, Mittwoch, Donnerstag, und hab geschluckt. Ich fing an, ein bisschen empfindlich zu werden, kribbelig, vom Saufen. Aber freitags bin ich dann nach Huntingdon zum Heroinrauchen. Innerhalb von drei Monaten kam ich auf sage und schreibe £ 70 am Tag für Stoff. Ein Gramm am Tag!«

»Warum?«, frage ich, irritiert über die Geschwindigkeit, mit der Stuarts Leben in die Binsen geht.

»Na, davon handelt doch das Buch, oder?«

»Kommt es so schlimm?«

»Nee, darum geht's nicht. Heroin ist überhaupt nicht schlimm, nicht am Anfang. Du fühlst dich gut damit. Ob du den Buckel voller Sorgen oder keine Sorgen hast, es bläst sie alle weg. Ihr denkt dabei immer nur an fiese, verdreckte Nadeln wegen der Plakatwerbung, das finde ich aber grundfalsch und gefährlich, weil, wenn du auf H bist, kommst du dir anfangs weder eklig noch schmutzig noch verkommen vor, also weißt du, das die Plakate lügen. Du bist glücklich. Alle sind dir sympathisch. Alles ist in Butter. So das Gefühl, wie wenn du morgens aufwachst und bist wirklich noch müde und matt und weißt, du musst nicht aufstehen.«

»Aber –«

»Alexander, wenn wir vorankommen wollen, musst du lernen, mich nicht dauernd zu unterbrechen. Jedenfalls, wie gesagt – der Recorder noch an? –, okay, der Alkohol und die Drogen haben mein Leben beherrscht. Also musste ich an Wochenenden klauen gehen, um das Geld dafür aufzubringen. Gelegenheitsdiebstahl. Hab ich an der Straße ein Auto mit einer Aktentasche oder einem Laptop drin gesehen, hab ich die Scheibe eingeworfen. Von dem Geld hab ich dann Stoff gekauft, nicht mich bereichert, wenn du verstehst, was ich meine. Oder ich hab Sonderaufträge angenommen. Wenn jemand ein neues Fahrrad wollte, hab ich auf der Arbeit eins vom Schrott geholt. Natürlich nur, wenn ich wusste, dass der Boss es

nicht braucht. Zeug, das ohnehin weggeworfen werden sollte. Lampen, Blinker, Spiegel, Lenker. Ins Pub damit. Bitte schön, Kumpel. Guter Kauf. Ab nach Huntingdon. Mit dem Geld den Stoff bezahlt, von dem ich so viel brauchte, weil ich so viel Kohle hatte. Saudämlich! Saudämlich, das ist mein zweiter Vorname!«

Stuart kramt in den Taschen und lässt seinen Ärger an einem Päckchen Old Holborn aus – tsching, tschang, pitsch, patsch, dann rollt er einen Tabakwurm in ein Blättchen.

»Wenn ich eine Bank wäre, hätten sie mich schon vor Jahren liquidiert.«

Stuarts Raucherei könnte mich auf den Gedanken bringen, dass er meinen Teppich nicht mag, doch dafür kenne ich ihn zu gut. Ist der Glimmstengel einmal angezündet, streift er nicht nur die Asche nicht ab, bis sie anderthalb Zentimeter lang in der Zugluft zittert, sondern wenn sie abfällt, nimmt er auch keinen Aschenbecher – er fängt sie mit der Hand auf. Das hält er so, bis die Kippe kleiner als ein Fingernagel ist, dann drückt er sie auf dem Aschehügel in seiner Hand aus, dreht die Hand nach unten und wischt alles, was nicht auf den Boden gefallen ist, an seiner Hose ab.

»Eines Tages reichte es mir dann. Also hab ich gemacht, was viele machen, die auf der Straße landen. Ich hab Mist gebaut – absichtlich. Hab dem Chef gesagt, er könne mich mal, hab meiner Mutter einen Batzen Geld geklaut, bin mit dem Bus in die Stadt und hab mich, wie gesagt, auf die Straße gelegt.«

Entlassene Strafgefangene landen oft auf der Straße. Von der Gesellschaft abgeschnitten, pleite, drogensüchtig und von den alten Freunden geächtet – wenn man ein paar Monate in dieser Art von Freiheit gelebt hat, findet man es gar nicht mehr so übel, Haus und Verantwortlichkeiten aufzugeben und mit einem Haufen gleichgesinnter Exknackis auf dem Gehsteig herumzuhocken.

Stuarts Fall lag etwas anders: Seine Familie hielt zu ihm, seine Freunde ließen ihn nicht fallen, er fand sogar eine gute Anstellung, obwohl er wegen eines Gewaltdelikts eingesperrt und sich in der Haft wie ein Besessener aufgeführt hatte.

Meine Frage also: »Warum hast du es vermurkt?«

»Ich weiß nicht, Alexander, manchmal wird's so schlimm, dass einem nichts Besseres einfällt, als noch einen draufzusetzen.«

»Zwei alte Typen namens Scouser Tom und Asterix waren die Ersten, mit denen ich ins Gespräch kam, als ich aus dem Bus gestiegen bin.«

»Im Bus keiner?«

»Im Bus war ich nicht zum Reden aufgelegt. Das war ja noch die alte Welt, oder?«

»Wie hast du Tom und Asterix denn kennen gelernt?«

»Die saßen da einfach.«

»Was waren deine ersten Worte?«

»Weiß ich nicht mehr.«

»So ungefähr?«

»Keine Ahnung. Ist das so wichtig?«

Sehr wichtig, denke ich frustriert. Der Moment des Übergangs ist eins der großen Rätsel der Obdachlosigkeit. An welchem Punkt wird aus einem Menschen in seinem Haus ein Unbehauster? Wann hört er auf, einer von uns zu sein, und wird einer von ihnen? Ich kann mir vorstellen, dass man verzweifelt ist. Man steht mit dem Rücken zur Wand, Rechnungen flattern aus dem Briefkasten, die Frau liegt mit dem Gerichtsvollzieher im Bett, in der Küche rürmen sich die Flaschen, man schließt die Tür hinter sich, geht mit dem Rucksack den Berg hinunter, steigt in den Bus – nicht vorstellen kann ich mir den Punkt, an dem man zu sich selber sagt: »Scheiße! Obdachlos!«, und wirklich davon überzeugt ist. Sehe ich in Panik meine Briefftasche durch, wenn der Bus losfährt (keine Kreditkarten, kein Scheckheft), klopfe meine Taschen ab (keine Schlüssel, keine Adressen, kein Brief von den Eltern mit der gruseligen Einladung, mein altes Kinderzimmer wieder zu beziehen) und frage mich, woher ich bloß den Mut nehmen soll, zu betteln? Dann wird mir plötzlich klar: Himmel! Kein Bett! Kein Zuhause!

Caitlin Thomas schreibt am Ende ihrer Autobiographie, nach

Dylans Tod in New York, dass sie im Rattern der Eisenbahnräder auf der Rückfahrt nach Wales nur die immer gleichen Worte hören konnte: »Kein Dylan, kein Zuhause, kein Dylan, kein Zuhause, kein Dylan, kein Zuhause.« Fühlt sich wahre Obdachlosigkeit so an? Nicht bloß wie der Verlust eines bestimmten Dachs über dem Kopf, sondern wie der Tod einer Beziehung? Halten Outreach-Worker es deshalb für so wichtig, frischgebackene Obdachlose in den ersten Wochen auf der Straße aufzufangen? Weil sie sonst ein neues Gefühl der Dazugehörigkeit aufbauen und sich der Straßengemeinschaft anschließen, da sie Menschen sind und Anschluss brauchen, wonach es dann hundertmal schwieriger ist, sie zu uns anderen zurückzuholen?

Die dritte Möglichkeit: Der Übergang ist eine Desillusionierung auf Raten. Anfangs tändelt der Obdachlose nur. Es macht ihm beinahe Spaß, im Freien zu schlafen. Er ist wie der Kellner in Sartres *Die Wörter*. Er spielt eine Rolle, spielt sie, ohne daran zu glauben, bis er sich eines Tages umsieht und feststellt, dass alle seine Freunde Penner sind: Das Mädchen, das ihm gefällt, ist Pennerin, die abendlichen Unternehmungen, auf die er sich freut, sind Pennersachen, wie etwa, sich hinter der Mount-Zion-Baptistenkirche mit Tenants Super zu besaufen. Sein ganzer Kreis besteht aus Pennern, und jetzt, da die ironische Distanz verschwunden ist, gehört er endgültig zu ihnen.

Jemandem wie mir, der weiß, dass er sich nie in eine so dumme und entwürdigende Lage hineinziehen lassen wird, fällt es schwer, für diesen Augenblick des Übergangs ein stimmiges Bild zu finden. Deshalb ist mir jedes Wort der ersten Unterhaltung mit Asterix und Scouser Tom wichtig.

»Du hast also die beiden da gesehen«, versuche ich es noch einmal, »und gesagt: ›Tag, ich heiße Stuart, ich bin obdachlos‹, und hast ein Gespräch angefangen?«

»Na, woher denn – ich hab doch nicht gesagt: ›Ich heiße Stuart, ich bin obdachlos.‹ Wie käme ich dazu? Ich kannte die Säcke doch seit Jahren.«

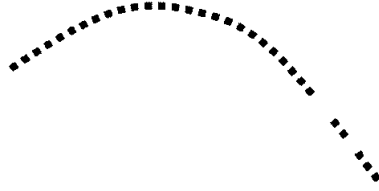
Sie hatten sich hinter die Bushaltestelle gesetzt und drei Tage lang gesoffen.

Stuarts Schlafadresse war Nr. 2 Laurel Lane, Christ's Pieces. Es schlief sich gut dort, mitten in dem 750 Quadratmeter großen alten Park mit Toilettenanlage, sechs Tennisplätzen und einem Bowlingplatz. Wenn er aufwachte, kroch er unter leeren Zigarettenschachteln und Plastikbechern hervor und kaufte sich Kaffee und ein Stück Teekuchen am Kiosk. Christ's Pieces ist der öffentliche Park hinter Christ's College. Nr. 2 ist der zweite Strauch von links – der mit dem größten Hohlraum in der Mitte. Stuart putzte sich nicht die Zähne. Er wusch sich nicht. Wenn er nicht gerade mit Nick und Paul Bier trank, paffte er das Heroin, das er von dem Geld seiner Mutter gekauft hatte. Über die Streifenpolizisten, die vorbeigingen, als hätte er da eine normale Selbstgedrehte, konnte Stuart nur lachen.

An seinem vierten Tag im Park lernte er Smudger kennen, einen Mann mit Wohnung, und zog bei ihm ein. Smudger hatte eine Woche zuvor noch selbst auf der Straße gelegen. Seine neue Unterkunft war ein von der Stadt gestelltes Durchgangsquartier; jedes Jahr reservierte die Stadt eine Hand voll Wohnobjekte für die Unterbringung Obdachloser. Smudger hatte eine Menge Freunde. Sie eilten von der Straße herbei, um ihm zu seinem Glück zu gratulieren, tranken seinen Kaffee und seinen Tee, verputzten seine leckeren Müsliriegel, klauten ihm Alufolie, Löffel und Streichhölzer; dann spritzten sie sich was auf seinem Fußboden und bekamen Langeweile.

Zu ihrer Unterhaltung gingen sie am Abend randalieren (aber ohne ihn, beteuert Stuart) und verbarrikadierten die Wohnungstür einer achtzig Jahre alten Nachbarin mit Blumentöpfen.

Einem anderen Bewohner des Wohnblocks wurden sämtliche Fenster mit einer Uzi zerschossen. Die Kugeln hinterließen auf der Wand dahinter ungefähr diese Spur:



Smudger wurde wegen Nichtzahlung der Miete und untragbaren Umgangs vor die Tür gesetzt.

»So ist nun mal das Leben, nicht? Alle wollten alles umsonst haben und keiner hat sich klar gemacht, dass er Miete zahlen muss.«

Stuart zog wieder ins Freie. Um Kosten zu sparen, fing er an, Heroin zu spritzen, statt es zu rauchen. »Hätte ich mir beinahe eine Überdosis verpasst, so stark kam das. Und ich dachte: Super, so kostet mich die Chose nur noch zehn statt siebzig Pfund am Tag. Einen Monat später hab ich mir täglich £ 70 in den Arm gedrückt.«

»Können wir's dabei belassen?«, fragt Stuart.

»Was? Schon aufhören? Wir sind doch erst eine halbe Stunde dran.«

Stuart rutscht auf meinem Sessel herum. »Hab viel zu tun heute«, mault er.

Ich greife nach dem Recorder, um ihn auszuschalten, überlege es mir anders und lehne mich zurück. »Okay, aber fünf Minuten noch. Fassen wir mal zusammen. Du warst im Gefängnis, ja?«

»Genau, und zwar ...«

»Darauf kommen wir noch. Später. Dann bist du rausgekommen, hast dir ein halbes Jahr lang alles vermurkst und bist auf der Straße gelandet.«

»Genau, das hab ich ja gerade erklärt. Ich war damals dreißig und bin von Juni bis Dezember auf der Straße geblieben.«

»Das war kurz nachdem ich dich bei Sainsburys um die Ecke zum ersten Mal gesehen habe, ja?«

Er nickt genervt und zupft an seiner Steppjacke.

Viel zu tun? Ein von der Stütze lebender Penner wie er?

«Also gut, ich sag dir, was ich nicht kapiere. Warum bist du nicht schnurstracks zur Obdachlosenhilfe gegangen und hast dir einen Platz in einem Heim geben lassen? Sie hätten dich in ein Arbeitsbeschaffungsprogramm stecken können, in ein Gemeinschaftshaus oder eine Mietwohnung, und dir sagen können, wie du es am besten bezahlst. Gerade darum sind diese Heime ja so teuer, weil die Rund-um-die-Uhr-Betreuung finanziert werden muss: Leute, die das von dir so genannte System eigens beschäftigt, damit sie euch helfen. Mit anderen Worten, du musstest nicht draußen im Park schlafen. Du hast es getan, weil du es wolltest. Warum?«

Einen Moment lang sieht mich Stuart an, als wären bei mir Hopfen und Malz verloren. Ungläubig lässt er die Schultern fallen. »Nee, Alexander. Lass den Apparat an. Ihr Scheiß-Bürotypen glaubt doch alles, was ihr in der Zeitung lest oder im Fernsehen seht, dabei sieht die Realität so beschissen anders aus, dass man es nicht für möglich hält.«

Wer einen Funken Verantwortungsgefühl zeigt, nicht handgreiflich wird und nicht offen Drogen nimmt, wird von den Mitarbeitern des Tageszentrums Wintercomfort dem Outreach-Team empfohlen, das dann einen Platz in einem Wohnheim besorgt, meistens auf dem Grund und Boden der englischen Kirchen. Das Obdachlosenheim Willow Walk und seine große Schwester, Nr. 222 Victoria Road, sind hier gemeint. Sie haben kleine Einzelzimmer mit fester Belegung. Nr. 222 hat vierundsiebzig Betten und ist eine in der Nähe meiner Wohnung gelegene, danteske Einrichtung mit einer nichts sagenden hellen Backsteinfassade, an der ich auf dem Weg zum Supermarkt vorbeikomme. Manchmal stehen Krankenwagen oder ein Streifenwagen davor: Jemand hat eine Überdosis genommen, ist verprügelt worden, hat jemand anderen verprügelt oder das Fenster einer Spirituosenhandlung eingeschlagen und ist mit einem Arm

voll eisgekühltem Bier angekommen. Nr. 222 wird von einer Freundin von mir geführt, einer gewissenhaften, hochintelligenten Frau, die mit ihren Mitarbeitern fast ein Wunder vollbringt, indem sie das Haus tagaus, tagein in Gang hält.

In Häusern wie (besonders) Nr. 222 und (in viel geringerem Maße) Willow Walk herrscht ständige Wachsamkeit. Auf lange Phasen der Ruhe folgen kurze, stürmische Gewaltausbrüche, als würden die Leute plötzlich auf der ganzen Linie durchdrehen, und die Sozialhelfer eilen von einem Zwischenfall zum nächsten, hasten mit ihren Walkie-Talkies durch die Gänge und fragen sich, ob Vollmond ist und die Ampeln draußen vielleicht auch spinnen.

Deshalb kann Stuart Heime nicht ausstehen. »Da sind immer so kleine Jungs, die den starken Mann markieren, und wenn sie so ein halbes Hemd sehen wie mich, der auch noch hinkt, dann meinen sie, sie hätten leichtes Spiel. Wenn sie mir also dumm kommen, muss ich ihnen zeigen, wo der Spaß aufhört, und dann lande ich wieder im Knast. Verurteilen kann ich sie deshalb nicht, denn ich war früher genauso. Aber wenn mich einer umbringt, würde ich ihm nicht wünschen, dass er dafür auch nur drei Jahre brummen muss. Das wünsche ich keinem.«

»Du hast aber mit dem Gedanken gespielt, drei Betrunkene aus der Kneipe dazu zu bringen, dass sie dich kaltmachen, auch wenn sie dafür ins Gefängnis müssen.«

»Ja – das waren aber keine Obdachlosen.«

Heime bekommen den meisten Menschen nicht. Sie werden ihnen (so der Kalauer) unheimlich. Oder, schlimmer noch, ein Gefühl der Zufriedenheit macht sich unter den Bewohnern breit. Nach einem halben Jahr sind unerhörte Vorfälle kein Grund mehr, den Betreuern mit Beschwerdebriefen an ihre Vorgesetzten oder mit Enthüllungen in der *Cambridge Evening News* zu drohen – man tratscht nur darüber. Am Leben auf der Straße zeigt sich die ungesunde Anpassungsfähigkeit des Menschen. Ebenso im Gefängnis: Man gewöhnt sich an die empörenden *neuen* Verhältnisse – und hört auf, sich dagegen zu wehren. John Brock, der frühere Leiter von

Wintercomfort, für den wir kämpfen, ist ein gutes Beispiel. Nach ein paar Monaten Haft schreibt er seiner Frau, dass er sich im Gefängnis inzwischen ganz wohl fühlt. Es ist ihm nur Recht, wenn der Wärter die Zellentür zuschließt. Er hat das Gefühl, dass es sich als Büsser leichter lebt.

Obdachlosenheime fördern allen Bemühungen zum Trotz den Alkoholismus und die Drogensucht. Hauptsächlich deshalb verlangte Stuart von der Stadt eine Wohnung acht Kilometer außerhalb von Cambridge: Er wollte von der Drogenszene und dem Kleinkriminellenmilieu weg. Jemanden, der vom Heroin und vom Einbrechen wegkommen will, in einem Obdachlosenheim unterzubringen, das ist, als würde man einen Pädophilen in einen Kindergarten stecken. Die Versuchung ist überall. Mehr Drogen als in einem Obdachlosenzentrum gibt es nur im Gefängnis.

In Nr. 222 wurde Stuart zusammengeschlagen und klagte nicht, wurde noch einmal zusammengeschlagen und hielt den Mund, wurde ein drittes Mal zusammengeschlagen, versetzte einem der Schläger einen Kopfstoß, dass ihm das Auge platzte, lieferte sich mit einem anderen eine Messerstecherei und musste gehen.

Zu *Jimmys* im Keller der Mount-Zion-Baptistenkirche am anderen Ende der Stadt wollte er auch nicht. Technisch *ist Jimmys* eher eine Notunterkunft als ein Heim: Es gibt keine Zimmer, aber man kann für jeweils eine Nacht im Schlafsaal ein Bett bekommen. Kein Alkohol, Leibesvisitation an der Tür und keine Mülleimer, in denen man unbemerkt sein Spritzbesteck verschwinden lassen könnte.

»Es gehen auch ein paar nette Leute zu *Jimmys*, aber sie haben viele Geisteskranke und Säufer da. Und morgens um neun werfen sie dich raus. Die kassieren ordentlich Kohle dafür, dass du da wohnst, aber von neun Uhr früh bis abends um halb sieben lassen sie dich auf der Straße sitzen.«

Bei *Jimmys*, benannt nach einem verstorbenen charismatischen Pennbruder, fühlt man sich in die billigen Absteigen George Orwells zurückversetzt, aber es ist ein gutes Beispiel für Häuser dieser Art. Für Menschen, die sich sonst die Nacht mit Bier und Heroin um

die Ohren schlagen, ist es durchaus ein Rückzugsort. Aber jemand, der gern für sich ist, leicht zu schikanieren ist, sich verfolgt fühlt, zum Schlafen gern ein Kleid anzieht oder so laut schnarcht, dass die anderen Bewohner sich zusammentun und ihm einen Socken in den Rachen stopfen, ist dort nicht gut aufgehoben.

Ganz gleich, welche Dienste man anbietet, wie einladend und tolerant man ist, wie viel Personal und wie viel hübsche Zimmerpflanzen man bereitstellt, es gibt immer Obdachlose, denen das nicht zusagt.

»Gerade das macht sie ja aus«, erklärt Stuart. »Die Obdachlosen sind das, was übrig bleibt, wenn man alles, was die Leute sonst so bei der Stange hält – ja, bitte, nein, danke, der ganze Quark, Familie, Beruf und Armee-, abgezogen hat.«

Ein Jahr lang war ich während der Arbeit an diesem Buch im Willow Walk beschäftigt, dem besten Obdachlosenwohnheim der Stadt: zweiundzwanzig Betten, Einzelzimmer, Betreuer rund um die Uhr in einem Büro neben dem Eingang. Miete: £ 279 die Woche pro Person. (Die Obdachlosen zahlen das natürlich nicht. Sie zahlen etwa £ 6,50. Der Rest kommt von der Wohnungsbeihilfe, von Ihnen und mir.) Geleitet wird es von Ruths Mann, einem freundlichen, ruhigen und rücksichtsvollen Menschen.

Die Bewohner von Willow Walk sind im Allgemeinen umgänglich, auch wenn Einzelne ihre Touren haben. (Hausverbot bekommen hat zum Beispiel einer, der sechs Vorstrafen wegen versuchten Mordes hatte, und einer, der versucht hat, einen Sozialarbeiter umzubringen.) Die meisten sind vorsichtige, nervöse Menschen, die, wenn sie »ausrasten«, eher gegen das eigene Unglück als gegen sonst jemanden wüten. Einige von ihnen haben Dinge erlebt, die man nicht anhören könnte, ohne sich zu übergeben, aber sie werden keine Serienmörder, keine Brandstifter, keine Briefbomber. Sie hadern, sie quengeln, sie toben in ihren kleinen Kabuffs herum, sie glauben, alles sei ihre Schuld (oder sie glauben, nichts sei ihre Schuld, und folgern daraus, dass ihr Leben nicht unter Kontrolle zu bekommen ist), sie verletzen sich selbst, sie lassen die Tage und Monate an sich vorü-

berziehen, sie lassen sich zu Brei schlagen. Manche sind zum Schreien komisch, manche hoch begabt, viele sind freundlich, viele langweilig, einige wenige waren einmal reich, eine ganze Reihe von ihnen ist bis zu einem gewissen Grad verrückt. Manche entschuldigen sich so oft und so viel, dass es wehtut. Jemand war vielleicht etwas unwirsch, hat sich zu einem (oft nicht ganz unberechtigten) »Arsch!« hinreißen lassen oder sich im angeheiterten Zustand ein bisschen daneben benommen; sobald er dann aber nüchtern ist, fängt er an, sich zu entschuldigen, auch wenn der Adressat dieser Kratzfüße nicht den leisesten Schimmer mehr hat, um was es geht. Genau charakterisieren lassen sich die Menschen, die in solchen Heimen leben, nicht. Nach meiner Schätzung käme man bei einem Viertel von ihnen, wenn man sie auf der Straße sieht, nicht auf den Gedanken, dass sie etwas anderes als Erfolgsmenschen sein könnten (der derzeit bestgekleidete Mann von Cambridge wohnt im *Jimmys*), Daneben aber gibt es die bei den Chronisten der Halbwelt so beliebten üblichen Klischeefiguren: die Crackheads, die Fixer, die irischen Säufer, die Kinderschänder, die Huren (das Wort aber bitte nicht im Raymond-Chandler-Tonfall lesen; denken Sie an blasse Mädchen mit Pilzinfektionen und an Großmütter, die sich für einen Schluck vorverdautes Bier die Krampfadern betasten lassen), die Einbrecher, die Ladendiebe, die Ehrgeizlosen, die Selbstverächter, die Willensschwachen und ganz selten auch die Armen als solche.

Die letzte Stufe auf der Chancenleiter – nach Wintercomfort, *Jimmys*, Nr. 222 Victoria Road, dem Junge-Leute-Projekt in Haverhill, Willow Walk, Emmaus, einer vorübergehenden Unterkunft bei Organisationen wie den Cyrenians – besteht darin, dass man ein Zimmer oder eine Wohnung für sich allein bekommt.

Wenn dieser Wiedereingliederungsprozess gelingt, kann man innerhalb eines halben Jahres mit eigener Adresse runter von der Straße und auf Jobsuche sein, doch selbst das ist nicht schnell genug. Im Durchschnitt dauert es neun Jahre, bis ein Mensch nach dem Ereignis, das ihn aus der Bahn geworfen hat (Missbrauch, Bankrott, Scheitern der Ehe usw.) obdachlos wird. Ganze vier Wochen dau-

ert es dann, Fuß zu fassen, d. h., sich an das Leben auf der Straße zu gewöhnen und sich unwiderruflich daran anzupassen.*

Doch der Aufstieg auf der Chancenleiter geht selten gut – jedenfalls bei den »chaotischen« Obdachlosen. Menschen wie Stuart leben nicht unter freiem Himmel und ertragen Hämorrhoiden und Unterkühlung, bloß weil sie Pech hatten und ihr »Selbstwertgefühl« auf der Strecke geblieben ist. Deshalb genügt es nicht, wenn man ihnen Mut macht, eine Berufsausbildung ermöglicht und ihnen finanziell unter die Arme greift. Sie erleben Scheußlichkeiten am laufenden Band. Im schlimmsten Fall ist so jemand kaum noch ein Mensch, sondern eher die wandelnde Hülle eines Menschen, vollgestopft mit zerhacktem Ego. Es ist, als ob ihm ein Stück seiner Seele fehlt. Sein Verhalten und seine Lebensweise sind Symptome einer seelischen Störung – vielleicht sogar einer echten unheilbaren Krankheit –, und wenn man ihm rät, sich um einen der fünfzig Packerjobs zu bewerben, die das Arbeitsamt anbietet, ist das so, als ob man einem Unterschenkelamputierten sagt, wirf deine Krücken weg und lauf nach Hause.

»Mit der Obdachlosenkultur ist es komisch«, erklärt Stuart. »Mal gehen sie alle aufeinander los, aber es gibt auch Tage, da gehen sie zusammen durch dick und dünn, die ganzen verschiedenen Grüppchen. Einmal hab ich mit einem Kumpan irgendwo gesessen und gebettelt, da springt er auf und fängt an, mir in die Fresse zu treten. Er wusste selbst nicht, warum.«

Irgendwann kaufte sich Stuart, um von dem chaotischen Leben im Heim und auf der Straße wegzukommen, für £ 25 einen Wohnwagen und stellte ihn ans Flussufer, aber auch das ging schief. Andere übernahmen die Herrschaft. Er ließ die falschen Freunde auf dem Fußboden schlafen. Sie zündeten den Wagen an. Er flog in die Luft.

Ein andermal geriet Stuart mit Frank dem Tank aneinander, und Frank der Tank vermöbelte ihn im Park hinter dem Bushäuschen. Folge: Betreten des Bushäuschens verboten.

* Statistik von *Shelter*

»Selbst wenn du einen Job hast, bist du in den Arsch gekniffen, denn Arbeit bekommst du nur, wenn du im Heim wohnst, keiner gibt dir Arbeit, wenn du keine Adresse hast. Bekommst du aber einen Job, während du da wohnst, erhöhen sie dir sofort die Miete. Das müssen sie, weil diese Scheißzimmer zwei- bis dreihundert Pfund die Woche kosten, und wenn du Arbeit hast, zahlt die Beihilfe ja nicht mehr alles. Die Miete kann sich über Nacht auf sechzig, siebzig Pfund erhöhen, vom ersten Tag an, wo du arbeiten gehst! Einem, der gestern noch fünf Pfund bezahlt hat, wird da ganz anders. Aber das Bescheuertste kommt noch: Legale Jobs werden immer erst später bezahlt. Vierzehn Tage oder einen Monat arbeitest du vor, dann kommt der erste Lohnscheck. Wie willst du in den ersten vier Wochen die saudämliche neue Miete bezahlen? Es geht nicht. Wo soll das Geld herkommen? Du kriegst 'n Job, und was passiert? Du fliegst aus deiner Bleibe, weil du die Miete nicht zahlst.«

Das ist mir bekannt. Ich habe Obdachlosen selbst schon davon abgeraten, sich Arbeit zu suchen, besonders wenn sie neu auf der Straße sind (die Beihilfesituation bessert sich ein wenig, wenn man ein halbes Jahr ohne Einkommen war, doch nach einem halben Jahr fühlt man sich längst der Gemeinschaft der Obdachlosen zugehörig und findet es gar nicht mehr so schlimm, obdachlos zu sein), denn wenn sie Arbeit finden, verlieren sie ihren Platz im Wohnheim und damit ihre Arbeit, aus genau den Gründen, die Stuart nennt.

Kurz: Auf jeder Sprosse der Leiter gerät der chaotische Obdachlose ins Straucheln. Er bekommt einen Wutanfall, verliert die Nerven, betrinkt sich bis zur Besinnungslosigkeit, landet in den Arrestzellen der Polizei und muss drei Wochen später wieder an die unterste Sprosse herangeführt werden von Leuten, die es zunehmend leid sind, sein fleckiges Gesicht zu sehen.

So kam es, dass Stuart – kranker als die meisten – innerhalb weniger Wochen, nachdem er Smudgers Wohnung verlassen hatte, von der Leiter fiel und unterging wie ein Stein.

Vieles von dem, was in den darauffolgenden vier Monaten geschah, ehe ihn das Outreach-Team fand, hat er völlig vergessen.

6

»Hinten an einen Wagen binden und ihn durch die Straße schleifen müsste man den Dreckskerl«, knurrt Stuart. Es ist drei Wochen, nachdem er bei mir war und wir angefangen haben, sein Leben aufzuzeichnen. Wir gehen außerhalb von Cambridge an der A 10 entlang und stapfen durch blühenden Huflattich zum Obdachlosenprojekt Emmaus mit seinem Möbelgeschäft. »An einen Balken fesseln wie die Japse, ihn bis zum Hals im Schlamm versenken, wieder rausziehen und ihn aufschlitzen, ihn überall ein bisschen anritzen und wieder rein in die Pampe, damit sich alles entzündet und er eines qualvollen Todes stirbt. Oder einfach hinsetzen und Darts mit ihm spielen. Langsam und schmerzhaft. Damit er endlich mal begreift, was leiden heißt.«

Stuart möchte eine Vitrine kaufen. Sie soll neben dem Boing-boing-zwusch-Bett stehen. Für seine Stereoanlage, seine »Dein Weg zum Führerschein«-Bücher und seine Haschischpfeife. Der Luftstoß eines vorbeibrausenden Palettentransporters fährt ihm in die Beine.

Stuart beugt sich vor und beobachtet den Verkehr auf der Straße. Achthundert Meter entfernt kommt der nächste Schwertransporter in Sicht, und Stuart tritt schnell ein paar Schritte zurück.

»Irgendwas bahnt sich an – ich spür's. Es ist noch nicht ganz weg.«

»Was ist noch nicht ganz weg?«

»Die Wut und die verdrehte Biestigkeit. Ich bin noch nicht fertig damit. Werde irgendwas Dummes anstellen. Und jemandem wehtun, das macht mir Angst dabei.«

»Wann passiert das denn? Nächste Woche?« Der Truck donnert vorüber. »Oder in den nächsten zehn Sekunden?«, setze ich scherzhaft hinzu.

»Ich weiß nicht, wann, Alexander«, sagt Stuart, bleibt wieder stehen und schaut nach links und rechts. »Das ist ein schwarzer Nebel. Aber es kommt bestimmt.«

»Wer ist denn der Mann, den du foltern willst?«

»Der weiß Bescheid. Ich hab's ihm gesagt. Ich hab ihn ein paar-mal angerufen, seit ich aus dem Knast raus bin, und ihm gesagt, dass er dran ist. Aber am Telefon kann man viel erzählen. Am Abend, bevor ich obdachlos geworden bin, kam es so weit, dass mein Kopf mir gesagt hat, jetzt musst du zu ihm, er ist fällig, und ich bin zu ihm nach Haus und hab die Tür eingetreten.«

Es war niemand da.

Als Nächstes ging Stuart zur Schlafzimmertür, und sie war verschlossen. Also trat er auch sie ein.

»Und da war ein Mädchen drin und hat geschrien. Ich also wieder raus, und da oben ist noch eine abgeschlossene Tür, und ich renn mit dem Kopf dagegen und werf mich dagegen, bis sie ein-kracht, da bin ich dann durch, und es war keiner drin. Ich noch in ein anderes Zimmer, und ich kämm die Kleiderschränke durch und schlag drauf ein, und auf dem Boden liegt noch eine Frau, die heult, also pack ich sie und sag ihr, dass sie nichts zu befürchten hat, aber sie hat sich bedroht gefühlt und ist abgehauen. Ich wieder raus aus dem Haus, und da seh ich erst die ganze Polizei. Und er, er hockt auf einer ihrer Karren. ›Ha, ha, du hast mich nicht gekriegt!«

Ausgelacht hat er mich! Dann ist er abgehauen, in seinen Garten, und hat den beiden Bullen mit dem Hund zugerufen: ›Der hat ein Messer, der hat ein Messer, der hat ein Messer!« Die natürlich den Hund auf mich gehetzt, und der Hund reißt mir prompt den Jackenärmel ab und beißt mich in den Arm, obwohl ich gar kein Messer hab. Und die Bullen auf mich los, und ich sag: ›Was beschützt ihr einen dreckigen Kinderschänder? Wieso beschützt ihr die verdammte Kinderficker-Drecksau?«

Wie gesagt, wirklich blöd für meinen Boss, dass ich Arschloch es mit der Polizei zu tun krieg, denn er hatte mir eine Chance gegeben, und er arbeitet mit der Polizei zusammen. Er war unglücklich darüber.«

»Was du nicht sagst.«

Stuart zuckt die Achseln. »Bis vor zwei Jahren war ich psychisch immer schneller ausgepowert als körperlich. Wenn ich also auf einen los bin, hab ich mich mental verausgabt, und dann war Sendepause. Die ganze Wut verpufft, und körperlich war ich fix und fertig. Dagegen ...«, Stuart hält inne. Er fängt oft Sätze mit »dagegen« an, und für den Zuhörer ist das jedes Mal, als ob er die Tür zu einem Hinterstübchen in seinem Kopf aufstößt, bevor er weiterredet. »... dagegen sind in den letzten zwei Jahren so viel komische Sachen passiert, an einem Stück, wo ich denk, es liegt daran, dass ich abgeschlafft bin. Ich bin körperlich fertig, bevor ich mental fertig bin.«

Wieder blickt er argwöhnisch die Straße rauf und runter, dann zeigt er auf eine Reihe schräger Dächer hinter den Büschen auf der anderen Straßenseite: Emmaus, die Obdachlosengemeinschaft. Sie liegt fast einen Kilometer vom nächsten Ort entfernt, abgeschnitten vom Rest der Menschheit wie eine Amish-Siedlung. In der Ferne taucht ein Fiesta auf, unterwegs nach Cambridge, und Gottes Wächter über die Sicherheit unserer Straßen lässt auch ihn passieren.

Dann gehen wir rasch auf die andere Seite. »Die fahren wie die Verrückten!«, meint er.

Die Emmaus-Gemeinden, 1949 in Paris von dem französischen Geistlichen Abbé Pierre ins Leben gerufen, sind Wohn- und Arbeitsgemeinschaften von Obdachlosen, die hier billige Haushaltsgegenstände für so wenig Lohn reparieren und verkaufen, dass ihnen das Geld durch die Finger rinnt, bevor sie es zählen können. Alkohol ist verboten. Der leiseste Hinweis auf Drogenkonsum führt zum sofortigen Rauswurf. An dem Konzept ist vieles richtig,

was an den Wohnheimen verkehrt ist: Die Obdachlosen müssen arbeiten, um ihre »Selbstachtung« wiederzuerlangen; sie werden aus der Straßengemeinschaft, die sie niederhält, herausgelöst; der Teufelskreis der Abhängigkeit vom Wohlfahrtsstaat wird durchbrochen, und weil sie für einen Hungerlohn arbeiten, können sie nicht über die Stränge schlagen und sich eine dreiwöchige Sherry-Sauf-tour erlauben, selbst wenn ihnen an ihrem einzigen freien Tag einmal die Flucht in die Stadt gelingt. »Wie ein Obdachlosigkeits-Entgiftungsprogramm«, mault Stuart.

»Hier lang, Alexander.« Wir schlüpfen durch ein Loch in der Hecke, eine kleine Böschung hinunter, durch ein weiteres Loch und kommen schließlich auf einem Bauernhof heraus.

Ein alter Zausel mit einem spitzen Gesicht wie aus Pergament winkt Stuart mit der Schraubenzieherhand, grinst und widmet sich wieder der Bettkonsole, die zwischen seinen Beinen liegt.

Aus einer anderen Pachtung, neben einem Traktor, winkt uns ein Schwarzbart zu.

»Grüß dich, Alan!«, ruft Stuart.

»Stuart«, kommt's zurück.

Die zwanzig Männer und Frauen, die hier wohnen, sind glücklich. Sie machen wichtige Arbeit. Weiter oben an der Straße haben sie Schrebergärten und Gewächshäuser und halten Hühner.

Die Höhlen von Emmaus sind wie Gebirgszüge hintereinander gestaffelt. Ein großer Raum ist voll gestellt mit Schränken, Tischen und Knautschsesseln; zwei kleinere Räume mit Staubsaugern, Ventilatoren und Soundsystemen; eine Nebenhöhle steckt voller Musik; dazu kommen eine Bücherstube, ein Flur mit Nippsachen und eine Cafeteria, vor der ein zahnloses Männchen sitzt und in einem pilotenkofferdicken Sammlerkatalog den Wert gespendeter LPs nachsieht.

»Warum gibt es Emmaus nicht in allen Städten?«, rätsele ich. Stuart blickt sich theatralisch um, zuckt die Achseln und stürzt sich in die Ramsch-Arsenale auf der anderen Seite des Flurs. »Liegt die Antwort nicht auf der Hand?«, hat seine Geste besagt. »Weil Ob-

dachlose ihre Zeit nicht damit verbringen wollen, für fünfunddreißig Pfund die Woche billige Möbelstücke mit altenglischen Türknäufen zu flicken. Sie haben keine Lust, mit zwei Dutzend Ex-Alkoholikern und bankrotten Bankern zehn Kilometer von den nächsten hübschen Mädchen weg zu wohnen. Für manche ist das Reglement vielleicht prima. Andere erinnert's ans Gefängnis oder an Eton.«

Stuart entdeckt bald etwas, das ihm gefällt. Eine glänzende »Ebenholz«-Vitrine mit Bleiglasscheiben und einer zierlichen Schreibplatte, gegen die man bei schlechter Laune den Kopf knallen kann. »Gut, das Ding.« Er tätschelt einen der glänzend schwarzen Einlegeböden. »Herrliche Arbeit.« Der Preis steht auf einem Pappstern an einer der Bleiglasscheiben. »Fünfundsechzig Eier? Na, das ist doch geschenkt!«

Die Leute fragen mich manchmal, ob ich keine Angst vor Stuart habe. Nein, niemals, nicht im Geringsten. Wieso? Ich weiß es nicht. Vielleicht liegt es daran, dass sein Zorn ein Ziel hat. Er richtet sich aus verständlichen Gründen gegen verschwommene, aber eingrenzbar Feinde, nämlich alles, was mit Erziehungsheimen, Pädophilen, Gefängnis und der Polizei zusammenhängt. Zu dieser Welt gehöre ich nicht. Ich finde seine Ausführungen, ehrlich gesagt, etwas albern.

Aber er hat seinen Halbbruder angegriffen, die elterliche Kneipe kurz und klein geschlagen und einmal die eigene Mutter mit dem Messer bedroht, bekomme ich zu hören. Warum sollte *ich* da außer Gefahr sein?

Ich weiß es nicht. Er macht mir einfach keine Angst. Von meinen Bekannten, die sich wie ich im Lauf der Kampagne mit ihm angefreundet haben, hat keiner Angst vor ihm. Noch nicht einmal seine Suchtberaterin, und nach ihr hat er mal einen Stuhl geworfen.

Wenn man in einem Wohnheim arbeitet, gewöhnt man sich an starke Sprüche von Obdachlosen über Gewalt und Selbstzerstörung. Die ersten drei oder vier Mal erschrickt man darüber. Beim

fünften oder sechsten Mal sind es schon alte Hüte. Man lernt, das Thema zu wechseln, macht einen Witz oder behandelt den Betreffenden wie einen launischen Schuljungen. »Tom, ich weiß nicht, ob das so gut ist, wenn du dich heute morgen mit Jenny anlegst. Sie hat dich schon dreimal verprügelt, das reicht doch wohl fürs Erste.« Oder: »Nein, Adam, wenn du dir mit dem Rasierer die Pulsadern aufschneidest, ist es nicht »alles meine Schuld Du bist selber Schuld, denn es sind *deine* Pulsadern, und *du* bemühst dich seit zehn Minuten, die Klinge aus deinem Einmalrasierer zu reißen.«

Kleine Klarstellungen wie diese sind wichtig im Heimalltag.

»Und denk dran, dass du die Adern der Länge nach, nicht quer aufschneidest«, möchte man manchmal am liebsten hinzufügen.

Trotzdem bleibt eine gewisse Sorge bestehen. Man hört oft: genug, dass Selbstmörder und Gewalttäter sich erst in Fahrt bringen müssen. Große Sprüche, kleine Probeläufe – wie Sprinter beim Aufwärmen in den letzten Minuten vor dem Startschuss.

»Aber eins versteh ich immer noch nicht«, sage ich und wechsele das Thema, als wir die A10 wieder hinunter und auf einem kleinen Feldweg unter Ebereschen zurück zu seiner Siedlung gehen. »»Warum hast du dich für die Straße entschieden?«

»Hab ich dir doch gesagt. Wegen dem Heroin hatte ich damals schon meine Mum beklaut. Als ich dann wegen dem Kinderschänder noch meinen Job los war, hab ich eines Abends noch viel mehr Kohle gestohlen und bin ab nach Cambridge.«

»Aber wieso auf die Straße?«

»Alexander! Wieso, wieso, wieso!«

»Es ist nun mal wichtig. Ich möchte es verstehen.«

»Weiß nicht – weil ich Romablut habe. Ich wollte leben wie meine Vorfahren. Mir gefiel das ungebundene Leben der Roma.«

»Darum geht's mir gerade. Genau das hast du eben nicht getan. Du hast einfach in der nächsten Stadt auf dem Bürgersteig geschlafen und dich nie vom Fleck bewegt.«

7

*»Hör auf zu fragen, warum, Alexander,
Ich weiß nicht, warum. Ich war so neben
der Spur, dass mein Kopf meistens seinen
eigenen Willen gehabt hat.«*

... Psycho! Mit 29

Das Parkhaus Lion Yard ist ein Ozeanriese zu Land. Über seinem Laderaum, neun Tiefetagen aus Beton mit Smog und Reifenspuren, erhebt sich das verglaste, zentral beheizte Amtsgericht – die Kom-büse sozusagen. Der Bug des Schiffes – zweihundert Meter weiter südlich, unter dem Holiday Inn – stößt in Richtung der Universitätsmuseen für Geologie und Anthropologie.

Stuart landete mit 29 Jahren in diesem Parkhaus, nachdem er der Kneipe seiner Mutter adieu gesagt, sich mit Asterix und Scouser Tom getroffen und sich nach dem Rauswurf aus Smudgers Wohnung seine Chancen bei *Jimmys* und im Tageszentrum versaut hatte. Zehn bis fünfzehn Leute pennten da nachts, hatte er gehört, aber wo er auch suchte, er fand keinen einzigen. Er nahm seine Decken und Lumpen und ging die Wendeltreppe hinauf in den obersten Stock, direkt unter dem Amtsgericht, wo die Tauben schlafen. Vier Tage brauchte er, bis er den Menschenschlafplatz fand.

Zwischen der Amtsgerichtsseite und der Holiday-Inn-Seite des Gebäudes befinden sich Rampen und eine Überführung, plus ein Souterrain, das in puren Beton gegraben zu sein scheint, MENSCHEN KEIN ZUTRITT heißt es dazu auf einem Schild. Auf einem anderen steht zu DEN EBENEN A-B-C-D. Ein Strichmännchen mit Pingpong-Kopf marschiert auffordernd hinter den Buchstaben her und führt den schmalen Gehsteig entlang. Graue Kaugummiflatschen ver-

unzieren den Weg und werden zur Fahrstuhltür und zum Treppenaufgang am anderen Ende hin dichter. Dann erscheint auch Pingpong-Kopf wieder eiligen Schrittes auf einem Schild mit der Aufschrift TOILETTEN. In die Pfeiler, die hier die Decke tragen (wir befinden uns jetzt unter dem Holiday Inn), ist jeweils ein A eingestanzt, IST D[A]S KUNST, MUTTI? hat jemand um eins herumgekrakelt.

Am Fahrstuhl buhlen andere Schilder um Aufmerksamkeit.

Eine verwirrende Liste von Aufforderungen. Die komischen Strichmännchen erklären, wie man in einem Lift zu stehen hat. »Steigen Sie in Ihr Auto oder machen Sie, dass sie weiterkommen«, scheinen sie zu sagen. »Hören Sie auf, so eine ungewisse Größe zu sein.« Eine stumpf gewordene Messinggedenktafel:

Zur Erinnerung
an die Eröffnung des vergrößerten
Lion-Yard-Parkhauses
durch den hoch geehrten
Bürgermeister und Ratsherrn
DR. GEORGE REID
Freitag, den 10. August 1990

Dr. Reid, der wichtigste Hochschulvertreter bei unserer Kampagne zur Freilassung von Ruth und John. Konservativ bis in die (gichtigen) Zehenspitzen.

Der Lift ist mit Brettern vernagelt. Vor kurzem hat ein Student sich gegen die Tür gelehnt, die unversehens aufging, und ist in den dunklen Schacht gestürzt.

»ACHTUNG BITTE«, lautet ein Hinweis an der Tür zur Treppe. »Wenn Sie in diesem Parkhaus jemand anspricht, weil er angeblich Geld für Benzin braucht oder um einen Schlüssel nachmachen zu lassen, geben Sie bitte kein Geld und wenden Sie sich umgehend an einen unserer Mitarbeiter am Ausgang.«

Hinter der Tür ist die Betontreppe: aschgrau und schlicht. Das

Geländer ist rot. Es riecht nach Staub und Desinfektionsmittel. Zwei Treppen tiefer. An den Wänden sieht man noch die Körnung der Schalbretter, die sie gehalten haben, als sie gegossen wurden. Wer hier, in Ebene B, aufmerksam durch die dunkle Plexiglas-scheibe in der Etagentür schaut, entdeckt oft etwas Interessantes: sich leidenschaftlich küssende Pärchen auf den Vordersitzen, Pärchen auf dem Rücksitz, zankende Pärchen. Hier in der Tiefe wäht man sich schnell ungestört. Noch zwei Treppen hinunter, und Ebene C sieht schon ein wenig mitgenommen aus. Querrisse in den Wänden, wie die hervortretende Äderung eines Blatts. Manchmal verliert der Geruch seine warme chemische Note und wird von einer Urinschwade überlagert. Die Luft strömt noch.

Die letzten beiden Treppen hinab, vierzehn Meter unter der Erde, die tiefste Ebene. Zwischen neun Uhr früh und neun Uhr abends könnte man sich dort ohne weiteres nackt ausziehen und Handstand machen.

HÜT EUCH
KINDER
VOR DEM
ACID-AFFEN

Diese Inschrift hat schon oft die Scheuerbürsten des Reinigungspersonals zu spüren bekommen. Fünfzehn Zentimeter rechts davon, neben dem Bild einer fallenden Bombe, steht:

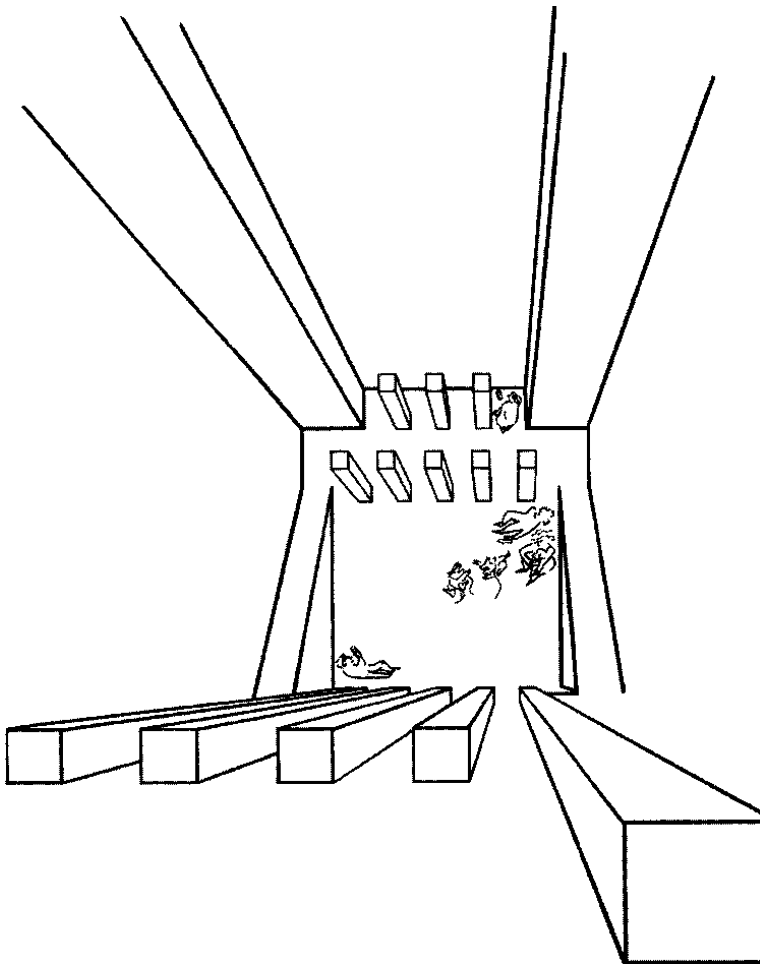
ha, ha, ha, he, he ...
Küsschen,
Wuff

Die Geräusche über einem könnten von Leuten kommen, die gerade oben die Treppe verlassen, es könnten aber auch schwere Schritte in der nächsten Etage sein. Schall ist unmöglich zu orten.

Öffnet man die Tür im Treppenhaus und betritt Ebene D, sieht man 1400 Quadratmeter völlig leere Parkfläche vor sich.

Hier schlafen die Obdachlosen.

»He, Jonny, pinkel den Typ nicht an, er will schlafen.«
»Kann ich bittebitte noch ein Sandwich haben? Das war erst
mein drittes.«
»Kaffee mit fünf Stück Zucker, Schätzchen, danke.«
»Jonny! Komm her und sag Linda ...«



Hier schlafen die Obdachlosen.

»Au, das ist aber ungerecht. *Penny* hat sechs gegessen, *und sie* hat dem Kerl vorm *Gardenia* einen Burger mit Fritten geklaut. Na komm, *einen* noch ...«

»Waren das fünf? Echt? Tu vorsichtshalber noch eins rein, Schatz.«

»JONNY! Er will auch nicht mit Ketchup beschüttet werden! Ist doch keine Currywurst! Komm her, es ist wichtig, erzähl Linda von *Psycho*. Ehrlich, Linda, ohne Spaß, der tickt nicht richtig – er reißt die ganze Ebene D an sich. Eine Gefahr für die Allgemeinheit. Er bringt uns in Verruf. Wir trauen uns schon gar nicht mehr da runter. Und du kennst ihn nicht? Wo warst du denn die letzten fünf Monate? JONNY!«

Linda hatte damals nur einen einzigen Kollegen beim Cambridge Homeless Outreach Team. Sie zog abends durch die Straßen und sprach jeden an, der obdachlos aussah, d. h. jeden, der die *Big Issue* verkaufte, seit vielleicht drei Monaten nicht mehr gebadet hatte oder sich unter Augenhöhe an einem öffentlichen Ort aufhielt. Dienstags und donnerstags besorgte sie die Suppenküche auf dem Marktplatz. Diese Einrichtung gibt es jetzt nicht mehr, doch Ende der 90er Jahre wurden auf diese Weise nicht nur die Bedürftigen mit Essen und warmen Getränken versorgt, hier erfuhr man auch am ehesten, was sich auf der Straße tat.

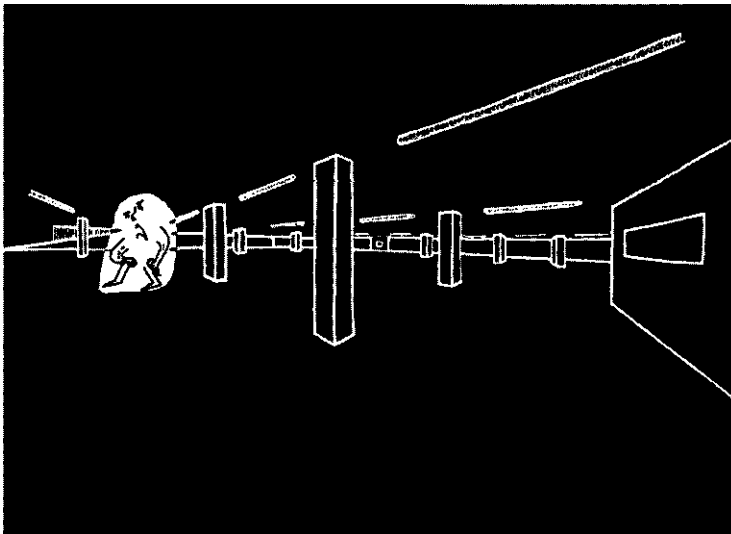
An jenem Abend traf sich Linda nach Beendigung der Suppenküche mit ihrem Arbeitskollegen Denis Hayes, einem filmprobten ehemaligen Kameramann, und sie machten sich auf die Suche nach *Psycho*.

Outreach-Mitarbeiter nähern sich Ebene D am besten über die Fahrzeugrampen, denn so kommt jede Ebene allmählich in den Blick, und man hat Zeit, die Lage abzuschätzen, statt dass man durch die gelbe Tür am Treppenhaus hereinplatzt.

»Ich denke immer, wenn ich noch mal einen Film machen würde, wäre das die Eingangsszene«, erinnert sich Denis. »Das Bild vergess ich nie. Es war rappelkalt. Linda und ich sind geradewegs runter in den untersten Stock, Ebene D, und da würde ich anfan-

gen. Runterkommen von Ebene C und die Kamera langsam durch diesen unheimlichen leeren Raum fahren. Leeres Parkhaus. Links wie rechts: kein Auto, kein Auto, kein Auto, nichts, nichts, und dann ... *Psycho!*

Er hat mich an einen IRA-Mann im Hungerstreik erinnert. Knochendürr in seiner Zelle, sämtliche Habseligkeiten um sich herum. Er war wie der Mann in *Birdie*, der so zusammengekauert auf dem Bett sitzt. Wie er in dem Moment ausgesehen hat, das bekäme kein Maskenbildner hin. Unglaublich wütend. Er hat mich gehasst. Linda gehasst. Alles gehasst, vom Staub an aufwärts.«



Psycho!

8

Stuart findet es eine »blendende« Idee.

Er ist wieder in meinem Arbeitszimmer, steht am Klavier und fuchtelt aufgeregt mit dem Arm herum. Er, ich und ein halbes Dutzend wohnungsloser Junkies und Säufer sollen auf dem Pflaster vor dem Innenministerium pennen, uns den Minister vorknöpfen, wenn er am Montag zur Arbeit kommt, und ihn *zwingen*, Ruth und John freizulassen. Das ist der Kern seines Plans.

Als erklärter Gegner von unnötigen Gesetzesverstößen weist Stuart darauf hin, dass wir die Polizei von unserem Vorhaben in Kenntnis setzen müssen, sie aber erst am Tag davor nach sechzehn Uhr verständigen sollten, »weil dann die Gerichte zuhaben und sie es uns nicht mehr verbieten lassen können. Und dann sind da die Überwachungskameras.«

Ich mache ein dummes Gesicht.

»Überall. Und dabei sind die unsichtbaren noch nicht mal mitgezählt«, ergänzt er dunkel.

»Ist doch besser als die Idee von diesem Spinner Brandon, oder?«, ereifert sich Stuart. Professor David Brandon ist ehemaliger Leiter einer Obdachlosenstiftung; er wollte zusammen mit einem halben Dutzend anderer Obdachlosenhelfer zur Polizei gehen und verlangen, dass man sie verhaftet. Wenn Ruth und John für die »wissentliche Duldung« von Drogen in ihrem Tageszentrum bestraft würden, dann müsse man auch sie bestrafen, denn die anderen Obdachlosenzentren sind nach den gleichen Regeln organisiert. Ich teile Stuarts Meinung nicht. Für mich ist auch das eine Superidee.

»Saudumm, so was. Sich verhaften lassen! Und wer holt *ihn* dann raus? Da muss wohl seine Alte ran.«

»Darum geht es doch gerade. Sie können ihn nicht auch noch einsperren. Er ist bekannt im ganzen Land – es gäbe einen Skandal: Die Polizei von Cambridge ist übergeschnappt!«

Stuart schüttelt ein wenig matt den Kopf. »Typ geht zur Polizei, damit sie ihn einsperren, und sie machen es nicht? Das gibt keinen Sinn.«

Ich tippe wieder am Newsletter für die Kampagne.

»Die ganze Bande im Knast und keiner übrig, der uns rausholt? Das gibt nur auf der ganzen Linie mehr Arbeit, wenn du mich fragst«, poltert Stuart weitet. »Genau wie ihr Scheiß-Bürotypen alle von Drogen faselt und keinen blassen Schimmer davon habt. Siehe die Urinproben für Häftlinge. Waren sie alle schwer dafür, weil sich Drogen im Urin nachweisen lassen; wenn also die Pisse untersucht wird, kann sich keiner durchmogeln. Mehr Proben, weniger Drogen. Richtig? Falsch. Die Proben sind Schuld an der Heroinepidemie im Knast. Und wieso? Weil früher Haschisch die Standarddroge war, aber Haschisch bleibt bis zu drei Wochen im Körper, und wenn die Fuzzis dann am Wochenende ihre Stichproben machen, besteht dreimal die Möglichkeit, dass du auffliegst. Wogegen Heroin sich nur drei Tage hält. Folge: Alles steigt auf Schmeck um. Die Bürotypen meinen, sie haben was Nützliches getan, dabei haben sie in Wirklichkeit das Problem nur verschlimmert.«

Wieder grübelt Stuart ein Weilchen über das Böse in Gestalt der Dummheit nach und über Menschen, die die Weltordnung gefährden, indem sie verlangen, dass man sie verhaftet. Um ihn aufzumuntern, komme ich auf seine blendende Idee zurück. Sie gefällt mir wirklich. Aufregend, irre, publicityträchtig. Je mehr ich darüber nachdenke, desto sicherer bin ich, dass sie ein Knaller ist.

»Müssen wir sonst noch was bedenken?«, frage ich gespannt.

»Die Marken.«

»Marken? Briefmarken meinst du?«

»Alexander, wo lebst du denn? In London ist nicht der ganze

Bürgersteig Gemeineigentum. Ein Teil gehört ihnen, ein Teil gehört uns. Die kleinen Messingmarken vor den Regierungsgebäuden in London machen einem den Unterschied klar – sie sind über die ganze Stadt verteilt. Wenn wir auf dem Boden pennen, der ihnen gehört, sind wir dran.«

«Und sonst geht es in Ordnung?»

Stuart schüttelt den Kopf. »Wenn wir auf dem Boden schlafen, der uns gehört, kriegen sie uns auch dran, aber es ist nicht dasselbe.«

»Hauptsächlich kriegt man sie um die Eier herum.«

Es ist sechs Uhr früh, sechs Wochen später. Wir sausen im Konvoi unter den Lichtern der Schnellstraße nach London, im verbeulten Stinkmobil eines Bekannten und im eleganten neuen Volvo eines anderen Bekannten, um dem unseligen Innenminister und dem Innenministerium die Zähne zu zeigen. Die Kofferräume sind vollgestopft mit Postern, Ansteckern, T-Shirts, Gnadengesuchen und Butterbrotten oder Ähnlichem in hellen Plastikdosen. Stuart und ich sitzen in der Rappelkiste hinten zusammengepfert mit dem tauben Rob, den wir auf einer Brücke in Cambridge aufgelesen haben, wo er, von Gepäck umringt, im milden Licht der Straßenlaterne saß. Eine Stunde vorher hatte er sich aus einem Asyl verabschiedet, ohne die Miete zu zahlen. Blass, zungenlahm, die Haare frisch mit dem Obstmesser frisiert, hält er einen schweinsledernen Anzughalter in Trenchcoat-Beige fest, auf dem unterm Griff »Louis Pierre, Paris« eingraviert ist. Im anderen Wagen sind Linda, die Outreach-Frau, Fat Frank, der nie über seine Vergangenheit spricht, und zwei freie Plätze für ein paar hundertprozentig zuverlässige, auf »soziale Gerechtigkeit« schwörende Studenten vom King's College, die wir nicht aus den Federn bekommen haben.

»Und an behaarten Stellen«, fährt Stuart fort. »Unter den Armen, wenn man behaarte Beine hat, an den Beinen. Das ist der Unterschied zwischen Läusen und Milben. Läuse kriegst du, wenn du auf der Straße bist und einer holt 'ne Decke raus und du setzt dich

drauf.« Er hebt die Hand und drückt Daumen und Zeigefinger zusammen. »Noch nicht mal streichholzdick – ein Drittel so dick wie'n Streichholz ist schon gigantisch. Da hast du schon eine Monsterlaus. Krätzmilben sind kleiner, die gehen unter die Haut. Man kratzt sich und reibt sie sich rein. Die leben buchstäblich unter der Haut. Wogegen Läuse – eine einzige Laus genügt. Männchen wie Weibchen legen Eier. Und Kälte bringt sie nicht um. Als Metzger-Tom voriges Jahr unter der Brücke gepennt hat, hatte er Läuse, und am nächsten Morgen sind sie quer über seine drei Kumpel gehüpft. Lag bestimmt nicht daran, dass es zu warm war!«

Stuart redet seit halb fünf ohne Unterbrechung – mir kommt es vor, als hätte er den Mund nicht zugemacht, seit ihm die Blendende Idee gekommen ist – quasselquasselquassel HIV, Hepatitis C, warum Wohnungslose stinken, warum Wohnungslose ihr Heroin nicht richtig dosieren können, warum Wohnungslose überhaupt nichts anderes *machen* als unflätig herumschreien und auf Sozialarbeiter scheißen, warum Wohnungslose sich verpflichtet fühlen, ständig zehnmal so laut zu sein wie alle anderen, warum Wohnungslose die Schuld für ihre Wohnungslosigkeit bei allen suchen, außer bei sich selbst, quasselquasselquassel.

»Ferner gibt es Trocknungs- und Fußprobleme. Als Obdachloser wird man nämlich nass.«

Na und?

»Dein Fuß verschimmelt praktisch irgendwann.«

Ich wünschte, er würde dir abfallen.

»Du weißt, wie das ist.«

Nein, ich arbeite für meinen Lebensunterhalt. Ich habe eine Wohnung.

»... wenn du rausgehst und deine Socken nass werden, ist deine Haut nachher ganz weiß, nicht? Nun stell dir vor, es regnet zwei, drei Tage durch. Dann hast du statt Füßen da nur noch Wasser und kleine Pilze.«

Der Vierte im Wagen, ein Mann, der gemeinhin viel Verständnis für die Klagen armer Leute hat, Gewerkschaftler und lebens-

langer Streiter für Recht und Gleichheit, hält sich beide Ohren zu.

»Äh, Drew, hast du irgendwas? Warum hältst du dir den Kopf?«

»Ich versuche dich auszublenden, Stuart.«

Stuart behält seine Gedanken für sich, als wir vom hügeligen Norden nach London hineinkommen, aber ebenso gut könnte man versuchen, das Meer mit einem Korken einzudämmen. Seine Lippen zucken. Seine Miene erstarrt. Er sieht erst aus dem einen, dann aus dem anderen Fenster, blickt zur Deckenpolsterung, zappelt mit den Händen. Am Rathaus von Walthamstow holt er Luft zum Reden, bremst sich aber. Ecke Seven Sisters und Holloway Road kann er nicht mehr an sich halten.

»Ohne Spaß, ist das ein Knast?«, platzt er heraus.

»Holloway, Partner«, bestätigt Drew.

»Hab noch eine Idee, was ihr machen könntet, Alexander«, schwärmt er und lacht dabei vor Erleichterung. »Ruft Polizisten, Abgeordnete, Richter und so Leute zusammen und lasst ihnen Zehnerpäckchen Heroin im Wert von ein paar Tausend Pfund in die Taschen schmuggeln.«

Genial, Stuart. Hervorragend. Wie kommst du nur immer auf so was?

»Nee, ich mein's ernst. Dann würde ihnen nämlich aufgehen, womit John und Ruth es zu tun hatten. Jeder gute Dealer bekäme das hin, weil ein Zehnerpäckchen nur etwa so groß ist wie ein Popcorn. Hinterher kann man ihnen dann sagen, was passiert ist, während sie alle ihren Scheißsherry geschlürft und ihre Toasthäppchen mit Apfelsinendeko gefuttert haben – nur damit sie mal rafften, wie leicht das geht. Und man müsste sehen, dass sie was zu reden haben – vielleicht, dass sich ein Pärchen danebenbenimmt –, oder das Futter von Kellnerinnen in kurzen Röcken servieren lassen. Nee.' Ich hab's! Lapdancer! Man muss diesen Richtern und Edelärschen das gleiche Drumherum bieten – nur ist es eben nicht das gleiche –, sie müssen einfach ähnlich viel um die *Ohren* haben wie John und Ruth ...«

Vorbei am Sainsbury von Camden. »Aber Schmeck ist keine saubere Mittelschichtsdroge, was?«, sagt Stuart und sieht mich vorwurfsvoll an, als läge es an mir und meinesgleichen, dass man Heroin nicht einfach im Schnellimbiss bestellen kann, zusammen mit Chicken Tikka für zwei. »Das ganze Trara um Ecstasy. In zehn Jahren gab's rund sechzig Exstasy-Tote auf der Straße, und jedes Mal, wenn einer daran stirbt, kommt's groß in die Zeitung, besonders wenn sie unter fünfundzwanzig sind. Aber an Heroin sterben in England mehr als sechzig Leute im Jahr. Im Jahr, wohlgemerkt, und davon redet keiner! Und Crack – das ist keine neue Droge, wie man immer hört. Es ist dasselbe wie Freebase, das kennt man in der Mittel- und Oberschicht seit den Sechzigern. Auch in Cambridge. Da kam's über die Uni rein. Wenn sie heute von allen Studenten Urinproben nähmen, würden sie sich wundern, wie viele davon Koks im Leib haben«, usw. usw. usw.

Man könnte annehmen, dass die Obdachlosen uns andere verachten, aber wie es scheint, wollen sie vor allen Dingen reden. Wenn wir nur still sitzen bleiben und sie alles herauslassen könnten, bis in die letzte Verästelung ihrer Vergangenheit, dann wären sie geheilt.

In Camden verfahren wir uns. Stuart, jetzt zum zweiten Mal in der Hauptstadt, weist uns in hundert Richtungen, die sich als völlig falsch herausstellen. Ich setze ein paar richtige dagegen. Dann vertue ich mich auch, und wir landen für ein paar Minuten am »Strand«.

Stuart lacht mich aus wie ein Schuljunge.

Als stünde uns schwerer Beschuss bevor, bilden wir eine Kette und laden die verschlissenen Schlafsäcke und die Klopapierrollen vor dem Innenministerium aus. 50 Queen Annes Gate ist ein trostloser Bau in einer schmalen Straße, die oberhalb Westminster Abbey von der Victoria Street abgeht wie ein windgebleichter Ast von einem kräftigen grünen Stamm. Mit seinen dichten Fensterreihen bildet

das Ministerium eine senkrechte Fortsetzung des gepflasterten Gehsteigs. Nebenan ist die Wellington-Kaserne. Um die Ecke, von bewaffneten Polizeibeamten bewacht, New Scotland Yard.

Wir verteilen unser Gepäck zwischen zwei Bäumchen, die mitten in den Betonplatten zu überleben versuchen – in Bauplänen sieht so was immer hübsch aus –, und behängen sie mit Postern. In den engen, unbelebten Straßen dämmert der Morgen.

Stuarts Stimmung ist umgeschlagen. Er quasselt nicht mehr. Er stellt Kisten auf und fragt sich, wie wir um Himmels willen zwischen den Ansteckern und Aufrufen Ordnung halten, unser Schlafzeug schützen und allgemein für unsere Sicherheit sorgen sollen.

»Mit dem ist irgendwas«, meint er und deutet auf Fat Frank, der nie über seine Vergangenheit spricht. Jetzt steckt der obdachlose Frank gerade mit dem Kopf im Ärmelloch eines T-Shirts fest. Sein Bauch ist so ungeheuer dick, dass seine Ellbogen seitlich abstehen wie Tangenten von einem Kreis im Mathematikbuch.

»Irgendwas, aber ich meine nicht punkto Sauberkeit, da kann er vielleicht nichts für.« Stuart hebt einen Karton mit Flugblättern auf. »Warum wollte Linda heute Morgen im Auto nicht neben ihm sitzen? Linda hat normalerweise vor keinem Angst.« Stuart singt ohne Ende das Lob dieser Frau: eine, die in tausend Stunden der Not zu ihm gehalten hat. Weil sich niemand, der auf der Straße lebt, von ihr bedroht fühlt, ist Lindas schwächliche Erscheinung ihre Stärke; jedenfalls war es bis jetzt so.

Der taube Rob kommt unternehmungslustig zu mir.

»Geh mal meine Freundin suchen, wa?«, sagt er munter und will auch gleich los.

»Wann kommst du wieder?«

»Wa?«

«Na ja, wo wohnt sie denn?«

»Wa? Wir ziehen zusammen, wa?«

Bedeutet zusammenziehen, dass man sich ein Stück Pflaster teilt? Er sagt, er hat sie zuletzt vor sechs Wochen am U-Bahnhof Vauxhall gesehen. Die taube Jackie heißt sie.

Ich sage okay, und er marschiert armschwingend auf dem heller werdenden Asphalt in Richtung Westminster davon.

»Da siehst du's wieder, Alexander«, bemerkt Stuart ungnädig. »Die Einsamkeit ist nicht das Problem, wenn man auf der Straße liegt. Es sind ein paar so Scheißleute, mit denen man auskommen muss.«

Fat Frank, endlich drin im T-Shirt, den sommersprossigen Bauch überm Gürtel herausgedrückt wie ein gewaltiges rotes Ei, greift sich einen Karton Flugblätter und stiefelt damit zum U-Bahn-Eingang.

Stuart verspricht sich von dieser Protestaktion zweierlei. Erstens natürlich Publicity. Zweitens, und das ist ihm noch wichtiger, dass ich und alle anderen, die es im Leben »so scheißleicht« haben, mal sehen, was es heißt, Penner zu sein. »Ihr wollt dafür auf die Straße gehen? Dann geht verdammt noch mal auf die Straße und lernt, wie's sich da lebt.«

Und es ist seltsam: Kaum sind die Autos, die uns gebracht haben, davongefahren, wird mir klar, dass ich schon eine neue Erfahrung mache. Da wir keinen Ort für uns allein haben und in den nächsten drei Tagen auch nicht haben werden, müssen wir einen erfinden. Ich ertappe mich und ein, zwei andere dabei, wie wir den Gehsteig nach einer Stelle absuchen, mit der wir uns anfreunden könnten. Wir suchen auf den Betonplatten den Grundriss eines Zuhauses.

Halb neun am Morgen – die Show beginnt. Der *Independent*, Channel 4, East Anglia News, Radio 5 Live, LBC – alle sind zu unserer Pressekonferenz erschienen. Linda Outreach, Fat Frank und ich legen uns für die Fotografen in unsere Schlafsäcke und tun so (wobei Fat Frank natürlich nur so tut, als ob er nur so tut), als wären wir obdachlose Außenseiter der Gesellschaft.

HELFT DEN OBDACHLOSEN:
SPERRT EINEN SOZIALARBEITER EIN

steht auf meinem Plakat. Auf dem von Linda steht

WER IST DER NÄCHSTE?

»Was heißt das denn?«, feixt der Fotograf der Press Association, als er die Aufnahme macht. »Wer ist der Nächste in ihrem Schlafsack?« Nach und nach kommen die im Ministerium Beschäftigten zur Arbeit. Manche lassen sich Flugblätter geben, einige nehmen sich ein paar Minuten Zeit für uns, bevor sie sich wieder in den Strom einreihen; andere marschieren an uns vorbei wie an Streikposten und blicken angelegentlich in ihre Zeitung, bis sie mit der Nase gegen die Eingangstür knallen. Einer oder zwei bleiben stehen, um uns die Meinung zu sagen. Dumme, leere Sprüche; ich habe sie schon tausendmal gehört.

»Sie sind von einem ordentlichen Gericht verurteilt worden«, erklärt ein würdevoller Mann mit weißem Haar, das wie Stuck auf seinem Kopf klebt. Ein Kommentar, den man erstaunlich oft hört, und immer wird er vollmundig ausgesprochen: »Von einem ordentlichen Gericht.«

»Genau deshalb protestieren wir ja«, erwidere ich. »Es war ein Fehlurteil.«

»Irgendwas werden sie schon verbockt haben – dafür ist doch sonst noch keiner eingesperrt worden«, meint ein junger Bartträger.

Denken die Leute nicht nach, bevor sie den Mund aufmachen? »Natürlich ist dafür noch keiner eingesperrt worden – es ist ein Präzedenzfall. Ein Vorstoß im absurden Antidrogenfeldzug der Regierung. Deshalb müssen wir etwas dagegen tun.«

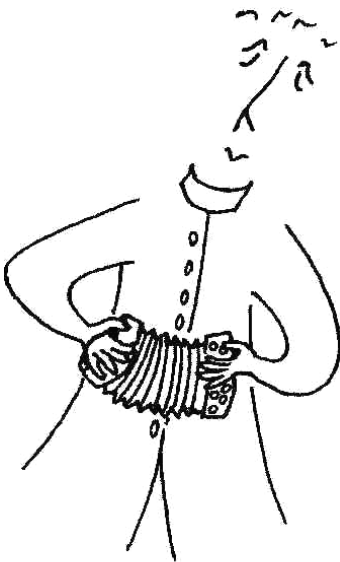
Eine hochgewachsene dünne Frau mit einer Stricknadel im Haar: »Die Mitarbeiter *müssen* etwas gesehen haben!«

Und wieso?

»Waren Sie«, frage ich geduldig, wenn auch vielleicht nicht in so wohlgesetzten Worten wie hier, »schon mal in einem umgebauten alten Steptanzstudio mit hundertzwanzig berauscht herumgrölen, wuirrköpfigen und abgedrehten Parias zusammengepfert und haben versucht, da zwei herauszupicken, die mit den Fingerspitzen etwas Verdächtiges tun? Auf der Überwachungskamera der Polizei

war zu sehen, dass sogar ein Polizist auf dreißig Zentimeter an so einen Deal herangekommen ist und nichts gemerkt hat.«

Eine Schauspieltruppe aus lauter ehemaligen Obdachlosen rückt an. Sie hat von dem Sleep-out gehört und sich bemalte Ping-pongbälle auf den Hinterkopf geschnallt, die aussehen wie Augen. »So was hätten Ruth und John gebraucht«, schreien sie und drehen sich im Kreis. Reverend Ian Harker, ein East-End-Pfarrer und robuster Christenmensch wie die viktorianischen Freunde von Charles Kingsley, kommt mit der Quetschkommode dazu und spielt ein paar fröhliche Lieder. Gegen elf geht es auf unserem Stück Pflaster so ausgelassen zu wie auf der Kirmes. Zwanzig bis dreißig Leute tummeln sich auf dem Gehsteig – Ruths Angehörige, Johns Angehörige, meine Freunde, Stuarts Freunde, Straßenaktivisten, Drogenaktivisten. Fat Frank hat einen Jungen mitgebracht, dem ich den Spitznamen Dangerous Ginger gebe. Federnder Gang, rot-blonde Haare, Himmelfahrtsnase. Der gefährliche Ginger läuft mit bis zum Nabel aufgeknöpftem Hemd herum und zeigt die unbehaarte Brust her, obwohl es spürbar kalt ist



Ein robuster Christenmensch

»Wenn du mir eine Bombe gibst, deponier ich sie in der Downing Street«, verkündet er laut, die Arme in die Seiten gestemmt. »Ich geh da rein und zerdepper sämtliche Fenster. Macht mir gar nix. Wenn ich am Drücker war, würde euer Jack Straw sich ganz schön umgucken.

Ich hasse Menschen, die unglücklich sind«, platzt er heraus. »Seht mich an: kein Job, keine Wohnung, aber immer glücklich. Was haben die Scheißunglücklichen denn so Schlimmes?«

Mit von der Partie ist auch And-

ria, die eine Stiftung für Junkies leitet, den Mordaunt Trust, eine Zeitschrift für Junkies herausgibt, *User's Voice*, und lacht wie ein aus dem Gleis geworfener Zug. Sie hat sich in Stuart verliebt. Wunderbare Frau, aber, Herr Jesus! In Stuart verliebt? Sie muss noch sonderbarer sein als der gefährliche Ginger.

Der taube Rob kommt wieder. Unter zwölf Millionen Londonern hat er das Unmögliche vollbracht – er hat die taube Jackie aufgespürt. Wir kriegen den Mund nicht zu. Er hat sie unter einem Haufen Müllsäcke an der Waterloo Station hervorgezogen. Will Stuart mir das vielleicht auch beibringen? Dass die Obdachlosen keine isolierten Nichtsnutze sind? Sie sind Nichtsnutze mit einem sozialen Netz, und sogar in einer der größten Städte der Welt gelingt es ihnen, mit ihren Freunden und Genossen so etwas wie eine Dorfgemeinschaft aufzubauen.

Die taube Jackie ist ein dickes Mädchen mit schlechten Zähnen. Der taube Rob räumt die Mitte unseres Betonplattenvierecks frei, breitet drei Schlafsäcke übereinander und setzt seine Eroberung auf einen Thron aus Kopfkissen und Kleidern wie eine gemästete Königin des Narrenreichs.

Sie hat ein Gedicht über Ruth Und John geschrieben, an die Adresse von Innenminister Jack Straw, und bittet mich höflich, es einem der Journalisten vorlesen zu dürfen.

»Lass sie frei / Für alle Zeit!«, intoniert sie und hört sich an, als wüsste sie sie an den Galgen. Im Hintergrund sehe ich Stuart, o-beinig, das Gesicht immer schön weg von den Kameras, und höre ihn auf die Angestellten des Ministers einschreien wie ein Revolverblattverkäufer.



»Ein Feeehurteil!«

»Sozialarbeiter inhaftiert wegen Drogenfund bei Obdachlosen! Dabei wussten sie von nichts! Sie haben nichts getaan! Dreißig Jahre Obdachlosenarbeit – und eingesperrt, weil sie sie nicht vom *Rauschgift* wegbringen konnten. Ein Feeehlurteil! Danke, Ma'am, vielen Dank, ja, ich war selbst obdachlos, auch im Gefängnis, Miss, Raubüberfall und Geiselnahme, ein Flugblatt vielleicht, und möchten Sie unser Gnadengesuch unterschreiben? Vielen Dank! Einen schönen Tag noch! Sozialarbeiter hinter Gittern wegen eines Feeehlurteils!«

Ein dicker Mann mit dicken Brillengläsern wirft Stuart säuerlich vor, er wolle Heroin legalisieren.

»Nein, der Herr, nur Cannabis. Heroin bedeutet mehr Junkies und schlechtere Wirtschaftsentwicklung.«

Weiß der Mann, »wie viele Krankenhausbetten es in Cambridge für diese ganzen Junkies gibt? Ganze zwei. Und wenn sie da fünf oder sechs Tage gelegen haben, werden sie oft direkt wieder der Situation ausgesetzt, in der sie zuletzt waren. Sie fallen so schnell runter vom Karren, wie sie raufgekommen sind. Dabei ließen sich mit der Haschischsteuer sämtliche Behandlungsprogramme und Maßnahmen zur Eindämmung der Heroinsucht finanzieren. Legalisiert Cannabis, aber greift hart durch bei den harten Drogen.«

Als ich nach einer Viertelstunde wiederkomme, unterhalten Stuart und der Mann mit der Brille sich entspannt über die Politik in Südamerika.

Die Polizei erscheint am späten Vormittag. Ein Beamter mit diversen Kommunikations- und Ruhigstellungsgeräten am Gürtel schlendert zwischen den Schlafsäcken umher und erklärt mir, das Wachpersonal des Ministeriums wünsche nicht, dass wir vor dem Gebäude stehen und den Eingang versperren. »Sehen Sie die Messingmarken auf dem Gehsteig?« Er zeigt hin. Es sind die, von denen Stuart gesprochen hat. »Da dürfen Sie nicht drüber. Nicht mal einen Zentimeter, wenn es das Ministerium nicht will. Sie müssen dahinter bleiben.«

Mit Ausnahme des Pfarrers.

Gegen den Pfarrer haben die Wachleute nichts. Er kann an der Wand lehnen und Zieharmonika spielen, solange er Lust hat. Ein Zieharmonika spielender Pfarrer gefällt dem Innenministerium.

»So geht's ja wohl nicht, oder?«, explodiert einer der Pingpong-Augen und hört einen Moment auf, herumzuspringen. »Das ist reiner Sozialfaschismus.«

Der Polizist lächelt und sagt, »wir« müssten außerdem Sperren aufstellen. »Eine Sperre nach hinten, um unbefugtes Betreten zu vermeiden. Und Sperren links und rechts, zum Schutz vor der Allgemeinheit.«

»Wieso müssen wir uns vor der Allgemeinheit schützen?«

»Mitten in der Nacht könnte jemand auf Sie treten.«

Schließlich brauchen »wir« auch noch eine Sperre nach vorn, zum Schutz vor der Straße.

»Damit Sie in Ihren Schlafsäcken nicht vom Gehsteig rollen und überfahren werden«, erklärt der freundliche Polizist.

»Wir sollen uns also regelrecht in einen Käfig sperren?«

»Von Käfig habe ich nichts gesagt. Das war jetzt Ihr Wort.«

Staatsminister Paul Boateng, zuständig für Gefängnisse, wird ausgemacht. Ich renne hinter ihm her. Aufrechter Gang, beginnende Glatze, teurer dunkler Mantel, so läuft er an der Mauer des Ministeriums entlang und versucht, ohne Einbuße an Eleganz zu entwischen. Er lächelt. Er hat nichts zu sagen. Er muss wirklich weiter. Mr. Straw, so teilt uns jemand vom Türpersonal mit, ist heute nicht am Platz.

Anderthalb Stunden lang steht Fat Frank, der nie über seine Vergangenheit spricht, wie ein Fels vor dem U-Bahnhof und verteilt Flugblätter. Die Pressefotografen setzen ihn gut ins Bild, wie er mit dem wuchtigen Rücken zur Kamera zwei liebenswerten blonden Jungs die Hände drückt. Mittags verschwindet er dann, um sich den Einkaufsbummlern in Hammersmith zu widmen.



»Reiner Sozialfaschismus.«

Nur Stuart ist still geworden, während der Rest der Bande um ihn herum kapriolt. Trotz der Frühlingswärme trägt er den dicksten Pulli, den er finden konnte. Den Journalisten hat es Ruths ein Meter achtzig große Mutter mit dem enormen erbsengrünen Samthut angetan. Sie macht Mosaike und hat George Harrisons Swimmingpool gestaltet, und sie würden sie gern neben Stuart mit seinem kahl geschorenen Kopf, der kaputten Nase und dem mattblauen Mischmasch seiner selbstgemachten Tattoos ablichten.

Am Samstag ist es kalt. Die Stunden schleppen sich dahin. Ich hänge eine Plastikplane über die Sperre auf der Ostseite, als Windschutz und damit es uns nicht den ganzen Abfall hereinweht. Kommt der Wind flach, funktioniert das gut, bläst er drüber weg, klappert das Gestänge wie ein alter Wegweiser in einem Western. Gegen Mittag gehe ich nach Camden, um unter jungen Männern und Frauen mit designerzerschlitzten Hosen und dickrandigen Krankenkassenbrillen Unterschriften zu sammeln. Fat Frank walzt um Victoria herum, kommt zurück nach Hammersmith, schiebt ab nach Netting Hill. Der taube Rob und die taube Jackie spazieren nach Westen. Stuart verschwindet mit Andria. (Später am Abend bringt sie ihn heil zurück.) Der gefährliche Ginger stelzt mit einem Kulturbeutel in der Hand Richtung Westminster. Der taube Rob kehrt

ohne Jackie zurück, die ihm unter den zwölf Millionen offenbar wieder abhanden gekommen ist. Dafür hat er einen Betrunkenen mittleren Alters mitgebracht.

»Wa! Wa! Der hat 'ne Fernsehfirma! Macht 'n Film. Mit uns selber! Wa! Freiheit für die zwei aus Cambridge!«

Der Mann ist klein, trägt einen breitkrepfigen Hut, weiße Jacke, weißes Gazehalstuch, beides am Rand angegraut, aber immer noch dandyhaft. Von seiner Unterlippe tropft Speichel auf unser Mittagessen. »Ich pumpe meine Freunde an«, erzählt er uns. »Wenn ich zu einem geh und um ein wenig Geld für was zu essen bitte, bekomme ich gleich zweihundert Pfund. Es ist mir richtig peinlich.«

Seine Sprechweise überrascht: klare Aussprache, geschliffene Vokale.

»Wa! Mein Fund, der Mann! Macht 'n Film über Ruth und John! Wa! Da spiel ich mit!«

Ich komme zu dem Schluss, dass der kleine Mann zur Klasse der anomalen Obdachlosen zählt: Exzentriker allesamt, die wirklich *keinen* Grund haben, auf der Straße herumzugammeln, es aber auch nicht bloß tun, weil ihnen das Image gefällt. Sie wollen offenbar so leben. Das Dasein des Normalbürgers mit fester Wohnung ist für sie, als liefen sie mit einem Stein im Schuh herum.

»Wa! Wa!«, blökt der taube Rob albern, bis ich ihm am liebsten eine knallen würde. »Film! Film!«

»Es stimmt. Die Fernsehjungs verfolgen mich auf Schritt und Tritt. Überall, außer am Wochenende. London Weekend Television, und am Wochenende arbeiten sie nicht. Die verkohlen uns doch. Habt ihr was zu essen?«

Er erzählt einen Witz: »Jemand bettelt an der Victoria Station und wendet sich an eine junge Frau: ›Haben Sie vielleicht etwas Kleingeld für mich? Ich habe seit vier Tagen nichts gegessen.«



*Enormer erbsen-
grüner Samthut*

›Echt?‹, sagt die Frau mit plötzlich erwachtem Interesse. ›Wie haben Sie das geschafft‹

›Wa!‹, lacht der taube Rob, ›Wa! Wa! Wa! Film! Film!‹

Mit den Obdachlosen zusammenzuhocken ist für einen braven Kerl wie mich ein wenig so wie Miss Marple und die Leute von St. Mary Mead: Um auch nur halbwegs zu verstehen, wovon sie reden, muss ich es immer erst in meine gewohnte Welt rückübersetzen. Nachdem ich an diesem Nachmittag zum Beispiel angewidert aus Camden geflüchtet war, hatten Linda und ich in Chiswick Unterschriften gesammelt, und eine hübsche Speisekarte in einem Schaukasten aus blankem Messing nahm meine Aufmerksamkeit gefangen:

Pizzabrötchen mit Schalotten-Chutney
Pissaladière mit Ziegenkäse, Spinat und Tomate
Panzanella-Salat
Omelette-Roulade mit Kefalonia-Salat
Magret de canard mit Honig

Diese Speisekarte ließ mich nicht los. *Schalotten? Pissaladière? Panzanella? Kefalonia? Magret* — war das nicht ein französischer Kommissar? *Pissaladière?* £ 11.95 für urinierten Ziegenkäse? Nein, im Ernst: Erst sechsunddreißig Stunden war ich auf der Straße, und schon hatte sich die Welt so verändert, dass ich eine Speisekarte nicht mehr verstand. Dann sah ich die Schlusszeile: »Große Auswahl an Tee und Kaffees.« Trottel! Einfaltspinsel! Diese Wichtigtuere konnten noch nicht mal einen Plural in ihrer Muttersprache richtig schreiben. Mit wiederhergestelltem Selbstvertrauen lief ich hinter Linda her.

Meine Schlussfolgerung? Wenn man auf der Straße liegt, dauert es anderthalb bis zwei Tage, ehe man ein Mittel findet, um sich gegen das Gefühl des Ausgestoßenseins zu schützen – bei mir war es das Schimpfen auf die Speisekarte eines tuntigen Restaurants, das ich wahrscheinlich besucht hätte, wäre es nicht meinen neuen Solidaritäts-» Prinzipien« zuwidergelaufen.

Und noch etwas: Dieses Gefühl der Unbehaustheit kommt ziemlich heimtückisch angekrochen, denn natürlich bin ich weit davon entfernt, wirklich obdachlos zu sein. Ich mache das drei Nächte lang (in dem Punkt werde ich Stuart nicht enttäuschen), dann fahre ich nach Hause und lasse mich bewundern. Trotzdem spüre ich schon eine gewisse Anziehung, ein Gefühl des Außerhalbstehens, das Gestalt annimmt. Und es gefällt mir sogar.

Und ich habe gelernt, dass es gar nicht unbequem ist, in einem Pappkarton zu schlafen. Vergangene Nacht habe ich sogar zum ersten Mal seit Monaten mehr als sechs Stunden geschlafen. »Ich weiß nicht, worüber ihr Penner euch beschwert«, sage ich zu Stuart.

9

»Drei Minuten; rein, Zigaretten holen, raus.«

Raubüberfälle und andere Schwerarbeit: Mit 24

Stuart mit vierundzwanzig in einem gemieteten Zimmer auf der Ostseite von Cambridge: Das war fünf Jahre, bevor er auf Ebene D landete, sechs Jahre, bevor ich ihn kennen lernte, sieben Jahre, bevor wir zusammen in einem Gehege vor dem Innenministerium kampierten. Nicht die ruhigste Phase in seinem Leben.

Als sich Stuart dieses Zimmer nahm, zog er als Erstes die Vorhänge zu. Er wollte es trübselig dunkel haben. Die Eingangstür des Hauses war zertrümmert, die Kücheneinrichtung fertig zum Rausreißen. Von der Newmarket Road wehte der Wind herüber *unâ* deponierte Laub und Bonbontüten im Hausflur. Zwischen dem Schutt im Hinterhof flatterte Plastikfolie. Stuart wurde zum Dauertrinker: Wodka, Bier; Bier, Wodka; Wodka, Wodka. »Zwei Flaschen am Tag, regelmäßig.« Das Pärchen im Parterre packte binnen einer Woche seine Sachen und verschwand. »Kann wegen mir gewesen sein. War zu blau, um das mitzukriegen.« Stuart zog in ihr altes Wohnzimmer. Morgens erwachte er auf dem Fußboden oder über die Sofalehne drapiert mit schon heilenden Schnittwunden und Prellungen bei noch laufendem Fernseher und trank zum Frühstück die Reste aus der nächstbesten Bierdose. Wenn er vor die Tür ging, dann nur zum Konsum an der Ringstraße, um Tiefkühlwürstchen, Wodka und Erbsen zu kaufen.

»Ich war der Meinung, wenn ich mich nicht mit Leuten abgebe, kann mich auch keiner anmachen und das Pulverfass zum Explodieren bringen.«

Einmal kam Karen unerwartet vorbei, und er ging mit dem Hammer auf sie los, weil er dachte ...

... Gott weiß, was er dachte. Er hatte Teufelsvisionen. John Smith rettete ihn aus seinem fortschreitenden Wahn.

»Ein Fahrender«, erklärt Stuart stolz. »Einer von den Zigeuner-Smiths aus der Ecke zwischen Hertfordshire und Cambridgeshire. Er war wie der Bruder, den ich nie hatte. Respekt, Ehre und Vertrauen, das hält uns zusammen.«

Stuart kann sich sehr für Wörter interessieren (außer für meine). Amtliche Wörter, zumal wenn sie in braunen Briefumschlägen daherkommen, lassen ihn erzittern. Er deutet ihren Sinn zu Tode. Zigeunerwörter schätzt er wegen Smithy über alles, auch wenn er sie kaum jemals selbst gebraucht.

»Bei den Fahren den muss man wissen, dass sie eine sehr enge Gemeinschaft bilden. Sie sind wie die Indianer, sie bleiben unter sich – das Einzige, weswegen sie da mal rausgehen, ist eigentlich das, was sie *rattlies* nennen, eine Nichtzigeunerin, die die Beine breit macht und Lust auf eine gute Nummer hat. Und wenn's ihnen ernst ist mit einer Alten oder sie sie heiraten wollen, dann nennen sie sie gern ihre *maud*. Und weil ich nie in einem Wohnwagen gewohnt oder wie ein Roma gelebt hab oder so, bin ich trotz meines Romabluts für sie ein *gorgia chappy*, und ich wohne in einem *kennel*.«

»Was ist ein Kennel?«

»Ein Haus.«

»Und was soll daran verkehrt sein? Ich wohne auch in einem Kennel.«

»Sie trauen keinem, der in einem Kennel wohnt.«

»Wie wohnt denn Smithy?«

»Na, der wohnt auch in einem Haus, aber im Grunde nicht, denn meistens sitzt er im Knast.«

Eines Tages nahm Smithy Stuart mit zu einem Verwandten, und der Zigeuner warf Stuart einen komischen Blick zu. »Da springt Smithy auf«, erinnert sich Stuart, wobei seine Stimme vor Stolz eine Oktave höher klettert, »und sagt: ›Nee, Alter, der ist *kushty* [okay],

der hat's nicht mit der *gava* [Polizei]. Brauchst keine Angst zu haben, dass der hier von der *gavakel* [Polizeiwache] kommt.«

Smithy fuhr mit Stuart über die Dörfer, um in den Geschäften mit ihm zu klauen.

Einmal hielten sie an einem Dorfsupermarkt, um Zigaretten zu kaufen. Es war kurz nach Ladenschluss, und sie waren die beiden letzten Kunden. Zwanzig B&H verlangten sie. Die junge Kassiererin, die allein war, musste ihren Platz an der Lebensmittelkasse, wo sie gerade die Tageseinnahmen zählte, verlassen und zu den Tabakwaren gehen.

Der Zigarettenschrank war verschlossen.

Stuart und Smithy plänkelten harmlos mit ihr.

»Bisschen ruhig hier, was, die Dame?«

Sie musste sich bücken.

»Wo ist denn Ihr Mann? Lasst er Sie wieder mal die ganze Arbeit machen?«

Sie lachte, raffte den engen Rock und schloss die Tür des Giftschrankes auf.

Als sie zurückkam, zahlte Stuart, und sie gingen.

In derselben Nacht um drei ramnten sie die Tür des Supermarkts mit einem im Nachbardorf gestohlenen Wagen ein, brachen den vorab georteten Lagerschrank auf und stopften zwei Sporttaschen mit Zigaretten voll.

Auf der Rückfahrt übers Moor waren sie aufgereggt wie junge Lämmer, jubelten und reckten die Siegerfaust. Nicht weit von der Zuckerfabrik Tate & Lyle hielten sie in einer Parkbucht und zündeten die Vordersitze des Wagens an. Bis der Tank Feuer fing, waren sie schon zwei Äcker weiter, und Tommy trug die Taschen mit der Beute, während Stuart sich darauf konzentrierte, in den Furchen nicht zu stolpern.

In der Woche danach verkauften sie die Zigaretten – £ 1.50 die Packung (»£ 1 für die schissigeren Sorten«) oder £ 5 für vier. Zwanzig gingen an Stuarts Mum und den Stiefvater. Zehn an seine Schwester. Ihr Freund wollte auch fünf. Den Rest verschlang das

bodenlose Fass von Zigeuner-Smithys Verwandten und Bekannten. Sie hatten zweihundert Päckchen gestohlen, dafür ein Jahr Gefängnis riskiert und £ 183 verdient.

Ein andermal warf Stuart einen Fernseher nach einem Polizeibeamten.

PK Shedding: »Ein telefonischer Hinweis veranlasste uns, in der Grundschule H— in H— nach dem Rechten zu sehen. Bei unserer Ankunft um 2.47h näherten wir uns der Schule zu Fuß und hielten des Anrufs wegen nach Unregelmäßigkeiten Ausschau ...Als ich hörte, wie etwa fünf Meter zu meiner Linken wieder eine Tür geöffnet wurde, ging ich darauf zu, und sie öffnete sich weiter. Ich sah eine dunkle Gestalt in der Tür auftauchen und rief. ›Stehen bleiben, Polizei!‹ Daraufhin warf die Gestalt einen großen Gegenstand nach mir, der sich später als Fernsehapparat entpuppte. Ich lief dann hinten herum zur Vorderseite der Schule, und als ich um die Ecke kam, sah ich zwei weiße Männer vom Schulgebäude zum Eingang des Spielplatzes laufen. Es gelang mir, einen der beiden zu ergreifen und festzuhalten. Ich warf ihn zu Boden, und da er anfang, sich zu wehren, stellte ich ihn unter Einsatz der vom Innenministerium gebilligten Mittel ruhig.«

»Ich bin nicht so schnell auf den Beinen«, gibt Stuart zu. »Ich hab immer Schmiere gestanden, und Smithy hat das Ding gedreht, denn ich brauchte einen Vorsprung, wenn was schief ging. Und ich war gut im Aufpassen. Ich hab immer die Augen und Ohren offen gehalten, aber es war harte Arbeit.«

»Den Bruch in der Schule hast du also mit Smithy gemacht?«

»Sag ich nix zu. Nachhaken nützt nichts. Nee. Kein Kommentar.«

»Ich war im Dienst mit Polizeihund Shadow«, erinnert sich der zweite Beamte am Tatort. »Als PH Shadow Witterung aufgenommen hatte, verfolgte er eine Spur zum Schultor hinaus und dann links am Teich entlang.« Shadow blieb an der Spur dran bis zur

Landstraße, doch sie verlor sich auf dem lampenbeleuchteten Asphalt.

»Ich kann nur sagen, Sie haben mich auf frischer Tat ertappt, und das ist alles, was ich zu der Angelegenheit zu sagen habe«, meinte Stuart missmutig bei seiner Vernehmung.

Smithy war es, der von dem Postamt hörte.

Er enterte eines Tages gegen Mittag Stuarts vermietetes Wohnzimmer, als der nach dem Einbruch in der Schule noch gegen Kautions auf freiem Fuß war, schaltete den Fernseher aus und riss die Vorhänge auf. Sonnenlicht strömte herein.

»Wach auf, du fauler Sack. Ich hab's. Ich hab's! *Zwanzig* ... Aufwachen sollst du! Mach die Augen auf. *Zwanzig* ve r... Scheiße, bist du tot oder was? Wir brauchen nix weiter zu machen als ... *Stu! Zwanzigtausend gottverdammte Eier!*«

Die Poststelle in Coates.



PH Shadow

»Du Knallkopf, Alexander, das war ein Schäferhund, kein Mops. «

Stuart schlug die Augen auf und suchte tastend nach dem Bier. Eine halbe Dose später machte er den Schwachpunkt aus. »Echt klasse, Smithy, sagenhaft. Nur eine Kleinigkeit. Was ist mit dem Inhaber?«
»Eine alte Frau, ganz allein.«

»Und wenn sie hundertvier ist und keine Beine hat. Sie wird es uns nicht geben wollen. Sie wird es uns nicht geben können. Weil es bei ihr im Tresor ist und der ein Zeitschloss hat.«

»Eben«, trumpfte Smithy auf. »Wir greifen zu, bevor es in den Tresor kommt, am Liefertag. Ich hab die Zeiten und alles. Alle vierzehn Tage, montags um halb elf.«

Es war zwar noch früh am Tag, aber normalerweise dachte Smithy etwas weiter. »Smithy, am Liefertag kommen doch Wachen mit. Weißt du noch? Die starken Kerle, die dir gern eins mit dem Schlagstock überbraten?«

»Nein, Stu, darum geht's. Eine Bekannte von mir hat da gearbeitet. Die Oma schließt das Geld nicht weg. Sie legt es bis Ladenschluss unter die Theke. Vier, fünf Stunden liegt das da und wartet darauf, geklaut zu werden. Zwanzig verfluchte Riesen. Dann fahren wir heim zu meiner Alten und machen ordentlich einen drauf.«

Umweht von Staub und Sommerlaub rissen Smithy und Stuart noch ein paar Dosen auf und feierten. Der große Coup. Zwanzig Riesen! Märchenhafter Reichtum! Stuart würde sich einen Wohnwagen anschaffen und sich an einem ruhigen, toleranten Ort zur Ruhe setzen können, vielleicht in Swansea.

Drei befragt nach Raubüberfall*

Die Kriminalpolizei befragte heute zwei Männer aus St. Ives und einen dritten aus Whittlesey im Zusammenhang mit dem Raubüberfall auf eine Postagentur in der Nähe von Whittlesey.

Zwei Räuber waren gestern Morgen am hellichten Tag mit Brachialgewalt in die Poststelle am Anger in Coates eingedrungen.

* *The Peterborough Evening Telegraph* vom 29. Juni 1993

Sie brachen die Tür auf und entwendeten einen Bargeldbetrag in unbekannter Höhe. Einer der beiden, der vermutlich einen Schraubenzieher bei sich trug, stemmte die Registrierkasse auf und schnappte sich das Geld.

Das Duo fuhr um 11.13 mit einem roten Ford Cortina Kombi in Richtung Whittlesey davon. Zwischen Coates und Eastrea stellten sie das Fahrzeug offenbar ab und stiegen in einen roten Escort um.

Später, als er und Smithy in Untersuchungshaft saßen, ging ihnen ein Licht auf. »Man hat uns reingelegt. Woher wusste die Polizei, dass wir das waren? Wir sind abgehauen. Niemand hat uns verfolgt. Die Personenbeschreibungen der Zeugen waren voll daneben. Jeder hat zwei andere Räuber gesehen. Wie kommt's, dass sie so schnell bei deiner Alte waren?«, fragte Stuart den Partner.

»Die Polizei hat versteckt draußen gelauert, als wir hinkamen«, erzählt Stuart mir jetzt, bestürzt über so viel Heimtücke. »Sie ist nicht gleich über uns hergefallen. Seine Alte – er war total verknallt in sie, und sie hatte teure Vorlieben –, sie sah richtig aufgeregt aus, und dann, wumm, hatte ich lauter Bullen im Kreuz. Wie die Insekten. Bullengekrabbel in den Vorhängen, Bullen unterm Sofa. Wohin du auch geguckt hast, überall. Bullen im Spülstein.«

Stuart lässt sich nicht entlocken, wer ihn reingelegt hat. In diesen Dingen ist er altmodisch.

»Sagen wir nur, es war schon komisch, dass Smithys Alte, sobald wir verknackt waren, zu dem Typ gezogen ist, der uns das Ding verklickert hat. Ich war erst ein halbes Jahr wieder draußen, und hierfür haben sie mir fünf Jahre aufgebremmt, aber der Witz war, die Oma hatte an dem Tag gar kein Geld gekriegt. Da waren keine £ 25.000. Die Polizei hat es nur so aussehen lassen, als wäre das Geld gekommen. Und sie hat ein paar Hunderter in die Kasse gesteckt. Wollte nicht, dass wir unverrichteter Dinge abziehen.«

»Fünf Jahre. Das ist ziemlich happig für nichts, oder?«

»Nicht direkt. Ich hatte eine Menge Blödsinn gemacht. Bescheuerte Sachen. Sie waren es langsam leid.«

»Warst du bewaffnet?«, tippe ich an.

»Nein«, erwidert Stuart. »Naja ... bis auf die Brechstange.«

Etwas hat Stuart vergessen, mir zu erzählen. (Vielleicht weiß er es auch wirklich nicht mehr. Er führt kein Erinnerungsalbum mit Zeitungsausschnitten von den denkwürdigen Augenblicken seines Lebens wie ein normaler Mensch. Was er an Zeitungsausschnitten vielleicht mal hatte, ist längst einem seiner wiederkehrenden Wutanfälle zum Opfer gefallen, die immer auch radikale Säuberungsaktionen sind.) Stuart hat vergessen, mir zu erzählen, dass Smithy kein gewöhnlicher Ganove war. Er war ein Multitalent.

BEWAFFNETER RAUBÜBERFALL:

Duo wegen Überfalls auf Poststelle verurteilt*

KAUGUMMIKÖNIG HINTER GITTERN

Der britische Rekordhalter im Kaugummiblasen, John Smith, tritt nach einem bewaffneten Überfall auf ein Postamt heute eine fünfjährige Haftstrafe an.

Vor dem städtischen Geschworenengericht wurde erörtert, wie es dazu kam, dass der britische Meister im Kaugummiblasen und sein Mittäter im Sommer das Postamt in Coates bei Whittlesey überfielen.

Die beiden machten sich mit Bargeld und Postanweisungen im Wert von über

* Duncan Milner im *The Peterborough Evening Telegraph* vom 24. Sept. 1993

£1800 davon, nachdem sie die alte Leiterin der Poststelle in Angst und Schrecken versetzt hatten.

Dem Gericht wurde dargelegt, dass Smith nach dem abrupten Ende einer Reihe von Fernsehauftritten auf kriminelle Abwege geraten sei.

Der Fünfundzwanzigjährige steht im »Guinness Buch der Rekorde«, seit es ihm 1983 im Alter von 15 Jahren gelang, eine Kaugummiblaste von 42 cm Durchmesser zu blasen.

Als er auf die zwanzig zuzuging, war sein Ruhm jedoch verblasst.

Brendan Morris, der Smith gestern vertrat, erklärte dem Gericht, wie der frühe Erfolg sich auf seinen Klienten auswirkte.

»Er liebte den Luxus«, sagte Morris, »besaß aber nicht die Fähigkeiten, um auf Dauer im Luxus zu leben.«

Armer Kerl. Wer könnte ihm verübeln, dass er kriminell geworden ist und angefangen hat, alten Posthalterinnen Angst einzujagen?

IO

Sonntags ist es anstrengend vor dem Innenministerium. Man vertreibt sich die Zeit mit drei Tassen Kaffee, einem Schinkensandwich mit Ei, macht die Augen zu und denkt an Spanien, rollt den Schlafsack zusammen, rollt Lindas Schlafsack zusammen, zählt Unterschriften, zählt sie noch einmal, sieht sie nach berühmten Namen durch, entdeckt eine Darstellerin aus *EastEnders* unter den Unterzeichneten, verzehrt ein Samosa mit Lamm aus dem Laden an der Ecke (der jeden Tag aufhat, besonders an Weihnachten, und dann die Preise in den Himmel schießen lässt) und bringt nicht einmal die Kraft auf, eine Illustrierte zu lesen.

Ich fange an zu verstehen, warum Tütenfrauen Tüten haben. Wenn das Leben so öde ist, braucht man ein Ziel. Wer zerfledderte Zeitungen sammelt, hat ein Steckenpferd, bleibt eng mit seiner Umgebung verbunden und hält die Straßen sauber. Meint man jedenfalls. Bis man eines Tages aufwacht und erkennt, wie sehr man sich getäuscht hat: Der vermeintliche Ausweg aus dem Wahnsinn war in Wirklichkeit sein Anfang.

Im Lauf des Vormittags wandern die Leute ab. Oft halten nur Stuart und ich die Stellung, und Stuart redet wieder zu viel. Wenn Wörter Beine wären, wäre er ein Milliardenfüßler.

Quassel, quassel, quassel.

Andria sagt, alle ehemaligen Drogensüchtigen sind so. Nach den vielen hirnlos auf Heroin verbrachten Stunden sabbeln sie im Akkord, um die verlorene Zeit aufzuholen.

Quassel, quassel, quassel.

Andria war früher selbst drogensüchtig. Einmal hat sie im UN-

Gebäude das Podium gestürmt und den Delegierten der ganzen Welt vorgehalten, wie unmenschlich sie mit Ex-Junkies umgehen.

Quassel, quassel, quassel.

Auch Andria redet viel.

Stuart ist zu dem Schluss gekommen, dass Fat Frank, der nie über seine Vergangenheit redet, ein Pädophiler ist. Anhaltspunkte hat er dafür nicht. Allein »mein sechster Sinn« sagt es ihm. Dabei kann Stuart das Wort noch nicht mal richtig aussprechen: »Pä-de-o-philer« sagt er, mit einer Extrasilbe. Er ist »ernstlich besorgt«, weil Mr. Frank die Nacht, bevor wir nach London gefahren sind, in Stuarts Wohnung verbracht hat und sich Telefonnummern aus Stuarts Adressbuch geholt haben könnte. John Brock hat Kinder – hat Fat Frank jetzt ihre Nummer? Hat er sich etwa schon an sie ran-gemacht? Ruth hat eine Tochter. Interessiert Fat Frank sich auch für Mädchen?

Stuart, sage ich auf meine weitschweifige Art, beruhige dich. Er stinkt, das ist alles. Natürlich hat er auch psychische Probleme, wie die Sozialarbeiter es nennen, wenn jemand konsequent neben der Spur ist. Na und? Das gilt für eine Menge Leute. Vor allem ist er aber unser bester Unterschriftensammler. Er hat doppelt so viele gesammelt wie wir anderen zusammen. Einer, der in der Sache auf-geht – vertreib ihn nicht. Von seiner Sorte könnten wir noch zehn gebrauchen.

Aber Stuart lässt sich nicht beirren.

Warum hat der Scheißkinderficker bei ihm übernachtet? Das möchte Stuart wissen. Zieht Stuart Kinderbumser an? Hat Stuart etwas an sich, was Päderasten seine Nähe suchen lässt? Ist Stuart schuld? Ist Stuart ein Perversenfreund?

Vergessen Sie Fat Frank. Stuart braucht keine Hassfiguren. Stuart wird schon speiübel, wenn Stuart Stuart auseinander nimmt.

Am Nachmittag kommt dann der Schock. Die Polizei tritt über einen Sozialarbeiter an mich heran. Sie haben observiert und abge-wartet, weil sie an sich nur eingreifen wollten, wenn es unbedingt erforderlich war, aber ein in der *Cambridge Evening News* abge-

drucktes Foto von der Schlafaktion hat sie gezwungen zu handeln. Dem Sozialarbeiter fällt es schwer, Klartext zu reden. Er möchte einmal so sagen: Es gibt da jemanden, einen Obdachlosen, der eine herausragende Rolle bei der Kampagne spielt – weiß ich, wen er meint? Ja, ein sehr gescheiter, kompetenter, redegewandter, aber auch sehr unberechenbarer Mensch, der in der Nähe von Cambridge wohnt. Ein sehr gefährlicher Mensch. »Verstehen wir uns?« Ich muss ihn umgehend aus der Kampagne entfernen.

»Warum?«, frage ich empört.

»Wie gesagt, das ist schwierig, weil es vertraulich ist ...«

»Zum Teufel damit. Sie müssen es mir sagen. Wir leben in einer Demokratie, nicht in einem faschistischen Staat«, töne ich plötzlich pingpongmäßig. »Die Polizei kann nicht einfach verlangen, dass ich Mitstreiter rauswerfe, die ihr nicht passen.«

»Versprechen Sie mir, dass Sie's nicht weitergeben, wenn ich es sage?«

Fat Frank, so stellt sich heraus, ist nicht bloß komisch, er ist die Nummer vier auf der Liste von Englands schlimmsten Pädophilen.

Am meisten trifft mich, dass Fat Frank den Obdachlosenstellen wohlbekannt ist und sein Sozialhelfer schon lange vor der Schlafaktion über Fat Franks Teilnahme an der Kampagne informiert war. Aber weil er von Berufs wegen verpflichtet ist, über die Geheimnisse seiner Klienten zu schweigen, durfte er nichts sagen.

Das nenne ich verdreht: Ruth und John werden ins Gefängnis gesteckt, weil sie den Grundsatz der Vertraulichkeit hochhalten. Hier aber, im Fall von Fat Frank und in Bezug auf die gleiche soziale Gruppe, nämlich die Obdachlosen, sollen Sozialhelfer nach diesem Grundsatz handeln, auch wenn sie damit Johns Kinder in Gefahr bringen.

Ich sage Stuart nichts.

Gegen Mittag ist mir zum Heulen. Vielleicht aus Müdigkeit, obwohl ich, wie gesagt, auf der Straße ausgesprochen gut geschlafen habe. Dennoch habe ich das Gefühl, dass mir alles entgleitet. Ich kann mir vorstellen, wenn es so weitergeht, dass dann am Montag

nichts mehr von mir übrig ist. Ich werde nicht mehr ich sein. Ich werde wie die Toten sein, ein Gedanke in den Köpfen anderer Leute. Zwei Tage auf dem Pflaster als Leiter eines Camps, und ich falle auseinander. Ich habe meine Freunde satt. Besonders Stuart habe ich satt. Meine Feinde habe ich aus dem Blick verloren. Alles läuft quer. Nichts ist einfach. Ich wünschte, ich könnte diejenigen, die gegen den Erfolg dieser Kampagne sind, so einfach benennen wie Stuart. Ich wünschte, ich könnte sie alle unter einen Hut bringen. Ich wünschte, ich hätte die quasireligiöse Überzeugung der Obdachlosen und Verschwörungstheoretiker, die hinter allem das System, die Freimaurer oder das FBI vermuten.

Im Aufblicken sehe ich, dass Stuart mich beobachtet. Es ist erst früher Nachmittag. Wir haben noch viel Zeit und eine ganze Nacht vor uns.

»Alles klar, Alexander?«

Ich nicke. Soll ich ihm vielleicht sagen, dass ich noch nie so nah dran war, ihm eine zu scheuern, wie in der sabbeligen letzten halben Quasselstunde?

»Mach dir keinen Kopf, Alter«, meint er leise und hebt sein Bier.
»Du machst das schon ganz gut.«

Es wird Abend, bis Stuart schließlich »ausflippt«. Ich gehe nach Einbruch der Dunkelheit mit Linda Outreach die Victoria Street entlang und sehe ihn auf uns zu torkeln: Er drückt Aufkleber an Ladenfenster, an Telefonzellen, aufs Pflaster, er rüttelt an der Tür der HSBC Bank und brüllt durch den Briefschlitz, weil er glaubt, in dem Gebäude halte sich jemand versteckt. Es könnte lustig sein, ihm zuzusehen, aber er hat etwas Wildes an sich. Selbst leicht angeheitert, sehe ich ihn als eine Figur von Robert Louis Stevenson, die auf der Flucht ist vor den guten Manieren und der elternhaften Ordentlichkeit von Leuten wie Linda und mir. Er schnüffelt eine primitive Welt jenseits der Worte aus.

Als er bei mir anlangt, ändert sich sein Gesichtsausdruck.

Er lehnt sich an eine Mülltonne und zeigt mit dem Finger auf mich.

»Alexander, du scheißverwichste Mittelstandsarschgeige mit deinem ewigen ›Was ist die Antwort?‹ Denkste, Junge – es gibt keine Antwort! Du willst wissen, wie ich so geworden bin? Dann schreib ein Buch, das keine Antwort hat. Aber damit kannst du nicht groß rauskommen, was? Nee, ne! Hau ab, Mann. Geh deine Scheißantworten suchen.«

Er versetzt dem Mülleimer einen Schlag und guckt dann unsicher durch einen Einwurfschlitz. »Fehlanzeige. Stuart Shorter, Mann, wie ist es denn zu erklären, dass seine Mutter sich über seinen Bruder werfen musste, damit er ihn nicht mit zwei Kochmessern klein schneidet? Lass dir darauf mal die Antwort geben!«

Die anderen im Camp nuscheln was von Abendessen und verziehen sich, als sie uns kommen sehen. Stuart wird wieder munter, als ein Streifenwagen erscheint.

»Hören Sie«, macht Stuart über den Gehsteig hinweg den hünenhaften Polizisten an, der das Fenster heruntergedreht hat, um uns gute Nacht zu wünschen, »wenn Sie Zeit zu viel haben, dann beantworten Sie mir mal eine Frage. Zehn Typen auf der Straße verdreschen einen nach Strich und Faden und kriegen zehn Jahre dafür. Im Knast dagegen stürmt ihr Brüder in Kampfmontur mit Schutzschild zu einem in die Zelle und macht das Gleiche, bloß ihr erweist damit der Allgemeinheit einen Dienst. Erklären Sie mir das mal. Und dann wundert ihr euch, wenn aus dem Typ, den ihr gerade so vertrimmt habt, dass die Wände voller Blut sind und sein Geschrei im ganzen Trakt zu hören ist, kein braver Junge wird. Wissen Sie, was ich meine? Wissen Sie das? Ja? Nee, natürlich nicht. Sie haben nicht die leiseste Ahnung, gell?«

Der Beamte bleibt im Wagen und lächelt uns an.

Stuart, der keine Hemmungen hat, eine unangenehme Situation noch unangenehmer zu gestalten, schneidet ein neues Thema an. »Ihr wisst doch, dass es in den Obdachlosenheimen in London Drogen gibt, oder? Ihr wisst doch, dass sie voller Drogen sind. Warum,

verdammst, verhaftet ihr die Heimleiter nicht, so wie ihr Ruth und John verhaftet habt? Können Sie mir darauf mal 'ne Antwort geben?«

Das fragt er fünfzehnmal. Ich sage ihm, er soll still sein. Er schimpft mich wieder einen bescheuerten Mittelstandsarsch. Genau das meint Stuart damit, wenn er sagt, es seien nicht die Kälte und die Ungemütlichkeit der Straße, was einen verrückt macht, es seien die anderen Leute. Leute wie dieser *Scheiß-Stuart*, wenn sie geifern und toben.

Halt endlich den Schnabel!

»Du Scheißmittelstands ...« usw.

Der Polizist wünscht uns noch einmal eine angenehme Nachtruhe und fährt davon.

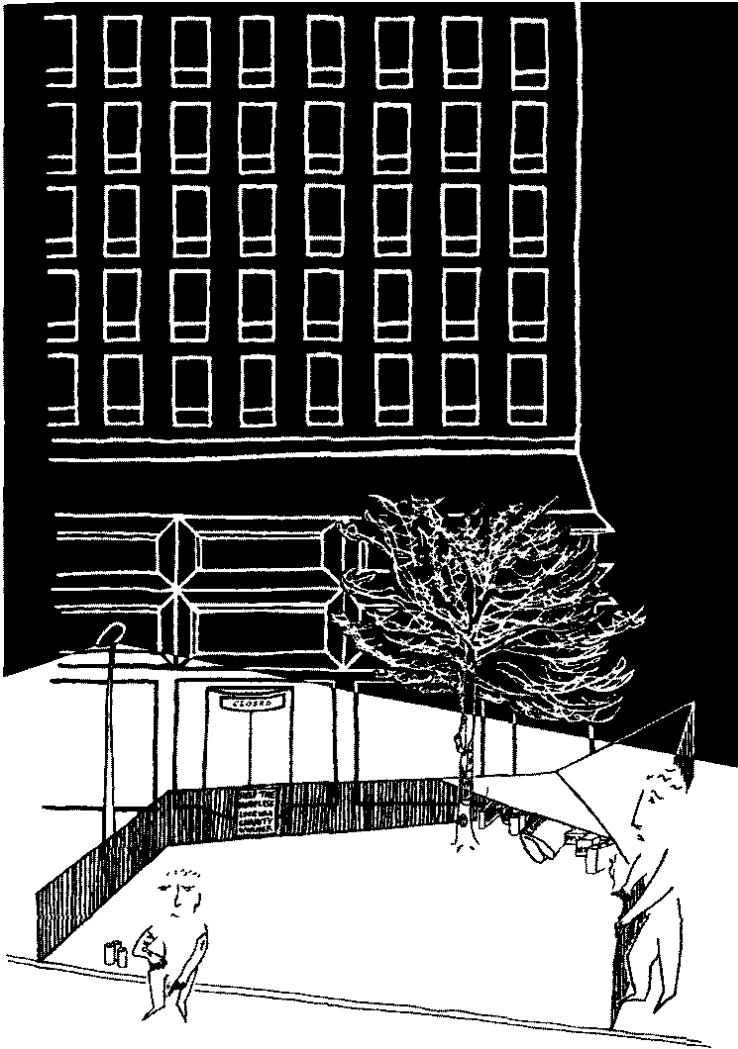
Stuart reibt sich die Hände, zieht sich an den Nordrand unseres Geheges zurück und hockt sich krumm und verdreht wie immer auf den Bordstein. Er ist ein Tier. Ein widerwärtiger Tölpel. Ich wünschte, er würde sterben. Jetzt gleich. Auf dem Gehsteig.

Das wäre doch wenigstens mal publikumswirksam.

Das Epstein-Relief auf der anderen Straßenseite, oberhalb der U-Bahn St. James Park, einer verlassenen Station im Sowjetstil, scheint uns satt zu haben. Epstein hat 1929 zwei von diesen Reliefs gemacht. *Der Tag*, um die Ecke an der Ostwand, ist ein Mann, der einen nackten Jungen in die Höhe hebt. Bei der Enthüllung des Werks kam es zum Eklat, weil jemand fand, dass der Junge einen zu großen Penis hatte. Epstein war nicht der Meinung. Der Geschäftsführer der Londoner U-Bahn bot seinen Rücktritt an. Ein erzürnter Unternehmer erbot sich, die Kosten für die Entfernung des Werks zu übernehmen. Ein Unbekannter feuerte zu nächtllicher Stunde mehrere Kugeln darauf ab. Schließlich zog man den Direktor einer Knabenschule als Experten hinzu, und Epstein wurde gezwungen, die steinerne Spitze des Anstoßes um vier Zentimeter zu kürzen.

Die Nacht heißt das Relief, das zu uns herübersieht: eine gleichmütige, in ihr Schicksal ergebene Frau, die Arme im Schoß, zwischen ihren Schenkeln. »Wollt ihr nicht mal weggehen?«, scheint sie zu seufzen.

Gegen zwei stolpert ein ehemals gutgekleideter Mann mit beträchtlicher Schlagseite um die Ecke der U-Bahnstation, vorbei an den fahrbaren blauen Mülltonnen, bleibt stehen und glotzt uns böse an.



Ich wünschte, er würde sterben.

»Ich war bei den Provos!«, verkündet er schließlich und hört sich mit seinem irischen Akzent an wie eine Mischung aus kaltblütigem Killer und tanzendem Boot auf See. »Ich kenne die Scheißregierung. Nieder mit dem Britenpack! Euch alles Gute bei dem, was ihr da abzieht. Wisst ihr, was am Freitag für ein Tag war?«

Freitag war St.-Patricks-Tag.

»Stimmt genau. Nieder mit dem Scheiß-Empire!«

»Du sagst es, Alter«, ruft Stuart sehr zu meiner Bestürzung. Ich betrachte mich als Monarchisten. »Wir sind bei den Obdachlosen«, brüllt Stuart, »und wir haben trotzdem die Scheißqueen samt Regierung am Hals!«

Jetzt sollte ich auch mal was sagen. Schrecklich, diese Republikaner. Ich sage jedoch nichts. Ich halte den Mund. Ich bin Monarchist, aber nicht lebensmüde.

Stuart setzt sich mit frisch gestärktem Kameradschaftsgefühl wieder hin, und der IRA-Mann stolpert in Richtung Klein-Frankreich davon.

Viel später, nachdem ich endlich eingeschlafen bin, kommen der taube Rob und die taube Jackie zurück und streiten sich. Das ist gespenstisch. Ich weiß nicht mal, wovon ich überhaupt aufgewacht bin, denn sie streiten sich ohne Worte. Die Straßenbeleuchtung hüllt das ganze Camp in ein unwirkliches Licht. Der Verkehr auf der Victoria Street hört sich wie leise rauschendes Wasser an. Der taube Rob liegt da und wiegt sich hin und her. Die taube Jackie kramt stumm in ihren Siebensachen und steigt dabei über die Rucksäcke und den »Louis Pierre, Paris«-Anzughalter, als bestünde die Gefahr, dass sie aufwachten.

»Gee-nit, gee-nit«, jammert der taube Rob.

Am nächsten Morgen erfahre ich, dass er der tauben Jackie das Hörgerät gestohlen hat, damit sie ihn nicht verlässt. Jetzt sucht sie es.

Sie gibt einen Laut von sich, der aber so leise ist, dass ich mir nicht sicher bin, ob sie etwas gesagt hat.

»Hass Mau!«, blafft der taube Rob. »Sie schlaafn doch, sie schlaa-fen!«

Auf Stuarts Empfehlung hin haben wir es so geregelt, dass immer zwei klare Köpfe am Platz sind: entweder Stuart und ich oder Linda und ich, oder Andria und Stuart oder Linda und Andria. Als ich in Camden Unterschriften sammelte, haben Stuart und Linda Wache gehalten. Als Fat Frank Linda verrückt machte, hielten Andria und ich die Stellung. Den ganzen Freitag und das ganze Wochenende über ist das so gelaufen, damit wir niemals schwach sind oder überrumpelt werden können. Durch diese Taktik haben wir verhindert, dass sich die Polizei allzu sehr einmischt, wir haben Kevin Flemen, den Rechtsexperten der Drogenhilfsorganisation *Release*, kennen gelernt und waren jederzeit bereit, Presseinterviews zu geben oder für die Fotografen zu posieren. Als rein zufällig ein Radiosender, der die Seitenstraßen nach interessanten Infohäppchen durchkämmte, auf uns stieß, war unser freundlicher Homepagegestalter, ein Mann namens Brent, zur Stelle, um ein paar klare Worte zu *News Direct* zu sagen.

News Direct erweist sich als unser Untergang.

Montagmorgen. Nie hat ein Montag so sehr nach einem Freitag ausgesehen, nie stand die Sonne so strahlend und epsteinkeck am Himmel!

Wir stellen fest, dass das Kofferradio des tauben Jack keinen Saft mehr hat. Wer braucht schon Ablenkung und Dudelmusik an einem so herrlichen Morgen?

Wir können den *News Direct-Bericht* nicht hören.

Jemand muss Batterien besorgen,

Der taube Rob will aus seinem Schlafsack nicht raus. Er liegt in den Armen der tauben Jackie. Stuart ist verschwunden. Linda ist schon auf dem Rückweg nach Cambridge. Fat Frank ist davongewalzt. Sonst ist von der Gruppe nur noch ein Neuzugang namens Scotty da, ein Alkoholiker, der sich bereits die zweite Dose Tennant's Extra einpfeift.

Brent und ich, voll guter Dinge, ziehen los, um die Batterien zu kaufen. Wir wollen auch Kaffee und Brötchen für alle mitbringen. Na, und als Überraschung für Scotty ein Sixpack. Aufs Haus!

Während wir unterwegs sind, erscheint Innenminister Jack Straw.

Nach dem unzusammenhängenden Bericht, den ich zu hören bekomme, war er sehr freundlich. Sein Wagen – »ein Jag, erste Sahne – megastark« – hielt am Gehsteig, und zwei große Kerle stiegen mit ihm aus. Scotty erkannte sie gleich als Leibwächter.

»Sie hab ich schon mal gesehen«, sagt Scotty und wedelt mit seiner Bierdose. »Ich saß auf der Bank und hab einen Kleinen zur Brust genommen, da sind Sie mit denen vorbeispaziert, und mein Kumpel fragte: ›Wer ist das?‹, und ich sagte: ›Das ist Mr. Straw mit seinen Bodyguards.«

»Sie sind auf Draht, hm?«, erwidert der Innenminister.

Scotty wird knallrot im Gesicht vor Freude über diese persönlichen Worte.

Zur Ehre des tauben Rob sei gesagt, dass er immerhin zur Sache kommt. Ich kann mir vorstellen, wie die Bodyguards sich gestrafft haben, als er sich wie ein Revolvermann vor sie hingestellt und seine Freiheit-für-Ruth-und-John-Rede vom Stapel gelassen hat. Aber Straw ist dem Thema mit seinem Lieblingsspruch ausgewichen: »Das Innenministerium ist für diesen Fall nicht zuständig. Das ist allein Sache der Justiz.« Darauf weiß der taube Rob noch immer keine Antwort, und die taube Jackie hat ohnehin nicht hören können, was der Innenminister gesagt hat.

Als Brent und ich zurückkommen, ist die Straße wieder leer.

Drei Wochen Vorbereitung und £ 600 für Werbung und Planung, und wen findet der Innenminister als Vertreter der Kampagne vor? Einen mittelalten Säufer und zwei schwerhörige Obdachlose, die sich gegenseitig die Hörgeräte klauen.

Stuart und ich lachen auf der ganzen Heimfahrt im Zug nach Cambridge darüber.

Sein kurzer Rückfall in die Urzeit ist vorbei.

Wir sehen zwei Hasen an einem Bach miteinander boxen, und

Stuart ruft anfeuernd: »Jaa! Immer drauf, Jungs!«, mit geballten Fäusten und hochnäsiger wie ein edwardianischer Gendeman. Er will die Nacht in seiner Wohnung verbringen und morgen nach Norwich fahren. »Zu meinem Jujo – er hat Geburtstag.«

»Zu wem?«

»Meinem Jujo.«

»Was ist denn ein Jujo?«

»Mein Junior, Dummkopf.«

»Du hast einen *Sobri*?« Davon hat er mir in vier Monaten nichts gesagt.

»Dreizehn wird er.«

Wir fahren über das letzte Stück Land, vorbei an den Gog-Magog-Bergen und den Verbrennungstürmen der Addenbrooke-Klinik, während ich diese Enthüllung auf mich wirken lasse. Ich weiß nicht, was ich sagen soll. Ich greife auf Platitüden zurück.

»Hast du ein Geschenk für ihn?«

Stuart strahlt. »Einen Golfschläger. Er spielt gern Golf. Immer auf dem Golfplatz, der Kleine.«

II

» Und hier der Reihe nach meine Gefängnisse: Send, Baintnow House, Send, wieder Send, Eriestoke, Norwich, fünfmal Untersuchungs- haß in Norwich, dann verurteilt zu fünf Jahren, und die trat ich an in Norwich, dann verlegt nach Aylesbury, verlegt nach Glen Parva, zurück nach Aylesbury, Littlehey, Grendon Underwood, von Grendon Underwood nach Littlehey, dann frei. Nächste Haft: Bedford, Littlehey, Whitemoor, Bullingdon, LongLartin, Grendon, LongLartin, Norwich, LongLartin, Winchester, LongLartin, Whitemoor, Blundeston, Wayland ... Ich glaub, ich hab keins ausgelassen. Äh ja, doch, in Leicester war ich auch dreimal. «

Rasend: Mit 25-29

Ehrlich gesagt, Stuarts Gefängnisjahre nach dem Überfall auf das Postamt machen mich wütend. Ich weiß nicht, was ich damit anfangen soll. Jedes Mal, wenn ich sie neu schreibe, fehlt irgendwas. Er verschwindet buchstäblich und im übertragenen Sinn von der Bildfläche, als er nach der Urteilsverkündung im Geschworenengericht von Peterborough die Anklagebank verlässt. Der Grund seines Verschwindens ist jedoch nicht, dass man nichts mehr von ihm sieht und hört, sondern dass er (für mich) aufhört, ein Mensch zu sein. Statt dem Überraschungs-Stuart – dem leise sprechenden, besorgten, eckigen Liebhaber von Archäologiesendungen, halb Angeber, halb Menschenfreund – gibt es im Gefängnis, wie er es darstellt, nur noch den rasenden Stuart, die Serie blutiger Zwischenfälle. Ereignisse treten an die Stelle des Charakters. In diesen fünf Jahren hat er auf jede nennenswerte Schwierigkeit mit der Heftigkeit einer

hochgehenden Bombe reagiert, ist Leuten »ins Gesicht gesprungen«, »nicht allzu klug« gewesen, nun ja, und solche simplen Verhaltensmuster werden schnell langweilig. Die Feinheiten bleiben auf der Strecke. Im Gefängnis hat Stuart sich in die unberechenbare Zerstörmaschine verwandelt (umfunktioniert, würde er sagen, seine Technik perfektioniert), als die er später auf der Straße aufgefallen ist. Die Persönlichkeit ist weg.

Der gefangene Stuart war ein Plagegeist der Kategorie A (wo er bald landete). Gefängnisse der Kategorie A sind Hochsicherheitseinrichtungen für Straftäter, deren Flucht gefährlich wäre für die Allgemeinheit, die Polizei oder die Sicherheit des Staates. Wenn Stuart nicht in Einzelhaft schmorte, probierte er im Trakt seine unschönen Persönlichkeitsanteile durch, als führte er Kleider vor: Aufstände, Schmutzproteste, Zerschlagen der Gefängnistoiletten, Drohungen, andere Gefangene anzünden – das sind nur die Ausraster, an die er sich erinnern kann. Vorfälle, die wir anderen unvergesslich schrecklich fänden, häufen sich für Stuart derart, dass er bald keinen Gedanken mehr daran verschwendet. Sie jucken einen nicht und sind nichts zum Angeben.

Im Gefängnis Littlehey hätte er in der Küche arbeiten können (dafür nimmt man aber meistens Sexualtäter, weil sie als sauberer und zuverlässiger gelten als andere Häftlinge). Er hätte auch in die Unterhosenfabrik gehen können (wobei die Behörden zugeben, dass die Fertigung von 200.000 Unterhosen im Jahr den Gefangenen wahrscheinlich nicht viele Fähigkeiten vermittelt, die sie draußen gebrauchen können). Stattdessen landete er in der Schusterei und griff den Aufseher mit einem Stuhl an.

»Ich übertreibe nicht, wenn ich sage, dass zehn bis fünfzehn, wenn nicht zwanzig Wärter mich den Block runtergebracht haben. Keiner hatte einen Helm an, das hat mich ziemlich gewundert. Sie haben mich in die Zange genommen, mich in die Beruhigungszelle gebracht, mir meine Sachen ausgezogen und mich splitternackt da drin gelassen. Also hab ich das Linoleum vom Boden gerissen, auf den Boden geschissen, auf den Boden gepisst. Halt bloß Ungehorsam ...«

»Bloß Ungehorsam.« Kindischer, tröstlicher, launischer »Leck mich«-Ungehorsam.

Ruth hat mir einmal gesagt, als ich sie im Gefängnis Highpoint besuchte, es sei erstaunlich, wie viel von dem, was man für angeborenes Selbstgefühl hält, in Wirklichkeit gar nicht von einem selbst, sondern von außen kommt: die Reaktion der Leute auf die Bluse, die wir tragen, die Achtung unserer Angehörigen, die Aufmerksamkeit unserer Freunde, was sie von den Bildern in unserem Wohnzimmer halten, wie gepflegt sie unseren Rasen finden, wie die Leute unseren Namen flüstern. Unsere Selbstdarstellungen im Spiegel der anderen, darauf basieren unser Wohlgefühl und unsere Identität. Nimmt man uns das weg, steckt uns in einen kleinen Raum und spricht uns mit einer Nummer an, verschwinden wir bald. Darum geht es praktisch in Millionen Zeitschriftenartikeln – nur, dass es in den Zeitschriften heißt: »Was Ihre Kleidung über Sie aussagt«. Im Gefängnis wird einem klar, dass es heißen müsste: »Was bleibt von Ihnen, wenn Ihre Kleidung alles gesagt hat.«

In *From the Inside*, dem Buch, das sie später über ihre Gefängniserfahrungen geschrieben hat, staunt Ruth über die Geschwindigkeit, mit der dieses Selbstgefühl verloren geht:

*Als ich der Wärterin von der Kantine zurück zur Zelle folgte, merkte ich, dass ich mir eine Gefängnis-Persönlichkeit zugelegt hatte: Hände in den Taschen, langsamer, nachlässiger Gang, krumme Schultern, saure Miene, finsterer Blick; eine wortkarge Frau, die aber immer einen Fluch bereithält. Gerade mal zwei, drei Tage hatte es gedauert, und schon war ich Wyner, Häftlingsnummer EH 6524: verängstigt, ohne es zu zeigen; auf alles gefasst, aber nach außen gleichgültig, als kümmerte mich nichts. Ich war auf Abwehr eingestellt und wusste, das war nötig, aber ich hatte auch Angst, mein wahres »Ich« sei zerstört worden. Würde ich je wieder zu mir finden?**

* Ruth Wyner, *From the Inside: Dispatches from a Woman's Prison*, London, Aurum Press, 2003

»BloßUngehorsam« – für Stuart ist das kaum der Rede wert. Natürlich muss man ungehorsam sein. Im Gefängnis ist Aufsässigkeit eine der wenigen Möglichkeiten, die Wärter dazu zu bringen, dass sie auf einen als Person reagieren. Ungehorsam gehört zu den wenigen Tricks, mit denen man sich noch die Vorstellung erhalten kann, jemand Bestimmtes zu sein und nach wie vor fest mit der Person in Verbindung zu stehen, die man draußen war. Was von innen kommt, erweist sich im Gefängnis als bei Weitem nicht so großartig, wie der Mensch hofft.

»Am nächsten Morgen«, erzählt Stuart weiter, »werde ich wegen Beschädigung der Werkstatt und Beschädigung von sonst was zum Direktor gebracht. Das kostet mich wieder jede Menge Tage, jede Menge Geld. Er sagte mir, ich würde nur deshalb nicht draußen vor Gericht gestellt, weil es der Aufseher nicht wollte. Sag ich zu ihm: ›Sie meinen wohl, sie bringen mich nicht draußen vor Gericht, weil Sie mich selbst dazu getrieben haben. Ich hab Ihnen gesagt, was passiert, wenn Sie mich in die Schusterei stecken, und Sie haben sich umgedreht und mir gesagt, ich würde mich nicht trauen. Mit anderen Worten, Sie haben mich angestachelt, denn als Direktor sollten Sie wissen, wie so was läuft.‹ Hab ihm also ordentlich was an den Kopf gehauen, ihm die Meinung gegeigt.«

Wo nimmt der Mann die Energie her? Ist das für ihn nicht genauso anstrengend wie (jetzt schon) für den Leser?

»Sagt der Direktor: ›Sie halten sich für ganz besonders schlau‹, sagt er. ›Mal sehen, wer zuletzt lacht. Sie kommen nach Whitemoor.«

Stuart beugt sich mit weit aufgerissenen Augen vor. Begreife ich nicht, was er mir gerade Furchtbares erzählt hat? *Whitemoor*.

Stuart, mich wundert, dass sie dich nicht auf den Hinterhof gebracht und erschossen haben.

Whitemoor. Stuart schüttelt den Kopf in Erinnerung an das ihm zugefügte Unrecht.

»Am ersten Abend hab ich eine Klobürste zu Klump geschmolzen und zwei Rasierklingen reingesteckt und dann mit dem

Scheißding unterm Kopfkissen geschlafen. In Whitemoor hast du alles. Du hast Terroristen, du hast Psychopathen, du hast Profingangster, die so genannten ›Faces‹. Dann hast du ihre Handlanger, die Gorillas, die von den Gangstern respektiert werden, das Muskelvolk, hinter dem sie arbeiten. Du hast Möchtegern-Gangster, Psychopathen, Plastikgangster, das sind Leute, die meinen, sie wären Gangster, aber es sind bloß Junkies, und wenn sie im Bau sind, haben sie nicht mal einen Pott zum Pissen. Sie halten sich für wer weiß was und drehen auch massig krumme Dinger, aber was haben sie jetzt davon? Die Handlanger, die Gorillas, die Gangster – die sind nie knapp bei Kasse im Knast. Die rennen nicht rum und schnorren, wie die Plastikgangster. Die richtigen Gangster haben uns gesagt: »Der, der und der da hinten, man soll's nicht meinen, aber der hatte mal ein Haus für 'ne halbe Million Pfund, und wir haben viele Geschäfte mit ihm gemachte Bis er auf Crack kam und am Abend tausend Pfund für Crack verprasst hat. Es sind vor allem die alten Drogenfexe: Sechzehn Jahre sitzen die ab für einen blöden bewaffneten Raubüberfall, dumm wie Stroh, und früher waren das mal gute Gangster. Aber durch das Highlife, den großen Egotrip, haben sie alles verloren. Dann hast du die Leute, die ein Sicherheitsrisiko sind oder gute Verbindungen haben und türmen könnten, die Mörder, die Totschläger, die Irren. Leute, die einfach labil und unberechenbar sind. Dann, in getrennten Trakten in Whitemoor, die Pädoschweine und die Sextäter und allen möglichen dt eckigen Abschaum ... «

»Wozu gehörst du denn?«

»Zu den Irren, nehme ich an.«

Zwei Tage nach Stuarts Ankunft gab es einen Aufstand.

The Times, 22. Dezember 1993

Alkoholproblem im Gefängnis

Häftlinge, die mit der Herstellung alkoholischer Getränke für Weihnachten beschäftigt waren, haben im Hochsicherheitsgefängnis Whitemoor in March, Cambridgeshire, bei einem fünf Stunden dauernden Aufruhr Sachschäden in Höhe von über £ 30.000 verursacht. Mehr als 160 Häftlinge legten Feuer in den Zellen; sanitäre Einrichtungen wurden zertrümmert und Türen aus den Angeln gerissen. Drei Gefangene und drei Wärter wurden verletzt. Direktor Andrew Barclay sagte: »Der Auslöser war vermutlich eine von mir angeordnete Durchsuchung von Trakt C und D gestern Nachmittag. Vielleicht haben sie den Sprit getrunken, statt ihn wegzuschütten, als die Durchsuchung lief.«

»Das ging einfach los«, erinnert sich Stuart mit einem Schaudern. »Alles, was durchs Gitter passte und die Wärter treffen konnte. Dann kam das Zündeln dazu. Bettzeug. Alle fingen an, ihre Sachen kaputtzumachen.« Die Gewalt »kam in immer neuen Wellen«. Möbel und Tischtennistische gingen in Flammen auf, die Flammen erfassten den Abfall, der in die Netze zwischen den Laufgängen geflogen war, dann brannte der Billardtisch und immer mehr Bettzeug, und die Flammen prasselten zwei Stockwerke hoch. »Wenn ihr nicht mitmacht, sind wir alle dran!«, drohten die Rädelsführer. »Wir wollen, dass sie den Scheißtrakt dichtmachen.«

»Ich war starr vor Entsetzen«, erklärt Stuart zu meiner Überraschung. »Ich wollte damit nichts zu tun haben. Die ganzen gefährlichen Leute, weißt du, so erbittert, voller Hass und Wut, da konnte man schon Schiss kriegen. Ich bin schnell rauf zum dritten Stock, das war der einzige, wo die Fenster nach außen aufgingen.«

Dort hat er sich auf ein Bett gestellt, die Nase durch die Gitterstäbe gesteckt, den Qualm an seinem Kopf vorbeiziehen lassen und auf die Feuerwehrgewagen hinabgeschaut »mit ihren popeligen Blinklichtern, sah aus wie Glitter«.

Stuart schloss ein paar Freundschaften. Colin Richards saß im Stockwerk über ihm. Er hatte bei einem Raubüberfall in Walton an der Naze (versehentlich, behauptete er) einen Polizisten getötet und war durch den Kugelhagel, mit dem die Polizei antwortete, von der Brust abwärts gelähmt. Die Wärter hassten ihn. Sie gaben ihm nie die Windeln, die er brauchte, und die nötigen sterilen Geräte, doch für die Insassen war er ein Held: Zur Essenszeit versammelten sie sich um ihn, hoben ihn auf seinem Rollstuhl in die Höhe und trugen ihn die Treppe zum Speiseraum hinunter wie einen Kaiser.

Jeremy Bamber, der seine Adoptiveltern, seine Schwester und ihre beiden Kinder umgebracht hatte, musste mit einem Panzer aus um die Taille geschnallten *National Geographics* herumlaufen, weil schon so viele Leute versucht hatten, ihn zu erstechen.

Im Block lernte er auch den einzigen Terroristen kennen, der bei der Besetzung der iranischen Botschaft lebend davongekommen war, und die beiden quatschten beim Hofgang, der täglichen Stunde »Beisammensein«, miteinander. »Er sagte uns, er hätte unwahrscheinlich Glück gehabt, denn die Geiseln selbst hatten ihn rausgezerrt. Die SAS wollte ihn wieder reinziehen. Alle anderen wurden von der SAS erschossen. Die Geiseln haben ihn mit rausgeschleift.«

Ein türkischer Drogenimporteur, ein Mafia-»Baba« oder Pate, gab Stuart den Spitznamen »der Gangster von Peterborough«, weil er ständig in Schwierigkeiten war, und »ich hab mit ihm darüber gelacht«.

»Nein«, sagte Stuart, »ich bin bloß ein kleiner Dieb, den sie geschnappt und zu fünf Jahren verknackt haben, weil er eine Poststelle überfallen hat. Ich bin ein ertappter Eierdieb.«

Nach dem Aufruhr in Whitemoor (oder war es vorher? Ich verliere die Übersicht) kommen die Verbarrikadierung im Gefängnis

Bullington, der Hungerstreik im Gefängnis von Winchester, der Feuerlöscher-Vorfall in der Haftanstalt Grendon, und da hört die Geduld dann bald auf. Das ewige Problem der Chaoten macht sich bemerkbar: Dieses Leben ist zu intensiv. Seine Wildheit fasziniert, wenn man sie streift, aber die Tage sind zu dicht, zu sehr mit Grässlichkeiten voll gepackt, als dass man es sich lange anhören könnte. Für Romanautoren mögen solche Menschen ergiebig sein, für den Biographen sind sie eine schwere Bürde.

Selbst wenn er Besuch hatte, achtete Stuart darauf, die Realität nicht an seine Gefängnispersönlichkeit heranzulassen. »Wenn die Zeit um war«, erinnert sich seine Halbschwester Karen, »ist Stuart einfach rausgegangen, ohne sich noch mal umzudrehen. Sobald er am Tisch Wiedersehn gesagt hatte, drehte er einem den Rücken zu.« Briefe schrieb er auch nicht, außer an seinen Anwalt (»Hab noch nicht viele Kuverts zugeklebt«), und er rief nie an. Er führte kein Tagebuch, weder schriftlich noch auf Band. Er machte sich nie Notizen. Für manche Menschen ist das Gefängnis eine Zeit des Erinnerns und Aufzeichnens: Ruth Wyner, Jeffrey Archer, Fjodor Dostojewski, aber für Menschen wie Stuart ist es ein Ort, an dem die Zeit nicht weiter zählt. Die Tage sind erbarmungslos eintönig, schwer zu unterscheiden; man sitzt einfach die Zeit ab wie ein Fußballer auf der Reservebank.

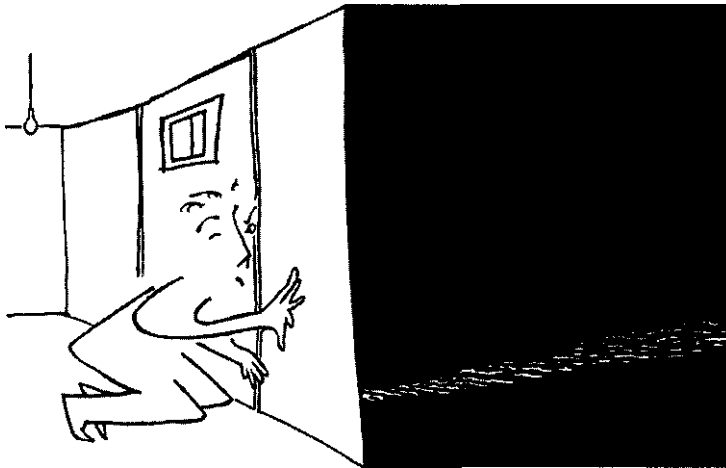
»In was für Gefängnissen hält man es am besten aus?«, frage ich.

Stuart zieht die Brauen hoch und spitzt die Lippen. »Alles in allem? Die großen – die Hochsicherheitsknäste – sind besser als die kleinen. Wenn man in einem kleinen dem Schließer sagt, verpiss dich, sonst gibt's Zoff, wird man fertig gemacht.«

»Warum ist das in Hochsicherheitsgefängnissen anders?«

»In einem richtigen Gefängnis kann man nirgends hin. Da fängt man wegen einem Streichholz oder einer Decke keinen Streit an. Man macht die Wärter nur an, wenn man wirklich schlecht drauf ist. In den kleinen Regionalgefängnissen dagegen hast du Leute, die vielleicht nur einen Monat sitzen. Sie laufen rum und lassen die Sau raus, und wenn sie dann gepackt und durch den Block geschleift

werden, werden sie damit nicht fertig. Sie schreien und schreien. In Winchester, einem Regionalgefängnis, hast du jeden Tag Schreie gehört. Das Gute an dem Knast war, wie die Türen gebaut waren. Da konntest du nicht sehen, was draußen lief. Auch durch die Ritzen konnte ich vom übrigen Block nichts sehen, weil die anderen Zellen versetzt waren. Mindestens zwei, wenn nicht drei oder vier Mal am Tag gab es da Schreie.«



»Das Gute an dem. Knast war, wie die Türen gebaut waren. «

»Es funktioniert nämlich nicht, oder?«, sagt Stuart plötzlich in drohendem Ton und steht auf. Er stößt meinen Kassettenrecorder zur Seite. Für heute hat er mir genug beigebracht. »Knast kann nicht funktionieren. Man kann Menschen nicht verändern, indem man sie tyrannisiert, sie mit Schlagstöcken bearbeitet und sie tagelang, wochenlang in Einzelhaft steckt, da werden manche verrückt, wenn sie wie ein Tier im Käfig hausen. Weißt du, wie viel Leute im Jahr von Gefängniswärtern gekillt werden? So was sagt dir keiner – aber es stimmt, Jahr für Jahr gibt's da Morde. ›Ach je, Herr Direktor, er ist an seinem Erbrochenen erstickt, als wir ihn mit zehn Mann fest-

gehalten haben.« ›Oh, Verzeihung, er hat sich das Kreuz gebrochen – wer hätte bloß gedacht, dass es ihm so schlecht bekommt, wenn wir ihn falsch rum biegen?««

»John Brock meint, Gefängnis ist halb so schlimm«, sage ich.

»Ja, aber da gibt's auch zwei Stufen. Leute wie John werden nicht als kriminell betrachtet. Jeder Wärter konnte sich in Johns Lage hineinversetzen. Er hatte ja in Wintercomfort nur seinen Job gemacht, also war er praktisch einer vom Fach. Und selbst er – was musste er als Erstes im Trakt machen? Das Blut in der Iso [Isolationszelle] aufwischen, als die Jungs da mit einem fertig waren. John hat schon Recht, man kann im Bau gut über die Zeit kommen, wenn man sich nicht gegen das System stellt, aber du musst schon bereit sein, Informationen zu geben, sonst lassen sie dich normalerweise nicht in Ruhe.«

»Was für Informationen?«

»Wer Drogen schmuggelt, wer was macht. Wenn jemand abgemischt worden ist, wer es war.«

»Und wenn man sagt: ›Ich weiß es nicht?«

»Dann wirst du aufs Kreuz gelegt, gefickt, dem Direktor gemeldet. Leg dich mit einem Wärter an, sag, er soll abhauen, und es gibt Alarm. Die halbe Wachmannschaft rückt an, wirft sich auf dich, verbiegt dir die Knochen, zerrt dich in eine Zelle, reißt dir buchstäblich die Kleider vom Leib, und du kriegst noch tätliche Beleidigung eines Wärters angehängt. Wenn ein Haufen Männer über dich herfällt und anfängt, dir wehzutun, wehrst du dich natürlich, und das fällt unter tätliche Beleidigung eines Wärters. Es gibt zwar Wärter, die dir helfen, wenn du in die Bredouille kommst, aber die sind meistens auch am schnellsten zur Stelle, wenn was faul ist. So was wie gute Wärter gibt es nicht, und die Netten sind normalerweise die Ersten, die mit ihren Schilden und ihren dämlichen Stöcken anrücken, wenn sie dich fertig machen wollen.«

Es leuchtet ein. Man nehme zwei Macho-Gruppen, gebe der ersten Verzweiflung plus Masse und der zweiten Schlagstöcke plus Schutzkleidung, und das Ergebnis ist ein Bürgerkrieg aus der

Retorte. »Aber manchmal hat es auch jemand verdient«, halte ich dagegen und denke, du, Stuart, mein Freund, du kleiner Alptraum. »Nein. Wenn es nicht okay ist, sich einen, der auf der Straße Mist baut, einfach zu schnappen und ihn zu vermöbeln, kann es auch nicht okay sein, wenn ein Wärter im Knast seine Genossen holt, weil er meint, jemand hat Mist gebaut, und sie dann alle draufschlagen, oder? Wobei sie noch Schutzkleidung und Schild tragen. Woher nehmen sie das Recht zu sagen, der gehört so bestraft? Braucht nur ein Widerling von Wärter einen schlechten Tag zu haben, schon hast du auch einen schlechten Tag. Er kommt dir grantig, du sagst: ›Komm, hau ab‹ oder ›Leck mich‹, und da gibt's welche, die drehen sich um, hauen auf den Alarm, und die ganze Bereitschaft kommt angerannt. Sie können dich fünfzehn, zwanzig Minuten verdreschen im Block. Und der Doktor sieht sich's an und sagt: ›Dem geht's gut.‹ Lass dir von meinem Kumpel Smudger mal den Arm zeigen. Die Wärter haben ihm den Arm gebrochen. Der Doktor hat einen Blick drauf geworfen und gesagt, alles in Ordnung, und jetzt hat er immer noch Ärger damit. Sie haben ihm den Arm gebrochen und ihn unbehandelt gelassen. In anderen Ländern werden Gefangene ausgepeitscht, bei uns dagegen nennt sich das Ruhigstellung.«

»Warte«, unterbreche ich bei einer anderen Gelegenheit, als Stuart wieder mal von vergangenen und künftigen Knasten erzählt (es würde ihn nicht wundern, sagt er, wenn er in einem stirbt). »Geh mal die ganze Ankunft im Gefängnis mit mir durch.«

»Gut, du machst die Aufnahme, nimmst 'ne Dusche, gehst in deine Zelle –«

»Was heißt Aufnahme?«

»Na, bei der Aufnahme kriegst du die ganzen, aaach, es ist nicht so ... ich mein, es ist ... furchtbar ... nicht zum Fürchten, aber furchtbar, verstehst du, was ich meine? Ist kein Witz ... aaach, für dich wär das nichts.«

Es hat keinen Zweck. Stuart kann es nicht beschreiben. Es gibt Gefängnisbücher und -tagebücher, die den Ablauf eingehend schildern. Es ist ein eher harmloser Übergangsritus, stumpfsinnig, aber offensichtlich notwendig, bei dem man seiner bürgerlichen Rolle entkleidet wird – Name fort, Zivilkleidung fort, dafür Häftlingskleidung und eine Nummer, Dusche und Entlausung –, doch nichts, was ich gelesen habe, erklärt Stuarts Schaudern.

»Und dann? Was kommt nach der Aufnahme?«

»Geh ich in meine Zelle ...«

»Wie kommst du dahin?«

»Na, wiewohl? Klink, klonk, durch den Trakt, die Treppe rauf.«

»Wie ist es im Trakt?«

»Bah. Nach Pisse riecht's. Überall nach Pisse.«

Das lag an der Praxis des Eimerleerens, die Mitte der 90er Jahre noch üblich war, jetzt aber verboten ist. Die Insassen durften in den täglich vierzehneinhalb Stunden, die sie in ihre Zellen eingesperrt waren, nicht zur Toilette und mussten ihre Exkremente bis zum Ausleeren auf der Gemeinschaftslatrine im Eimer in der Zelle lassen. Der Gestank drang in jeden Winkel des Trakts.

8 h: Aufschließen, Eimerleeren, Frühstück

11.15 h: Mittagessen

13.30 h: Aufschließen, Eimerleeren

16h: Tee

17.30-20.30h: Eimerleeren, Abendbrot

»Jetzt bist du also die erste Nacht in deiner Zelle«, hake ich nach, seltsam beflügelt von seiner Schilderung des urindurchtränkten Gebäudes. »Wie ist das? Nicht mehr frei sein. Eingesperrt. Kann man da schlafen? Wer war bei dir?«

»Alexander, das will ich dir die ganze Zeit sagen: Ich hab die erste Nacht nicht in meiner Zelle verbracht. Mein Zellengenosse gefiel mir nicht. Er riss achtundzwanzig Tage ab. Mich hatten sie gerade zu fünf Jahren, drei Monaten verknackt! ›Zu dem Arsch will

ich nicht«, sag ich. »Der packt schon sein Bündel zum Heimgehen, und ich überleg noch, wo ich meine Zahnbürste hintue. Wird ich bekloppt. Ich lass mir doch von dem nicht vorstöhnen, wie sehr ihm seine Frau und seine Familie fehlen, oder dass er morgen abhaut.« Kam nicht in Frage. Ich bin nicht rein. Kehrtwendung. Schnurstracks in die Isolation, den Block. Die erste Nacht von meinen fünf Jahren, drei Monaten hab ich im Block verbracht – sieben Tage Strafnachlass direkt schon mal vergeigt, und dabei war es mein Geburtstag.«

Wie stand es mit Schikane durch Mitgefangene?

»Wenn dich im Knast das erste Mal jemand besteuern will, greif ihn an.«

»Besteuern« bedeutet im Knast das Gleiche wie draußen: Jemand, der gemeiner ist als man selbst, beansprucht einen Teil von allem, was man hat: eine Hand voll Tabak, die Telefonkarte, die Bob-Marley-Kassetten.

»Angreifen? Und wenn es ein Zwei-Zentner-Affenmensch mit spitz gefeilten Zähnen ist?«

»Wenn keine Waffe da ist, womit du ihm wehtun kannst, und er ist ein richtig schwerer Brocken, geh einfach auf ihn los«, sagt Stuart. »Wenn du nämlich Schwäche zeigst und nachgibst, hast du bald noch andere am Hals – die ganze Zeit. Das wirst du nie mehr los. Und wenn du dann wieder aus der Krankenstation kommst, kann es sein, dass der Schläger gleich ankommt und dir wieder alles wegnehmen will, dann greifst du ihn wieder an. Und du wirst sehen, wenn du zweimal auf den Schläger losgegangen bist, auch wenn er dich zweimal verprügelt hat, ein drittes Mal kommt er nicht. Oder, andere Möglichkeit, du schaffst eine Situation, wo sie sehen, wie du voll durchknallst, und wenn's gegen die Wärter geht – wenn du die Wärter mit 'nem Knüppel die Leiter hochscheuchst. Dafür bürsten dich dann zwar die Wärter ab, aber du hältst dir die Schläger vom Leib. Es ist sicherer so. Denn wenn du dich mit Häftlingen anlegst, kann es so weit kommen, dass du ihnen kochend heißes Wasser und Zucker in die Fresse schütten und, wenn's rich-

tig große Kerle sind, sie obendrein noch stechen musst, denn ich hab schon erlebt, dass Typen heißes Wasser und Zucker abkriegen und trotzdem noch zuschlagen.«

Daher ist es eindeutig von Vorteil, sagt Stuart, den Mitgefangenen von Anfang an klar zu machen, dass man »völlig meschugge« ist. Dann »lassen sie dich im Allgemeinen in Ruhe. Außerdem sind seit dem Aufruhr in Strangeways Häftlinge meistens gezwungen, draußen vor Gericht auszusagen, und da kann es passieren, dass dir auf deine Strafe noch mal fünf bis acht Jährchen draufgepackt werden, wenn du jemanden zusammenschlägst. Solange du dich aber an einen Wärter hältst und ihm nicht ernstlich wehtust, sondern ihn nur jagst, ist die Chance, dass sie dich draußen vor Gericht stellen, minimal. Sie werden dich ordentlich zusammentreten. Aber was machen dir ein paar Tritte mehr oder weniger schon aus?«

Und das Bildungsangebot? Warum gibt es nicht mehr Inhaftierte, die sich sagen: »Also gut, ich will hier zwar nicht sein, aber ich hab sonst nichts zu tun, also mach ich mal die Schulungskurse, damit ich hinterher einen guten Job kriege?«

Darauf Stuart: »Man hört immer von den vielen Kursen, aber was ist damit? In den Knasten mit den besten Lehrgängen landest du in Gesellschaft von sechzig bis achtzig Prozent Abartigen. Du musst dir elende Kinderbumser anhören, die vom Kinderbumsen reden, oder Omavergewaltiger, die sich zusammentun und normale Häftlinge rausdrängen, bloß weil du lernen willst, wie man zwei Steine mit Mörtel zusammenfügt. Hier und da gibt's auch Auto-mechanik, Tischlern und Schweißen. Das sind reine Grundkurse, und manchmal bist du halbwegs durch mit einem, dann gibt's Ärger im Trakt, und sie werfen dich raus.« Die meisten Haftanstalten bieten einen Kurs in Gebäudereinigung an, aber »wie viele Exknackis haben wohl Lust, zu einer Putzkolonie zu gehen? Und im Ernst, welcher Firmenchef möchte schon, dass nach fünf eine Bande von Exknackis mit riesigen Staubsaugern in seinem Büro rumrennt?«

Das Bildungsangebot ist immer gut in Knasten mit einem ho-

hen Anteil an Sextätern«, beklagt Stuart sich bitter. Das liege daran, dass Sexualtäter im Allgemeinen älter, gebildeter, umgänglicher und intelligenter seien. »Starkes Stück, was? Die sind da eingesperrt mit all denen, die sie missbraucht haben, weil ihre fürs Leben gezeichneten Opfer selbst straffällig geworden sind, aber sie, ihre Peiniger, haben die Privilegien!«

Die schicksalhafte Begegnung zwischen Pädophilen und Opfern ist wie griechisches Theater. Ich möchte Einzelheiten hören: Augenblicke des Wiedererkennens, der versteckten Rache, zu Herzen gehende offene Verzweiflung, alles, was menschlich ist. »Frank Beck, der Arsch, der Snuff-Movies gedreht hat, ist kurz, bevor ich hinkam, in Whitemoor beim Badminton Spielen in der Turnhalle gestorben«, erinnert sich Stuart befriedigt, und mehr fällt ihm dazu nicht ein.

»Wie ist es mit Mördern? Hast du mal mit einem Mörder die Zelle geteilt?«, setze ich neu an.

»Mörder? Das Irre ist, sobald du das Wort ›Mörder‹ in den Mund nimmst, werden sie alle hysterisch, sie kriegen richtig Angst. *MÖRDER!* Gefährliche, schmutzige, böse Menschen. Aber die meisten, die ich im Knast kennen gelernt habe, die wegen Mord saßen – die Hälfte davon könntest du am Tag, nachdem sie den Mord begangen haben, freilassen. Na gut, sie haben jemanden umgebracht, aber sie sind so fertig wegen dem, was sie getan haben, und so geschockt, die würden sich nie trauen, noch mal was zu reißen. Fünfzig Prozent der wegen Mord Verurteilten sind normale Leute, bei denen es nur *einen* Moment ausgesetzt hat.

Weißt du«, sagt Stuart nach kurzem Überlegen, »ich dachte, Wärter heißen Wärter, weil sie immer rumhängen mit ihren blöden Mützen und darauf *warten*, dass was passiert.«

Hin und wieder erfuhr Stuarts Familie von seinen Wutausbrüchen. Einige Wochen nach dem Vorfall kam ein Brief der Strafvollzugsbehörde, dass die Zuständigen es für nötig befunden hätten, diesen

Spross der Familie still und heimlich in eine andere Anstalt zu verlegen, dreihundert Kilometer weiter südlich oder sechzig Kilometer weiter östlich, nach Winchester oder Lincoln. Keine Angabe von Gründen. Im Gefängnis von Sie-weiß-nicht-mehr-wo kam Stuarts Mutter einmal zu Besuch und hörte, ihr Sohn sei »nicht verfügbar«. Einmal mehr war er still und heimlich verlegt worden, seine Zelle leer geräumt, durchgeputzt und mit einem anderen Häftling belegt. Die Aufseher sagten ihr nicht, was passiert war, obwohl sie krank vor Unruhe vor dem Tor stand. Er war einfach »nicht verfügbar«. Wollte er sie nicht sehen? Lag er mit einer ansteckenden Krankheit in der Klinik? Machten die Wärter gerade seine Leiche von einem am Fenstergitter verknöteten Bettlaken los? Tut uns Leid, Mrs. Shorter, dazu können wir nichts sagen.

Stuarts Schwester lacht. »Ich bin in England nur so viel herumgekommen, weil ich von Knast zu Knast gefahren bin, um Stuart zu besuchen. Praktisch jeden Sonntag. Ich weiß noch, in der Schule mussten wir in unsere Haushefte immer schreiben, was wir am Wochenende gemacht hatten. Die anderen waren im Zirkus oder am Meer, und ich war im Gefängnis meinen Bruder besuchen.

Wir bekamen ihn nie zu sehen, wenn er was gemacht hatte«, setzt sie hinzu, »wahrscheinlich, weil er so schlimm verprügelt worden war.«

Eine andere Frau, die Freundin eines Freundes von Stuart, war manchmal beim Schmuggeln behilflich. »Ich musste was zu rauchen reinschaffen, und Stuart Heß seinen Freund holen, weil er es sich selber nicht in den Po stecken wollte. Brachte er nicht über sich. Graham kam also in den Besuchsraum, und ich hab's unter eine Coladose gelegt und sie ihm zugeschoben. Er nahm mit einer Hand die Dose, und mit der anderen hat er das Päckchen geschnappt und es sich in den Hintern gesteckt.

Ein andermal hatte mein Freund zwei echt schräge Typen im Auto, die sind ausgestiegen, als wir unterwegs in einem Ort Halt gemacht haben, und kamen mit schwarzen Taschen voller Zeug zurück – es waren professionelle Ladendiebe. Am Gefängnis haben



Screw

Wörter, gezeichnet von Stuart Shorter

sie dann auf dem Parkplatz gewartet, während wir den Besuch gemacht haben.

Geld und Crack haben wir ihm gebracht. Fünf- oder Zehnpfundschein, so klein wie möglich zusammengefaltet, dann Schrumpffolie drum und eingeschweißt, weil Stuart es ja schlucken muss. So kriegt er's an den Wärtern vorbei, die ihn nach dem Besuch filzen. Wir haben's reingeschafft, wie es gerade ging. Unter einem Onyxring, der natürlich vorsteht, kann mans gut verstecken, oder im BH. Dann holt man Stu am Automaten auf der anderen Seite des Raums was zu trinken und gibt ihm das Päckchen zusammen mit dem Getränk. Ein Klacks.«

Meistens wird jedoch nicht im Besuchsraum geschmuggelt, sondern über den Außenzaun, zumindest in den kleineren Gefängnissen. Freundinnen, Eltern, Geschäftsfreunde, kräftige Kinder – sie stehen draußen auf der Wiese und werfen das Gewünschte (meist in Tennisbällen) über die Mauer. Dann entfernen die im Garten arbeitenden Gefangenen («Wombles» genannt) den Unrat und schaffen ihn in die Zellen.

Eines Samstagnachmittags, wenige Monate vor Stuarts Entlassung, wurde er über Lautsprecher ausgerufen, weil Besuch gekommen war. Stuart war überrascht. Besucher haben nur mit Besuchserlaubnis Zutritt, und Stuart hatte keinen Besuchsantrag gestellt. Niemand hatte die Erlaubnis, ihn zu besuchen. Er musste sich von einem Kumpel ein Paar saubere Jeans borgen, weil er nicht vorbereitet war. Er hatte kein gebügeltes Hemd und sich seit einer Woche nicht rasiert.

Bis zum Besuchsraum kam er gar nicht. Kurz vorher führte ein Wärter ihn durch eine andere Tür in einen gesonderten Bereich, von dessen Existenz er nichts geahnt hatte. Zu seiner Verblüffung saßen dort seine Mutter und sein Stiefvater, zusammen mit dem Oberaufseher des Trakts.

»Das dicke Ding ist für mich, dass Dad geweint hat. Er war in

Tränen aufgelöst. Da hab ich als Erstes mal gesagt: ›Ist mit Marcus und Karen alles in Ordnung?‹ Mein kleiner Halbbruder und seine Schwester. Mein Dad war richtig aufgewühlt.«

Seine Mutter sagte: »Neenee, denen geht's prima.«

»Ist einer gestorben? Was ist los? Wer ist krank?«

Und seine Mutter sagte: »Es geht um deinen Bruder – Gawy. Er hat sich umgebracht.«

SCHNAPSREZEPT

Für eine Person, »zum Abfüllen, nicht zum Betrinken«.

»Schon mal probiert, Alexander – richtigen Knast-schnaps? Machen wir irgendwann. Einen Eimer, und dann die Hucke voll. «

Eimer oder Kanister, »den die Wachteln nicht kaputtgemacht haben«

2 Esslöffel Marmite, Kleieflocken oder Hefewürfel,

»geschmuggelt, wenn du sitzt, sonst von Tesco.«

1 großes Päckchen Zucker

Orangensaft, Apfelsaft, »was du so magst«

Kartoffel /Hand voll Reis

5 Liter warmes (nicht kochendes) Wasser

1 Liter von dem Wasser im Eimer mit Zucker und Hefe mischen, Apfel- oder Orangensaft hinzufügen wegen des Geschmacks, die Kartoffel zum Verdicken. Mit dem restlichen Wasser auffüllen. Zwei Wochen abgedeckt stehen lassen. »Also, es trinkt sich nicht gerade angenehm, man kriegt Bauchweh davon und alles, aber es haut rein. Gutes Zeug.«

METHODE ZUM SCHWARZBRENNEN

»Brennen? Klar, das geht auch. Ich hob dir doch von Colin erzählt, ja? Der Mann, der im Rollstuhl saß und Katheter hatte. Zu dem bin ich dann immer hin ... «

1 Eimer Schnaps nach bewährtem Rezept

1 Schnellkochtopf mit Temperaturregler

»Im Knast Long Larton, in der Küche –
da kann man sie klauen.«

1 Katheterschlauch

Eis

»Man muss ein bisschen fummeln, aber was hat man im Gefängnis sonst schon zu tun?« Den Schnellkochtopf auf 78 °C einstellen, den Katheterschlauch in Eis packen und zusehen, dass der Dampf vom Kochtopf durch den Schlauch zieht. »Dann trinkt man die Tropfen, die rauskommen. Nee, die Wärter waren furchtbar zu Colin. Sie haben ihm nie saubere Katheter gegeben, deswegen hatte er immer Entzündungen und so.«

12 » Vor der Hütte ist alles voller Bullen. «

Das unaussprechliche Verbrechen: Mit 20

Das unaussprechliche Verbrechen, das Verbrechen seines Lebens, das Verbrechen-von-dem-er-möchte-dass-die-Welt-es-vergisst (obwohl man ihn, wenn er einmal davon anfängt, kaum mehr stoppen kann), geschah vier Jahre vor dem Überfall auf die Post: Es betrifft seinen Jujo.

Während ich hier in meinem Arbeitszimmer sitze (an diesem Buch sitze seit gut vier Jahren) in meinen Gewohnheiten allmählich etwas schlampig werde – Tisch und Fußboden sind übersät mit fotokopierten Artikeln über Knastverpflegung, Klebstoffschnüffeln, Joyriding, Raubüberfälle und Selbstmord, mit Zeichenkursen, dem Thesaurus und noch mal dem Thesaurus –, habe ich beim Einstieg in die zweite (sprich: die erste) Hälfte von Stuarts Leben das Gefühl, allmählich doch zu begreifen, wie der Mann tickt, und bin zugleich entsetzt über Stuart.

Diese Tat entsetzt mich. Sein Verhalten im Gefängnis entsetzt mich.

Plötzlich bin ich das ganze Unternehmen leid, frage mich, warum ich mir die Mühe mache, gehe in die Luft, betrinke mich, stiefele durch das Zimmer mit seinen geblühten Tagesdecken, dem runden Teppich, dem rosa Fächer an der Wand und denke: »Blödmann. Schon wieder ein Jahr vergeudet, du Idiot.«

Am Morgen wache ich dann auf und sage mir: »Komm, fang noch mal von vorne an.«

Ich kann Stuart nicht rechtfertigen oder erklären, wird mir klar

mit meinem wehen Kopf. Ich kann ihn lediglich aufs Papier bringen.

Stuart redet nur unter besonderen Bedingungen über das unaussprechliche Verbrechen. Nur vormittags und nur donnerstags. Am Nachmittag will er sich dann erholen. Donnerstag ist der Tag nach der Auszahlung des Stempelgelds, da kann er noch die £30 für seinen Dealer aufbringen. Zur Erholung braucht er einen Schuss.

»Mit mir und Sophie, das war eine Klamotte.«

Sophie war seine Freundin, die Mutter seines Jujo.

»Weil sie so gutmütig war, hab ich sie dauernd verarscht. Wir haben einen Berg Schulden gemacht, dann bin ich für 'ne Weile ausgezogen, hab mir ein Zimmer genommen, Klebstoff geschnüffelt und gesoffen. Dann bin ich wieder zu ihr gezogen und hab aufgehört zu sniffen, aber weiter gesoffen. Es war ein einziges Hin und Her.«

Weihnachten fehlte es dem Paar an Geld. Um aber Stuart »ihre Liebe zu beweisen«, kaufte Sophie ihm per Kreditkarte ein Motorrad für £ 900. Es war eine Yamaha RS100 mit weinrotem Tank. Sie meldete es an, versicherte es, kaufte einen Sturzhelm, »alles nur für uns, und innerhalb von sechs Wochen hab ich es kurz und klein gekriegt, es zu Bruch gefahren. Das Ding war hin. Sechs Wochen, und es fiel auseinander. Ich saß praktisch zwölf Stunden am Tag drauf und hab mir rund um die Stadt Wettrennen mit Taxis geliefert. Es war nur noch Schrott.«

Eines Abends, »zugesnifft bis obenhin, bin ich zu so einer Frau gegangen, und sie wollte mich nicht reinlassen, ihr Freund war da. Ich konnte den Freund nicht leiden, darum habe ich ihr sämtliche Scheiben zerdonnert, bin durch ein kaputtes Fenster rein, hab eine Scherbe aufgehoben und gedroht, dass ich mich damit aufschlitze. Sie hatte immer mit mir Leim geschnüffelt. Dann hat sie den Typ kennen gelernt und alle anderen abgeschrieben, und ich wusste nicht, wo ich die Nacht verbringen sollte. Hab damals in einem leer stehenden Haus gepennt, aber an dem Abend war es echt kalt, deshalb wollte ich bei ihr schlafen, und sie hat mich nicht reingelassen,

da bin ich einfach ausgeflippt. Und ich wollte mich abmurksen. Aber ich hab nicht tief genug geschnitten, gell? Gab nur so einen Kratzer um den Hals.«

Die Polizei schüttelte ungläubig den Kopf, zog »mir ein paarmal ihre Mülleimerdeckel über den Dez« und schickte ihn zur psychiatrischen Untersuchung ins Norwich County Hospital.

Bei dieser Gelegenheit bat Sophie die Psychiaterin, sie unter vier Augen sprechen zu dürfen. Sie sagte ihr, sie habe eine Heidenangst vor Stuart.

»Ich glaube, der bringt mich noch um«, sagte sie. »Er macht mir Angst. Wenn er nicht für sich wohnt, läuft er mit Messern im Haus rum, und er schleicht sich von hinten an mich ran. Ich sehe den irren Ausdruck in seinen Augen. Ich habe wirklich Angst, aber er selber weiß, glaub ich, gar nicht, was los ist.«

»Was hat die Psychiaterin gesagt?«

»Sie soll gehen und sich nicht solche Sachen einbilden«, sagt Stuart, verblüfft über die Verantwortungslosigkeit anderer Leute.

»Jedenfalls, eines Abends in der Kneipe sagt einer zu mir: ›Ach, weißt du das nicht? Sophie schläft mit Graham.««

Als die Kneipe schloss, lief Stuart durch die Straßen. Gegen eins ging er nach Hause und sah ein paar Minuten fern. »Da lief ein Boxkampf. Ich weiß nicht, warum, das hat mich erst recht hochgeputscht.«

Schließlich ging er hinauf ins Schlafzimmer.

Sophies untreuer, nichtsahnender, schlafender Körper lag ausgestreckt auf der Matratze.

»Stoß ich sie ein bisschen an, will sie küssen, sagt sie: »Komm, lass mich, du bist betrunken Ich hab mich dann richtig reingehängt, und sie dreht sich im Bett um und sagt: ›Wenn du so drauf aus bist, dann musst du mich schon vergewaltigen.« Da bin ich anscheinend runter und mit 'nem Küchenmesser wieder hochgekommen und hab irgendwie gesagt: ›Wenn du mir nicht deine ganze Kohle gibst, kill ich dich und alle andern hier im Haus.««

Im britischen Strafrecht schließt »Verbrechen gegen Minderjährige« vieles ein. Es bezieht sich auf Pädophile, Päderasten und ähnlichen »dreckigen, verwichsten Abschaum«, aber auch auf jede andere, sexuell oder sonst wie motivierte Straftat an Kindern, auch solche, die uns Übrigen lässlich erscheinen. Ein sechzehnjähriger Junge etwa, der mit einem fünfzehnjährigen Mädchen ins Bett geht, begeht ein Verbrechen gegen Minderjährige.

Die Polizei traf in ganzen Wagenkolonnen mit Blaulicht und Sirenengeheul in der Nacht vor Stuarts Haus ein. »Also, ich weiß nicht, ob ich Stimmen im Kopf hab, aber ein paar Monate, bevor das passiert ist, kam eine *Bill*-Folge im Fernsehen, da hat ein Pole sich mit 'ner deutschen Luger aus dem Zweiten Weltkrieg in seinem Haus verschanzt. Gab ein großes Patt mit der Polizei, und offensichtlich hatte ich viel an diese Belagerungssituation gedacht, denn ich wusste die ganze Zeit, wie's weitergeht, du weißt schon, mit dem Verhandeln und dem Angstmachen. Bin nicht stolz drauf, aber das kam einfach über mich.«

Eine Stunde lang fuchtelte Stuart mit dem Messer herum, schrie, die Polizei solle abhauen, dann beschloss er unvermittelt, sich zu ergeben. »Aber Sophie war gerade vor mir rausgegangen, und ein Bulle hatte sie gepackt, da werfe ich die Haustür zu, renne in die Küche, hole mir ein neues Messer, lauf die Treppe hoch ins Schlafzimmer, verbarrikadiere mich im Schlafzimmer, leg an sechs Stellen Feuer und steh da und zieh mir die dicken Qualmwolken rein.

Na, die kommen in voller Rüstung hoch und schlagen die obere Hälfte der Tür ein, und durch den Sog entstand eine Rauchdurchzündung, und die Flammen wurden zu einem einzigen großen Feuerball, der durchs Zimmer schoss, und ich flog mit. Direkt in die Schutzschilde.

›Raus, raus, raus, alles raus hier, raus!‹ Einer von den Bullen haut mir wie bekloppt auf den Arm.

›Wir haben ihn, wir haben ihn, er lässt sich nicht entwaffnen!‹

Na, sie haben mich entwaffnet, mich rausgezerrt, mich kopfüber die Treppe runtergeschmissen. Kaum bin ich unten, springt irgend-

ein Arsch anscheinend von ganz oben runter mit seinem Schild auf mich, dann schleifen sie mich raus, braten mir wieder die Schilde über, schlagen mich, treten mich, zerren mich in den Mannschaftswagen, und auf dem Weg zur Wache verdreschen sie mich dann richtig, nennen mich ein Schwein, treten mir in die Eier und in den Bauch und trampeln mir auf dem blöden Kopf herum.«

Bei Stuarts Verbrechen können die gemutmaßte Untreue, die Hilflosigkeit, die gestörte Jugend, der Selbstmordversuch, der Selbsthass nicht als mildernde Umstände gelten. Als die Polizei bei Stuart eintraf, hatte er etwas Unaussprechliches getan. »Ich hatte den Kleinen im Arm, und ich hatte ja noch das Messer, und ich hab mich ans Fenster gestellt und gesagt: ›Leute, wenn hier irgendeiner ins Haus kommt, bring ich ihn um.«

Wie so oft wurden die Polizeibeamten, die es mit dem entfesselten Stuart aufnahmen, für ihren mutigen Einsatz gelobt. Stunden zuvor hatten sie ihre Kinder zu Bett gebracht, sich zu ihren Frauen gesetzt und auf eine ruhige, friedliche Nacht gehofft. Dann war dieser Messer schwingende, Feuer legende Höllenhund auf der Bildfläche erschienen.

Stuart hatte gedroht, seinen eigenen Sohn umzubringen.

Damit hatte er sich eines Verbrechens gegen Minderjährige schuldig gemacht, und unter Häftlingen verlieren Wörter die Bedeutungsvielfalt, die sie für freie Menschen haben.

Von der Strafanstalt Grendon bis nach Whitemoor hieß das nur eins: Stuart, der Kinderfickerhasser, war ein Kinderficker.

13 *»Ich wollte, ich wäre nicht ich.«*

Handzahn: Mit 20-24

Als er wegen der Drohung, seinen Sohn zu ermorden, hinter Gittern saß – die erste lange Freiheitsstrafe –, fiel Stuart in sich zusammen.

Nach der Abreibung im Mannschaftswagen wurde er in eine Beruhigungszelle gesteckt, mit nichts als einem Nylonkittel, einer dünnen Matratze auf dem Boden, zwei »angeblich unzerreißbaren« Decken und einem Eimer für den Stuhlgang.

Stuart kackte auf den Boden.

Niemand störte sich groß daran.

In diesem Teil des Gefängnisses saßen jugendliche Straftäter, die auf ihren Prozess warteten, in Untersuchungshaft. Nachts hörte Stuart die Insassen einander durch die Fenster rufen, Gitarrenspiel, Radio 1 bis drei Uhr früh. Manchmal die klappernden Schritte eines Aufsehers auf dem Gang, ein Krachen, Schreien, Fluchen, Buhrufe, dann Füße, die weggeschleift wurden, wonach der Lärm allmählich wieder verebbte.

Stuart legte sich nackt hin, aber nicht aufs Bett.

»Untersuchungshaft ist, wenn keiner weiß, was abgeht. Sind drei Mann in der Zelle, kommt einer vielleicht übermorgen schon auf Bewährung raus. Ein anderer rechnet vielleicht mit zehn, fußzehn Jahren, der ist dann echt aufgedreht und frech, weil er diesen Koffer abzureißen hat, da muss er sich drauf einstellen. Und der dritte denkt vielleicht an zwölf Monate. Da reicht's, wenn du mit einem nicht klarkommst — einer, der dich nervt oder einer, der furzt. Zoff. Nicht bloß, dass einer mal hinlangt. Selbstmord.«

Sein Essen kam in der Beruhigungszelle regelmäßig.

8 h: Haferbrei, Tee

11.30 h: Fisch, Kohl, Kartoffelpüree

17.20h: Fischpastete, Erbsenpüree, Pommes frites

Einmal wollte er sich verstecken. Er drückte sich flach gegen die Wand, sodass er vom Guckloch an der Tür aus nicht zu sehen war, und verhielt sich still, als die Wache wie jede halbe Stunde kam und seinen Namen rief. Eine Minute später ging das Guckloch an der Decke auf: »Zu Späßchen aufgelegt, Shorter?«

8 h: Haferbrei, Tee

11.30 h: Stew, Erbsen, Pommes frites

17.20h: Hackfleisch mit Kartoffelpüree überbacken
und gelbe Kohlrübe

Ein andermal verkroch er sich unter der Matratze und machte sich so dünn wie möglich.

8 h: Haferbrei, Tee

11.30 h: Würstchen, Ei, Eintopf

17.20h: Wurstkasserole mit saurer Sahne,
Kartoffelpüree, weiße Bohnen

Am dritten Tag sah Stuart einen mannsgroßen Käfer aus seinem Kackeimer springen. Am siebten hoben ihn zwei Wärter vom Boden auf und führten ihn behutsam durch die Gänge in den Krankentrakt, wo die Zellen die gleichen waren, die Wärter aber Pfleger hießen. Stuarts Spinnerei geriet jetzt außer Kontrolle. Halluzinierend und verwirrt wurde er in die Krankenstation des Glen-Parva-Gefängnisses bei Leeds verlegt und neun Monate lang sediert.

In Aylesbury fing Stuart an, sich ernstlich zu verstümmeln.

Selbstverletzendes Verhalten grassiert unter Gefängnisinsassen und Obdachlosen, und damit ist nicht nur gemeint, dass man sich mit dem Messer in den Arm schneidet, sich in die Unterschenkel beißt wie eine Batteriehenne oder sich Zigaretten auf der Haut ausdrückt. Das sind die auffälligen Praktiken. Die Reihe lässt sich fortsetzen. Als Nächstes kommen die Selbstverletzungen, die schwer festzustellen sind, etwa dass man Glas verschluckt, sich Säure injiziert oder Nadeln in den Unterleib steckt. Danach kommen die, bei denen man das Schicksal herausfordert: Man sucht Streit, nimmt große Medikamentencocktails ein, ohne zu wissen, woraus sie bestehen, geht zu langsam vor einem nahenden Auto über die Straße. Dann die Tricks, mit denen man empörte/demütigende/herabsetzende/verächtliche/beleidigende Reaktionen provoziert, was körperlichen Schmerz nach sich ziehen kann, aber nicht muss.

Und so weiter, bis man auf der anderen Seite anlangt, bei den ganz abstrakten Selbstverletzungen: dem Sichverbeißen in die eigenen Fehler, der Weigerung, sich an irgendetwas Gutes zu erinnern, dem festen Willen, dafür zu sorgen, dass jeder, der so dumm ist, uns zu zeigen, dass er uns *sympathisch* findet, so schnell wie möglich seine Meinung ändert. Mit anderen Worten, emotionale Selbstzerfleischung wie auf diesen Schwarzweißbildern, wo jemand mit dem eigenen Ebenbild kämpft.

Das ist das Spektrum: von Hühnern, die sich die Beine abbeißen, bis zu Zeichnungen von Escher.

Wenn Stuart über selbstverletzendes Verhalten redet, fällt mir vor allem auf, wie er das Losgelöstsein betont. Als Kind, sagt er, hat er gelernt, sich aus einer normalen Stimmung zu lösen und in Wut zu geraten. Er hat sich auch von seiner Kindheit (und von vielen anderen Phasen seines Lebens) gelöst, indem er alle angenehmen Erinnerungen daran getilgt hat. Wenn ihm die Nerven durchgehen, sagt er, teilt er sich oft in zwei Leute auf, die miteinander streiten, noch während er wütet und tobt: Der eine sagt ihm, sei nicht albern, der andere stachelt ihn an. Und wenn er sich aufschlitzt wie

ein Koch eine knusprige Schwarte, kann Stuart die Schmerzen wie von außen betrachten. »Tut es denn nicht weh?«, frage ich ihn. »Doch, aber gleichzeitig ist es auch angenehm. Nicht lustvoll, aber auch kein normaler Schmerz. Man ist wie losgelöst davon.«

Ein Gefühl der Einheit gibt es auch. Der körperliche Eingriff vertreibt den Seelenschmerz, sagt Stuart. Er bringt alles auf die Reihe. »Ich kenne jemand, der hat von den Schmerzen einen Ständer gekriegt. So ist das nicht. Der körperliche Schmerz ist befreiend. Er verscheucht, was in meinem Kopf abgeht.« Sich reine Zitronensäure zu spritzen (da sie zum Lösen von Straßenheroin verwendet wird, hat er immer jede Menge davon) ist für Stuart ein Mittel, das Chaos im Kopf zu übertönen oder zu vereinfachen – es bekommt damit einen konkreten, greifbaren Kern.

Stuart weiß nicht mehr, wann er sich im Gefängnis Aylesbury zum ersten Mal zerschnitten hat oder warum. Seine neueren Narben ergeben eine Art Tagebuch. An der Stelle oben am Bizeps, wo die Haut glatt und hell ist, hat er vor Jahren einen Finger in die Wunde gesteckt, um den Polizisten, der ihn festnehmen wollte, mit Blut zu bespritzen. Der Zickzackschnitt am rechten Unterarm (er ist Linkshänder) ist zehn Zentimeter lang und noch fleischig rot. Die Form der Narbe sagt ihm, dass es entweder eine Glasscherbe war oder ein Rasiermesser, das beim Schneiden abgeknickt ist. Dass sie so tief unten am Arm sitzt, deutet auf eine ungewöhnlich starke Störung hin. Normalerweise ist ihm lieber, wenn die Narben weiter oben sind, wo sie sich leichter verbergen lassen. Bei einer Röntgenuntersuchung neulich im Krankenhaus stellte sich heraus, dass er eine zwanzig Jahre alte Schädelfraktur aus der Zeit hat, als er das »Schnippeln« noch nicht kannte, sondern stattdessen »in der Mathestunde einen Tisch hochgehoben« und ihn sich »auf die Birne geknallt« hat.

»Wenn du alle Einwohner von Cambridge nackt ausziehen würdest«, erklärt Stuart, »würdest du staunen, wie viele davon Narben haben.«

Als du in Aylesbury damit anfingst, frage ich erneut, war das so

ähnlich wie bei der Frau, von der ich gelesen habe – die in der Küche Möhren gehackt hat und dann einfach dachte, hack mal weiter? Fing es als Selbstmordversuch an? War es ein »Hilfeschrei«?

»Alexander, zum x-ten Mal, nein. Wenn du im Kopf kaputt bist, gibt es keine Erklärung. Einmal denkst du so und so darüber, und zwei Stunden später siehst du alles ganz anders. Das ist so ein Durcheinander, das kriegt kein Mensch geregelt. Ist es jetzt mal gut?«

»Entschuldige. Lassen wir das Thema. Wir kommen ein anderemal darauf zurück.«

»Will nicht unhöflich sein. Aber – du weißt schon.«

Ja, sage ich, ich weiß.

»Womit hast du dich verletzt?«, frage ich einen Augenblick später.

»Grendon war mein gemütlichstes Gefängnis. Ein grausiger Laden.«

Anfangs gefiel es Stuart in Grendon. Die therapeutische Einrichtung für psychisch gestörte Gefange gilt als das angenehmste Gefängnis im Land, und für Männer, die dorthin verlegt werden möchten, gibt es eine Warteliste. (Stuart hatte in einem seiner wenigen lichten Momente in Aylesbury die Aufnahme beantragt.) Er nahm an der Gruppentherapie teil und erzählte seine Lebensgeschichte. Nach der Sitzung lief der Therapeut auf dem Gang hinter ihm her und sagte: »Verstehen Sie? Das erklärt alles. Deshalb sind Sie straffällig geworden.«

Um Toleranz und Offenheit zu fördern, werden in Grendon Pädophile, »Omaschrecks« und »normale« Häftlinge gemeinsam behandelt. In jeder Sitzung musste Stuart sich Leute anhören, die zum Besten gaben, wie sie alte Frauen mit Küchenwerkzeugen vergewaltigt und ermordet oder kleine Mädchen in der U-Bahn umgebracht hatten, und dann über ihre unglückliche Kindheit jammerten.

»Was man in der Zeitung liest, ist vielleicht ein Fünftel davon. Manche Schilderungen sind einfach grauenhaft. Was diese Frauen erleiden, ist zum Teil unvorstellbar.«

Stuart bestand darauf, wieder in ein normales Gefängnis verlegt zu werden.

In den letzten Tagen seiner Haft, als er im Gefängnis Wayland war, wollte Stuart nur noch raus. Es waren nicht zwei Monate – es waren 75 Tage oder 1.800 Stunden, oder 108.000 Minuten, oder *eine drittel Million*, mal die drei Sekunden, die man braucht, um zu lesen:

8 h: Marmeladesandwich, Tee
11.30 h: Cornedbeef in Suppe, Erbsen, Kartoffeln
17.20h: Cornedbeef-Auflauf, Pommes frites

Und

8 h: Haferbrei, Tee
11.30 h: Fisch, Kohl, Kartoffelpüree
17.20 h: Fischauflauf, graue Bohnen, Pommes frites

Stuart hatte erlebt, wie es anderen Gefangenen bei der Entlassung erging. Manche drehten vor Freude durch, jubelten, ließen sich eine Million Adressen geben, machten eine Milliarde Versprechungen und sagten dann nicht mal Auf Wiedersehen. Andere verfielen in Panik. Viele setzten sich eine Überdosis: Sobald sie die Gefängnismauern hinter sich gelassen hatten, feierten sie das mit einem Schuss, den sie selbst in der drogengeübten Zeit vor der Haft kaum verkraftet hätten. Jetzt brachte er sie um.

Einen Monat vor Stuarts Entlassung starb sein Vater, Rex.

Allein von den Fakten her weiß ich mehr als Stuart über Rex Turner. Stuart schätzt, dass er alles in allem keine drei Monate in Gesellschaft des Mannes verbracht hat. Nachdem er Judith geheiratet und mit ihr Gawy und Stuart gezeugt hatte, lief der Leichtfuß mit einer jüngeren Frau davon und ließ sich kaum noch blicken. »Er be-

kam mehrere Schlaganfälle, und das machte mich ganz fertig, weil ich noch nie dazu gekommen war, mit ihm zu reden. Ich hatte ihn nur vier oder fünf Mal in meinem Leben gesehen, und beim letzten Mal hatten wir uns einen schweren Boxkampf geliefert. Dann wollte meine Mum zu ihm, und da hatte ich echt Angst, mein Stiefvater könnte sie verlassen, weil sie sich um meinen richtigen Dad kümmern wollte, der so krank geworden war. Inzwischen hatte ich nämlich große Achtung vor meinem Stiefvater, weil er sich so gut um Mum gekümmert und die Familie zusammengehalten hat, trotz der vielen Probleme, die ich ihnen gemacht habe. Ich hatte wirklich viel übrig für ihn.«

Aber Stuart redet ununterbrochen von Rex. Als kleines Kind hat ihn die Gewalttätigkeit seines Vaters erschreckt. In der Schulzeit schwankte Stuart zwischen Hass und Bewunderung: Einmal schrie er, alle könnten ihm den Buckel runterrutschen, er würde zu seinem Dad ziehen, und stolperte heulend zum Schultor hinaus. Ein andermal überredete er seine Großmutter, ihm einen Koffer mit Fotos von der Hochzeit seiner Eltern zu zeigen, und zerriss die Bilder.

»Aber er hatte auch bestimmt was Gutes an sich, sonst hätte meine Mum ihn nie geheiratet und mit ihm Kinder bekommen«, sagt Stuart. »Ich glaub, ich hab meinen Dad noch nie so gern gehabt wie jetzt.«

Zum letzten Mal gesehen hat er Rex, als das Gefängnis ihm einen Tag Ausgang gab, damit er ihn in einem Hospiz in Portsmouth besuchen konnte. Zuerst erkannte Stuart seinen Vater gar nicht, so blass und ausgemergelt war er, »das reinste Gemüse«. Mitte vierzig erst, und er kaute an einem Traubenstengel, weil er zu schwach war, um die Traube zu essen.

Nach der Beerdigung (für die er wieder einen Tag Ausgang bekam) stellte Stuart eine Liste der wichtigsten Dinge auf, die er machen wollte, wenn er sich von dem 250.000-Glas-Bier-mit-Wodka-Kater nach seiner Entlassung erholt haben würde: keine Drogen mehr,

Mechaniker werden, keine Drogen mehr, eine Wohnung kaufen, keine Drogen mehr, auf der Fußgängerbrücke hinter der Kneipe seiner Mutter einen Joint rauchen, keine Drogen mehr, den Jujo auf die Wirtschaftshochschule schicken, damit er Betriebswirt werden konnte.

Als seine Mutter am Tag der Entlassung mit ihm davonfuhr, brach Stuart eine eiserne Gefangenregel: Wie Lots Frau drehte er sich nach dem Gebäude um, das er gerade verlassen hatte.

14

»Waschmaschinen – die sind ein Rätsel für sich.«

Stuart sieht in den kaputten Rückspiegel, blickt über die Schulter und biegt auf die Kriechspur der dreispurigen Fahrbahn ein – bei jeder Seitwärtsbewegung wirft er den Blinker an. Er fährt uns nach Norfolk, als wären wir zwei alte Herren.

»Ich meine, du tust zehn Socken rein, und nur sieben kommen wieder raus. Wohin *verschwinden* die? Weil, wenn du die Maschine auseinander nimmst, dann findest du sie auch nicht.«

Der VW Polo, in dem wir sitzen, ist ausnahmsweise ein legales Fahrzeug von Stuart, insofern er *käuflich erworben* und *ordnungsgemäß* (er hat ihn seiner Schwester abgekauft) *umgemeldet* wurde und die Tatsache, dass er Aluräder hat, nicht bedeutet, dass dafür ein anderes Auto jetzt mit den Achsen irgendwo auf Ziegelsteinen steht. Auch sie sind *gekauft*. Was das Übrige angeht: Er ist nicht versichert, die Steuer läuft in zehn Stunden und siebzehn Minuten ab, wann er zum TÜV muss, interessiert Stuart herzlich wenig, und Stuart hat keinen Führerschein. Stuart kann auch gar keinen Führerschein bekommen. Bei der Polizei warten so viele Strafpunkte darauf, in einen möglicherweise zustande kommenden Führerschein aufgenommen zu werden, dass er in dem Moment, wo er zustande käme, schon nicht mehr möglich wäre. Nur jemand wie Stuart bringt es fertig, dem Thema Fahrzeugpapiere ein Flair von Quantenmechanik zu verleihen.

Dass aber das Fahrzeug ehrlich erworben wurde, ist, wie Sozialarbeiter gern sagen, »ein Anfang«.

Innen sieht der Wagen schlimm aus. Das Bord unter dem

Handschuhfach ist hin. Grellbunte, wichtig aussehende Kabel haben sich von geheimnisvollen Stellen hinter der Heizung gelöst. Legt man die Füße aufs Armaturenbrett, um nicht dranzukommen, springt der Zigarettenanzünder raus. Die Flecke auf dem Vordersitz, dem Gesäß ein wenig vorgelagert, sind vorwiegend rund – man kann nur hoffen, dass sie von verschüttetem Bier stammen. Die Flecke rings um die Gangschaltung sind dreidimensional. Mit Haaren drin.

Nach vierzig Minuten Fahrt haben wir es bis Exning geschafft, fünfundzwanzig Kilometer. Stuart blickt wieder in den kaputten Spiegel. Er guckt nur, ob wir verfolgt werden, sagt er. Er lässt die Gänge krachen. Ein Bürschchen in einem roten Turbo Hatchback heftet sich an unsere Stoßstange, betätigt die Lichthupe, stößt wie eine Hornisse vor und zurück, zieht dann vorbei und verschwindet in einer Auspuffwolke. »Gefährlicher Irrer«, bemerkt Stuart.

In Newmarket reihen wir uns gemütlich zwischen einem BP-Tankwagen und einem Schwerlastzug voller Schweine ein, und Stuart entspannt sich. »Zu den Waschmaschinen fällt mir noch was ein, ja?«, schreit er durch den Brummilärm. »Hab ich im Fernseh gesehen. Da war so ein Typ, der hat irgendwie drei Waschmaschinentrommeln zusammengesteckt – nur die dünnen Metallringer da drin, nicht mal das Gehäuse, verstehst du – und gesagt, das war eine Skulptur! Und die hat einer gekauft!« Der Wagen schlingert zwischen den unheimlichen Kolossen, derweil er ungläubig den Kopf schüttelt. »Das hat mich auf was gebracht. Ich brauch doch nur auf dem Schrottplatz in Peterborough eine Großladung Waschmaschinen zu kaufen – da gibt's die wahrscheinlich für 'n Fünfer das Stück. Ohne Spaß, so was suchen die Künstler heutzutage.«

Er hat herausgefunden, verkündet er weiter, dass man zu »ganz annehmbaren Preisen« eine Scheune als Schrottwaschmaschinen-Verkaufsdepot mieten kann, und weist erfreut darauf hin, dass keine besonderen Sicherheitsmaßnahmen erforderlich sein werden (wer – außer natürlich Künstlern – *klaut* schon so ein Zeug?). Außerdem ist ihm klar, dass das Geschäft im Umkreis von höchstens

zehn Kilometern um Cambridge liegen muss (weil Künstler, auch wenn sie oft »in der Pampa« wohnen, Städte vorziehen), aber er hat Bedenken, ob er genügend Parkfläche für die Kolonnen kaufwilliger plastischer Künstler zusammenbekommt.

»Da setzt es bei mir aus, Alexander, weißt du? Dauernd habe ich Ideen, wie ich zu Geld kommen kann und so. Aber immer kriege ich zu hören, dass sie nichts taugen. Niemals unterstützt mich jemand. In keinster Weise.«

Stuart denkt dieser Tage ständig an Jobs. Seine Gedanken wandern von einem Plan zum anderen, und jeder hört sich an wie ein gefundenes Fressen für Enthüllungsjournalisten, die hinter Briefkastenschlitzen auf ihn lauern.

»Warum suchst du dir nicht einfach eine normale Arbeit?«

Auf diese Frage bekomme ich nie eine brauchbare Antwort.

Als er bei dem Abschleppdienst beschäftigt war, wurde er entlassen, weil er zu viel Geld für Heroin brauchte, aber vom Schmeck ist er jetzt runter. Als er zum ersten Mal aus dem Gefängnis kam, nach der Geiselnahme seines Sohnes, hat er sich nicht am Riemen gerissen, sondern sich mit Zigeuner-Smithy zusammengetan, Krämerläden überfallen und Poststellen heimgesucht.

Warum hat er sich damals nicht dazu aufgerafft, ehrlich sein Geld zu verdienen? »Du hattest gerade fünf Jahre gebrummt. Ist dir die Gaunerei da nicht vergangen?«

»Den Knast hab ich gehasst«, gibt Stuart zu. »Hat mich verrückt gemacht, da drin zu sein. Eingesperrt wie ein Tier, geprügelt von den Wärtern. Aber als ich rauskam, brauchte ich Geld zum Saufen.«

»Warum hast du dir keine Arbeit gesucht?«

»Wie denn? War immer besoffen.«

Eine richtige Arbeit hat er, soweit ich feststellen kann, sonst nur noch mit sechzehn einmal fast bekommen, als ihm eine Stelle auf dem Woolworth-Umladeplatz in Cambridge angeboten wurde. Er verlor sie, bevor er sie überhaupt angetreten hatte, weil er den ers-

ten Tag damit verbrachte, am anderen Ende der Stadt Klebstoff zu schnüffeln.

»Nee, so kann man das nicht sagen, ich hab mal bei einem Kumpel von meinem Bruder in der Autowerkstatt gearbeitet.«

»So, und warum machst du das nicht mehr?«

»Hab dem Typ einen Kopfstoß verpasst.«

Prima. Was auch sonst? Klare Sache. Nägel mit Köpfen machen à la Stuart, vermutlich.

»Das war, als meine Schwester vierzehn, fünfzehn war, und er hat sie befummelt. Da hab ich irgendwann angerufen, statt zur Arbeit zu gehen, und gesagt, er soll vorbeikommen, und als er reinkam, hab ich ihn im Sprung von der Treppe aus mit dem Schädel gerammt, dass seine Rübe fast durchs Wohnzimmerfenster geflogen ist ... «

Stuart schaltet unsanft, als wir im Thetford Forest in einen Stau geraten und zwischen den krummen Norfolk-Kiefern Richtung Brecklands fahren.

»... überall Blut, an der Haustür, am Fenster, am Boden, überall. Und dann, später also, ach, ich weiß nicht.«

»Ach was weißt du nicht?«

»Nichts, Alexander. Nur ... später, als sie achtzehn war, sagte meine Schwester, sie hätte Angst gehabt, es mir zu sagen, weil sie nicht wollte, dass ich ihn ... also, sie war sehr durcheinander ... als mein Bruder sich umgebracht hat ... und sie sagt irgendwie, na ja, meine Schwester traut sich nicht richtig raus damit, weil ich mit dem Typ da so umgesprungen bin ... «

»Du musst mir das jetzt nicht sagen, Stuart. Wir können ein andermal darauf zurückkommen.«

»Gut, Alexander. Danke, Alexander.« Er setzt sich hinter einen Traktor. »Können wir die Jobs jetzt mal auf sich beruhen lassen?«

»Nein!«, ruft Stuart aus.

Zwanzig Meilen weiter haben wir an der Straße ein Schild gesehen: MIT DER KETTENSÄGE GESCHNITTENE PILZE. Prompt sind alle

Sorgen vergessen, und Stuart starrt mit offenem Mund geradeaus. Was kann da los sein? »Unter uns Opfern«, scheint seine Körpersprache zu sagen, »womit hat ein Pilz denn verdient, dass man ihm so übel mitspielt?« Selbst in den ruppigsten Zeiten auf der Straße hat er Misshandlungen dieses Ausmaßes nicht erlebt.

Wir halten in einer Parkbucht inmitten der Kiefern und bestaunen eine Kollektion von hölzernen Würsten mit Hüten. Sie sind offenbar dem Laderaum eines Volvo-Kombis entsprungen, der an der Seite steht, und sehen aus, als hätten sie sich für ein Klassenfoto aufgestellt. Hinter ihnen lehnt ein Mann mit einer Metzgerschürze an einem Baum und zählt ein Bündel Banknoten durch. Wer ist dieses Genie? Wie ist er dahintergekommen, dass die Leute auf dieser Strecke nichts lieber wollen, als £ 45 für einen mit der Kettensäge »skulptierten« falschen Holzpilz auszugeben? Stuart und ich bringen vor Bewunderung den Mund nicht zu.

»Nette kleine Nummer hast du laufen, Alter! Fahren da viele drauf ab?« Stuarts Stimme wird leiser und ein wenig heller, wenn er höflich sein will. »Kennst du das mit den Waschmaschinen? Nein? Gott sei's gedankt, Alter.«

Auf der anderen Seite der Straße, in den Wäldern, bemerkt Stuart ein Zigeunerlager. »Wusstest du, dass Zigeuner Obdachlose rauben?«

Darüber kann ich nur lachen.

»Doch, die holen sie von der Straße weg. Zur Zwangsarbeit. Sie brauchen sie zum Asphaltieren.«

Zigeuner vollbringen das Unmögliche: Sie lassen benebelte Alias und Fixer zur Arbeit antreten. Stuart weiß nicht, warum Zigeuner immer Asphalt haben wollen, aber wenn dieses Lager repräsentativ ist, kann ich es mir denken. Auf was sonst will man in einem Wald in Norfolk Wohnwagen abstellen? Und die Haufen ausgebrannter Autos, die solche Leute immer gern in der Nähe haben – um die zu sortieren, braucht ein richtiger Zigeuner auch Asphalt.

»Bist du mal geraubt worden?«, frage ich Stuart.

»Nee, die brauchen Arbeiter, keine Platzverschwender.«

All diese Ablenkungen haben mich vergesslich gemacht. Ich

muss noch erklären, warum Stuart und ich durch Norfolk fahren (falls man dieses Schneckentempo fahren nennen kann). Wir wollen raus aus Cambridge, die Kampagne hinter uns lassen, Stuarts ansteckende Sorgen abschütteln und ein paar Tage in einem Haus auf dem Land verbringen.

Heimlich habe ich auch mehrere Freunde eingeladen – einen Schriftsteller, die Treuhänderin einer akademischen Stiftung, einen Forschungsstipendiaten der Kunstgeschichte, lauter Kenner des Lebens der sozial Benachteiligten –, um zu entscheiden, ob der Mann wirklich ein Buch wert ist.



Stuart flucht vor Anerkennung fünf Minuten lang.

Er schält sich aus dem Wagen. »Einrich der Achte! Einrich der Achte! Muss man sich mal überlegen. Vor dem war England ein einziger großer Wald. Man konnte nichts sehen. Überall sind die Leute gegen Bäume geknallt.«

»Wie kommst du denn jetzt darauf?«

Er hievt unser Gepäck aus dem Kofferraum. »Für so große Häuser wie das hier ist das Holz draufgegangen. Da sind bestimmt ganz schön schwere Balken drin. Das waren früher Schiffsmasten. Scheiße, das Dach ist doch bestimmt dreißig Meter lang! Wenn man das ganze Stroh draufgepackt hatte, konnte man bestimmt ein Bier gebrauchen. Geht nix über Archäologie, was?«

Als er meinen in eine Steppdecke gewickelten Drucker sieht, nimmt er ihn vorsichtig raus und stellt ihn auf die Motorhaube.

»Ja, für diese Hütten ist der Wald draufgegangen. Dafür und ... du weißt schon.«

»Nein. Für was? Ich weiß es nicht.«

»Doch, *du* weißt das.«

»Nein. Keine Ahnung.«

»Überleg mal, was wird denn aus Holz gemacht?«

»Stuart, wovon faselst du?«

»Nee, Alexander, ich denk, du hast studiert. Bringen sie euch feinen Pinkels denn überhaupt nichts bei? Die Pilze. Damals stand hier alles voller Holzpilze. Aua! Nein, ehrlich, Alexander. Einrich – aua, das hat wehgetan! Du hast einen verdammt harten Schlag. Einrich, der hat einer von den vielen Frauen, die er hatte, einen geschenkt, und da wollten sie alle einen haben!«

Wie Esel bepackt mit Wochenendvorräten, treten wir durch das Tor.

»Hallo James, du bist so groß. Wie ist denn das Wetter da oben? Alexander hat erzählt, du leitest ein Indienmuseum?«, mümmelt Stuart, den Mund mit Kopfkissen verstopft. James ist auch der Linguist, der mir im vierten Kapitel Stuarts Stimme analysiert hat. »Hallo Reuben, du bist ein Kunstmensch. Sehr interessant.« Dann sieht er sich Reuben noch mal an. »Du nimmst Drogen, hm?«

»Hallo, Dido.« Mit Didos Namen hat er keine Mühe. Er spricht sie nicht versehentlich oder aus Spaß als Di-i-do, Fido, Dildo oder Dodo an. Mit Namen nimmt es Stuart genau. Er glaubt, dass sie für die Selbstachtung der Menschen wichtig sind, und nichts könnte Stuart wichtiger sein.

»Herrliches Haus hast du hier. Alexander hat dir gesagt, dass ich Alkoholiker bin, was?«

Stuart macht sich gern bei der erstbesten Gelegenheit so schlecht wie möglich. »Außerdem bin ich wegen Verbrechens gegen Minderjährige und Einbruch vorbestraft. Aber ich mach euch keinen Ärger. Kann ich mal rumgehen?«

Im Obstgarten watschelt und stolpert Stuart durch Wiesenkerbel. »Das'n Birnbaum? Macht doch Cider davon. Und die runtergefallenen Äpfel, die kann man am Tor auf einen Tisch legen, mit einer Bohnendose daneben. Macht einen guten Eindruck auf die Nachbarn, brauchen sie sie nicht im Laden zu kaufen, Äpfel sind schwer. Keine volle Dose Bohnen, Alexander! Leer, für das Geld. Auf dem Land sind die Leute ehrlich.«

Im Weitergehen überträgt sich bald die Atmosphäre des Ortes auf Stuart.

»Laurence Olivier hat hier Tennis gespielt?«, und er schwenkt einen imaginären Schläger über dem Kopf. »Ist das wahr? Wirklich hier? *Love twentyfive!*«

»Sie schwimmen auch gern, die Leute auf dem Land«, redet er weiter; er ist nicht zu bremsen. »Und zwar, weil die Gerüche, die unter die Haut gehen, rausgewaschen werden müssen. Sag deiner Freundin also, sie soll da ein Schwimmbecken hinbauen. Was ist das denn? Ein Bunker? Könnt ihr Umkleidekabinen draus machen. Siehst du, Köpfchen muss man haben, das Gehirn einschalten. Ich bin wirklich nicht von gestern!«

Im Stall sind die Ziegelwände völlig verwittert. Wir sehen einen Futtertrog aus langen Eichenplanken, direkt vom Stamm geschnitten. Bis auf den Umriss hat der Holzwurm alles zerfressen. Wir sehen nur den Anschein von Holz.

Stuart quält sich eine Leiter hinauf und stellt sich auf die vierte Stufe, um dem Heuboden zu predigen.

»Ferienwohnungen. Ehrlich, ohne Spaß, die bau ich euch umsonst. Lasst mich gratis hier unterm Dach wohnen und bezahlt das Holz und die Nägel. Strom legen kann ich nicht. Das macht euch

mein Kumpel Tommy. Wohngeld würde ich mir schicken lassen, damit ich euch nicht auf der Tasche liege, denn ich wollte sowieso mal raus aus Cambridge, und hier gefällt's mir. Es gibt jede Menge Zuschüsse vom Staat ...«, plappert er weiter, und seine Zunge überschlägt sich vor Begeisterung. »Außerdem wäre ich von den Dealern und den kriminellen Elementen weg, das ist auch gut, bin ein bisschen neben der Kappe im Moment. Ja, da kommt was. Weiß nicht wann, weiß nicht wo.« Er prüft das Gebälk mit den Fingerknöcheln. »Ihr müsst auch Rohre legen, weißt du das? Aber das geht schon, Rohrleitungen sind einfach. Hab ich meinem Freund Terry bei zusehen. Oh ... ich hänge fest.«

Stuart wankt auf der Leiter. Rückwärts gehen kann er nicht, da versagen die Beine ihm den Dienst. Ich gehe hin und helfe ihm, links, rechts, links, rechts die Sprossen hinunter, bis er wieder auf dem Boden steht, mit Staub und alten Spinnweben bedeckt.

»Ach, mir fällt ein – Tommy kann den Strom nicht legen. Er ist in Dartmoor.«

Ich gebe der Polizei Recht. Stuart sollte nicht näher als zehn Meter an ein Motorfahrzeug herangelassen werden. Er ist eine Gefahr für die Zivilisation. Ein brandneuer fahrbarer Rasenmäher, ein rotes Ungetüm mit einem Arsenal von Messern zwischen den Rädern, das daraufbrennt, losgelassen zu werden und den Boden zu skalpieren. Stuart hat ihn im Geräteschuppen entdeckt. Er steigt auf und reißt an den Hebeln.

»Ach, *verdamm*t!«

Ich bemühe mich, den Schaden zu beheben.

Er spielt an der Sitzfederung. »Ups.«

Ich versuch sie wieder zurechtzurücken. Wenn ich will, habe ich weitaus geschicktere Hände als Stuart.

Er dreht den Schlüssel in der Zündung. Der Motor macht ein Geräusch, das ich noch nie gehört habe.

»Äh, Alexander?«

Er ist ein Unglücksrabe.

Schließlich rumpelt er in einem etwas höheren Tempo als auf der Schnellstraße zum Schuppen hinaus, ich vorneweg wie die Leute mit der roten Flagge, die vor hundert Jahren den Automobilen Geleit zu geben pflegten, und hinter mir flucht Stuart und entschuldigt sich, wann immer er einen Stein oder einen Baum anfährt und die Messer kreischen, als entrissen sie einem Erdgott den Blinddarm.

Unverdrossen entfernt Stuart hohes Gras, Wicke, Löwenzahn, Vogelmiere, Weißen Gänsefuß, Ehrenpreis, Giersch, vier schön heranreifende Tomatenpflanzen der Sorte Gardeners Delight, Erdrauch, Wegerich, Schachtelhalm, dann wieder Gras. Der Rasen und die Wiese sind seit Monaten nicht gemäht worden. Während ich das Schnittgut einen halben Kilometer weit zum Komposthaufen schleppe, ändert er abrupt die Richtung und fährt quer hinüber auf die Solitärbäume zu. Gerade im letzten Moment kann ihn der Kunsthistoriker noch ablenken, und er nimmt Kurs auf die Herkulesstauden. Sie stehen kurz vor der Blüte, und das ist bei all ihrer mondkalten Herrlichkeit gar nicht gut. Stuart gibt Gas, bevor jemand eingreifen kann, und attackiert eine.



Dieser Nachmittag gehört zu den wenigen Gelegenheiten, wo ich Stuart richtig glücklich erlebt habe.

»Lapsang Shuhpong? Sehr lecker.«

Wir trinken alle zusammen Tee auf der frisch geschorenen Wiese. Stuart steckt den Finger in die Tasse. Der Tee ist lauwarm: genau richtig. Er trinkt auf einen Zug aus und legt sich ins Gras.

»Ein dickes Ding. Ein *ganz* dickes Ding«, sagt er träge. Einen Augenblick später: »Ich glaub nicht, dass sie sie sich verbrannt hat.«

»Wer? Was verbrannt?«

»Prinzessin Margaret. Die Beine. Es hieß doch, sie säße im Rollstuhl, weil sie sich beim Baden verbrüht hat. Aber wie kommt man denn mit beiden Füßen in brühheißes Badewasser – mit Anlauf? Wisst ihr, was ich glaube? Vielleicht hat sie versucht, sich anzuzünden. Noch ein Tässchen? Gern, James, danke.

Was liest du denn, Reuben? *Hello!*. Von falschen Titten halte ich nichts. Ich bin für natürliche Festigkeit. Wenn sie anfangen zu hängen, dann hängen sie eben. So ist es nun mal. Ich meine, Frauen müssen die Männer doch nicht beeindrucken. Sie haben was, was der Mann immer braucht: liebevolle Zärtlichkeit. Kuschn. Das fehlt den Männern. Dieser Körperkontakt ist wichtiger als Sex. Womit ich nicht sagen will«, fügt er nachdenklich hinzu, »dass Sex nicht wichtig ist, denn wenn der Mann das nicht los wird – sei es per Handarbeit oder mit einer schnellen Nummer, Hauptsache raus –, dann schleifen seine Eier irgendwann am Boden. Also ich, ich leide an vorzeitigem Samenerguss. Sobald er steht, spuckt er. Ich bin jetzt reif genug, das zuzugeben, na, so ist es nun mal. Frustriert mich das? Klar. Und wenn es mich frustriert, wie viel frustrierender muss es erst für die Frau sein.«

In bestimmten Schichten seiner Persönlichkeit ist Stuart völlig ausgeglichen.

»Einmal hab ich spät abends gebettelt, da tauchen drei Mädchen auf. Sie hatten Weihnachtsmannmützen auf und Glitzersachen an. Pinkfarbene Oberteile. Kurze Röcke. Und ungelogen, sie fingen an, vor mir zu masturbieren. Ehrlich, sie haben die Röcke hochgehoben.«

»Darauf hättest du bestimmt Lust, was?«, riefen sie ihm zu und

zogen sich die Slips runter, »ja, das sieht gut aus, hm? Uuuh! Aaah! Aber du kriegst es nicht! Du kriegst es nicht!«

Dann schwirrten sie davon.

Stuart scheint das nicht weiter zu stören. »Sie haben dabei gekichert«, meint er. »Aber manche Frauen sind echt link. Gerade obdachlose Frauen bleiben einem nichts schuldig. Ich kannte mal so eine Schmuddelmutter – das sind die Stinkis, die nicht duschen und von Ort zu Ort wandern. Die hier, wenn der einer zu nahe kam, hat sie ihm die Augen ausgekratzt. Die meisten Frauen auf der Straße sind nicht zimperlich, sie setzen ihren Körper ein und verschließen sich innerlich.«

Am Abend kehren wir ins Haus zurück, essen Häftlingscurry und setzten uns an den Kamin. Stuart der Quassler ist noch voll da. (»Nee, James, da kannst du doch den Scheit nicht hintun.«) Es ist wie eine Szene aus *Der Dienstagabend-Club* von Agatha Christie. Man sitzt gemütlich im Wohnzimmer und unterhält sich gut.

(»Nee, James, dahin auch nicht.«)

Oder aus dem *Dekameron*, wo die Menschen aus Florenz geflohen sind und sich mit Geschichten bei Laune halten.

(»James, was ist los mit dir? Der Ast gehört zwischen die drei Scheite und die anderen Zweige obendrauf.«)

Nur dass im vorliegenden Fall das Gespräch einseitig ist, da außer Stuart fast niemand zu Wort kommt.

(»Uuh. Jetzt ist es ausgegangen.«)

»Und die Arbeiterklasse?«, brabbelt er weiter. »Das ist das Schlimme mit denen. Wenn du eine Idee hast, was du machen könntest, statt für andere zu arbeiten, stärkt dir keiner den Rücken. Aber, ehrlich gesagt, wenn ich sauer bin und getankt hab und mir alles scheißegal ist, wie's hält so geht, und es kommt einer an und redet geschraubt daher – na, dann sag ich: ›Schau an, ein Edelarsch.««

»Wieso? Wenn er doch nichts von dir will. Er sagt ja auch nicht zu dir: ›Du schwätzt wie ein Prolet.««

»Da macht ihr euch alle was vor. Die Gutbürgerlichen haben mit

den Kindern aus der Siedlung nie ein Wort geredet, obwohl viele von ihnen auch auf der Gesamtschule waren. Weil man aber keine Hose für fünfzig Pfund anhatte und dafür Löcher in den Schuhen, haben sie blöd gegickert und sind an einem vorbeigelaufen.«

In Stuarts Version des britischen Klassensystems zählt von der unteren Mittelschicht aufwärts jeder zumindest heimlich zur Oberschicht. Vom feinen Pinkel mit Melone bis zum Stenz mit zwei Fords auf der gefliesten Einfahrt, alle sind Edelärsche. »Oberschicht« bedeutet für Stuart nicht die höchste Stufe nach der Aristokratie, sondern meint eine ganze, nie genau umrissene soziale Landschaft der verpassten und unerreichbaren Chancen.

»Klar. Ein Freund von mir und ich, wir haben neulich noch gesagt, die Leute, die wir immer als Schickis und Deppen und Schleimscheißer verarscht haben – Tatsache ist, die meisten davon haben jetzt ein schönes Haus und ein schönes Auto, und wir hocken hier immer noch verbiestert in der Pinte und regen uns über den Klassenkampf auf. Wer hat denn da den Kürzeren gezogen?«

Er erwähnt, dass er neulich im Fernsehen war – und auch das ist wieder merkwürdig an Stuart: Er steht viel mehr im Rampenlicht als ein normaler Bürger. Und nicht er allein. Chaotische Existenzen erhalten viel eher einen Platz in der Geschichte als der steuerzahlende Normalverbraucher. Ihre Taten machen Schlagzeilen, ihre Schlafgewohnheiten werden alle Jahre wieder in der Lokalzeitung beweint, man interviewt sie fürs Fernsehen, wenn die Polizei wieder einmal mit antisozialem Verhalten aufräumt, ihre Haartrachten, Tattoos und Piercings werden auf Postkarten gebannt und von Kunststudenten fotografiert. Als Stuart groß in einer landesweit ausgestrahlten Acht-Minuten-Doku der BBC2 über Obdachlose und Polizeipfusch in Cambridge auftritt, ist er so publicityverwöhnt, dass er es kaum der Rede wert findet.

»Ganz lustig eigentlich. Voriges Jahr war das. Oder vorvoriges?«

Die Sendereihe heißt *Private Investigations*.

»Stuart, warum hast du mir davon nichts gesagt? Hast du es aufgezeichnet? Das muss ich sehen!«

»Tut mir Leid, Alexander, hatte kein Band da. Es ist ja nur Fernsehen. Du warst doch bestimmt auch schon im Fernsehen ... *Nee?*«

Und so geht unser Abend weiter. Stuarts Redseligkeit lässt nicht nach, er quatscht uns duseelig und schwindlig, regt uns auf, unterhält und belehrt uns und beschert uns müde Ohren.

»Also, ihr wisst Bescheid«, gähnt er schließlich, fertig zum Schlafen gehen. »Ihr müsst den Laden hier in Schuss bringen. Die Rosen vorm Haus müssen weg, sie ziehen die Feuchtigkeit an. Aus den Schuppen macht ihr ein Jugendzentrum mit Wohnungen, wie ich gesagt hab. Im Ernst, ich seh das fertig vor mir – wo der Mäher stand, käme die Disco hin. Das bringt Schotter. Dann die Teiche. Wisst ihr, was ihr damit machen solltet? Zuschütten. Dann könntet ihr da 'ne Gokartbahn anlegen und pro Fahrt einen Fünfer kassieren. Konnte echt schön werden hier.«

»Du dreckige Schwuchtel, ich rei dir den Kopf ab!«

Der Mann rannte zur Tür, trat den Tisch zur Seite, drückte eine Fensterscheibe ein, als er gegen die Wand prallte, und riss sich den Finger an einer Glasscherbe auf.

»Dann ruf doch die Scheibullen, Alexander!«, brüllte er. »Die Bullen wissen Bescheid über mich! Ich rei dir die Gurgel raus!«

Es war acht Uhr früh. Alle anderen schliefen.

Die Bierflaschen und die Teller mit den Hftlingscurryresten, die in der Kaminecke gestapelt waren, er fegte sie quer über den Boden.

»Du hältst dich für berschlau, wie? Meinst, du kannst mich von oben runter behandeln, wie? Wie? Wie?« Er drängte mich gegen die Besenkammertr, packte mich an der Kehle, drückte bei jedem Wie fest zu: »Wie? Wie? Wie?« Er bespuckte mir die Brille. Ich wollte sie abnehmen. Ich zuckte wie ein Huhn.

»Saubloder Name, *Alex-ander*, echter Schwulename, *Alex-ander*, wie? Wie? Wie?«

Hinterher fiel mir ein, was ich hätte tun sollen: Ich hätte ihm den Oberschenkel streicheln sollen. Das hätte ihn geschockt, den na-

menkundigen Schwulenhasser. Dann hätte ich dem Entsetzten meinen Füllfederhalter ins Auge gejagt und die Gallerte rausgeschnickt. Das hätte mich glücklich gemacht.

Auf das, was ich dann gesagt habe, bin ich stolz.

»Tus doch, tus doch«, gurgelte ich. »Na los, tus doch.«

»Wie? Wie? Wie?«

Zuck, zuck, zuck.

»Schlag mich, schlag mich, schlag mich.«

Meine Erinnerung an den Rest meines Aufenthalts in Fir Grove ist lückenhaft.

Stuart, der während des ganzen Tumults im ersten Stock schlief, erwachte von stummem Blaulicht, das über seine Zimmerdecke flimmerte, sprang aus dem Bett und schloss sich im Kleiderschrank ein.

Mich ergriffen Schamgefühle beim Eintreffen der sieben Polizeibeamten. Die Hände in den Taschen, lief ich ein paar Meter entfernt durch den Obstgarten und die Koppel und hielt mir meine Dummheit vor. Warum hatte ich einen auf Stuart gemacht? Was hatte ich mir dabei gedacht? Wie peinlich!

»Herr Kommissar«, tönte mein Angreifer, »diese dreckige Schwuchtel ... «

»Mein Herr, so sollten Sie schon mal nicht reden.«

»Gut. Diese Schwuchtel ... «

»Beruhigen Sie sich bitte, ja?«

»Scheiße, ich bin ruhig! Er wollte meine Frau daran hindern, die Sachen zu holen, die sie hier im Haus hat.«

Warum hätte ich es auch zulassen sollen? Die Frau war eine ehemalige Mieterin von Fir Grove, die ihre Miete nicht bezahlt hatte. Außerdem war sie gegen die Vermieterin tötlich geworden. Jetzt konnten sie nicht einfach ankommen und sich die Sachen wiederholen, auf die sie keinen Anspruch mehr hatten. Ich hatte den beiden Pfeifen nur gesagt, sie müssten das mit den Eigentümern besprechen, bevor sie sich bedienten. Daraufhin hatte mich der männliche Neandertaler angegriffen.

»Dann sind Sie handgreiflich geworden?«, fragte der Polizist, ohne eine Miene zu verziehen.

Der Neandertaler sprang vor. Er zeigte mit dem Finger auf mich. »Der hat mich provoziert!«

»Provoziert?« Das Interesse des Beamten erwachte. »Wie hat er das gemacht?«

Der Mann spannte die Schultern an, sein Hals wurde dicker. »Er hat die Scheißbrille abgenommen.«

»Nicht so unflätig, Freundchen, sonst buchten wir Sie ein.«

Ich liebe die Polizei. Ich wünschte, wir hätten einen Polizeistaat.

»Wunderschönes Wochenende, vielen Dank.«

Wir sind auf der Rückfahrt nach Cambridge. Eine Dame in einem Dreiradauto schießt vorbei, dann ein Motorroller.

»Ohne Spaß, wenn man die Lage von dem Haus bedenkt«, sinniert er, »kannst du mit dem Vorhängeschloss, dass du heute Morgen da angebracht hast, höchstens dich selbst beruhigen, aber die Mieter schreckst du damit nicht ab und auch sonst keinen. Einen Einbrecher, einen Profi juckt das nicht. Wir steigen einfach über den Zaun ...«

»Von Profis ist ja nicht die Rede«, blaffe ich. Zugegeben, ich bin etwas gekränkt, weil Stuart meine Keilerei kaum zur Kenntnis genommen hat.

»Nein, nein. Aber das hält keinen auf. Man klettert einfach drüber, und los geht's.«

»Natürlich hält es keinen auf, der fest entschlossen ist. Sie sollen aber nicht reinfahren können. Das ist zwar nur eine Kleinigkeit, aber ...«

»Gar nix ist das. Da siehst du den Unterschied, wie du denkst und wie ich denke. Jeder, der Ahnung hat, kann dir sagen, dass du dafür nur 'n Schraubenzieher brauchst. Das geht so schnell, da hast du nicht bis drei gezählt, schon ist es auf.«

»Wir reden hier aber eben nicht von Einbrechern. Wir reden

von ein paar Blindgängern. Es geht nur darum, dass sie nicht lästig werden.«

»Die kommen wieder, mit denen kriegt ihrs noch mal zu tun!«
»Wieso? Woher willst du das wissen? Du kennst sie doch gar nicht.«

»Eben! Wenn man jemand mal gesehen hat, heißt das noch lange nicht, dass man ihn kennt.«

»Nein, aber man hat dem, der ihn noch nie gesehen hat, etwas voraus.«

»Die haben dich doch nur sehen lassen, was du sehen solltest.«
»Okay, was soll denn passieren statt dem Vorhängeschloss?«
»Was? Ernstlich? Lass es so. Die machen schon nichts. Mach dir keine Gedanken. Ich würd höchstens vorschlagen, dass die in Fir Grove ein paar Infrarot-Bewegungsmelder setzen, quer durch, und Sicherheitsschlösser an den Türen und Fenstern anbringen – hinten genügen Gitter. Die Detektorenkabel? Am besten in Metallröhren verlegen, damit man sie nicht kurzschließen kann ...«

Wird einem nicht schwindlig, wenn man da zuhört? Aber es ist *echt* Stuart. Seine nervtötende Beharrlichkeit, seine Freude an der Technik und am technischen Detail, auch wenn er dabei vom Hundertsten ins Tausendste kommt und den Eindruck erweckt, dass er eigentlich gar nichts von der Sache versteht, sondern nur Müll redet, seine Sorge um Schein und Sein.

Manchmal ist Stuart wie ein reizbarer Fischer. Er treibt umher auf den Wogen seines auseinander geratenen Lebens, eine kleine, wankende Gestalt, und fischt nach Ordnung. Dann packt ihn die Wut, er »rastet aus«, und es ist, als hätte er das Weidmesser genommen und seinen Fang zu Brei zerhackt – jedes Anzeichen der verhassten, repressiven, mahnenden Ordnung ist wieder fort. Denn Ordnung war auch die bleibende schädliche Kraft in Stuarts Vergangenheit: Polizeiordnung, Gefängnisordnung, Gerichtsordnung, Hausordnung und Heimordnung in den von pädophilen Sozialpädagogen geleiteten Besserungsanstalten: die Ordnung »des Systems«.

Dieses Tauziehen zwischen Unordnung und Ordnung beansprucht einen großen Teil von Stuarts Zeit.

Verschwörungen zum Beispiel. Er mag Verschwörungen. Er ist sicher, dass sich die Polizei mit seiner Freundin und dem Lüftungsinstallateur zusammengetan hat, um kompromittierende Gespräche mit ihm aufzuzeichnen. Im ersten Stock des Gebäudes gegenüber, zweites Zimmer, sitzt ein Überwachungsteam des Drogendezernats. Der Mann von der Stadt, der vorigen Donnerstag vorbeikam, hat in Wirklichkeit Heroin deponiert. Ich will kein Buch über ihn schreiben, sondern ihm Geständnisse entlocken, die man dazu verwenden wird, ihn, wenn er das nächste Mal vor Gericht landet, für immer wegzusperren. Diese kleinen Ordnungsfische beantworten offene Fragen. Ist so ein Anfall von Verfolgungswahn vorbei, wirft er die Fische wieder ins Wasser und Erkenntnisse dieser Art verschwinden erst einmal.

Andere Fischzüge sind nützlicher – wenigstens für einen Biographen.

»Wann hast du die Gewalt entdeckt?«, frage ich. Gebe ihm einen Augenblick Zeit, die Angel auszuwerfen und die Gedankenleine wieder einzuholen – und was hat er gefangen? Einen kapitalen Ordnungshecht. Das genaue Datum, an dem er die Entdeckung gemacht hat. Er weiß genau, an welchem Tag, in welchem Augenblick aus dem Zehnjährigen, der er war, ein gesetzloser, die Gesellschaft hassender, superkrummer Hund geworden ist.

15

»Das kommt von meiner Muskeldystrophie«, trompetet Stuart. »Hab ich dir davon noch nicht erzählt? Deswegen geh ich komisch. Humeroscapudingsda-Muskeldystrophie. Das ist ein echter Hammer, aber ich gucks nicht nach. Was du nicht weißt, kann dir nicht wehtun.«

Er liegt in einem Gitterbett in einer kleinen Überwachungseinheit der Addenbrooke-Klinik, offensichtlich tut ihm also doch was weh.

In den drei anderen Betten liegen stumme Damen in verschiedenen Stadien des Scheinkomas, die Nasen zur Decke gereckt. An Stuarts Bett steht eine Krankenschwester, die mit dem Finger an seinen Tropf tippt. Auf der anderen Seite sitzt seine hübsche Halbschwester. Wie üblich – von Frauen umringt.

»Ich bin nur hergekommen, weil ich beim Kuscheln zu früh abspritz«, sagt er, zu seiner Mutter gewandt. »Ich dachte, das liegt vielleicht an der Muskeldystrophie. Der Schwanz ist ja ein Muskel, oder?«

»Stuart! Seht!«

»Na, mich guckt doch keine Mieze an, wenn ich sie nicht glücklich machen kann. Verstehst?«

»Du bist ja so *peinlich*.«

Die Ambulanzschwester, die als Erste diese munteren Ausführungen über sein untaugliches Glied zu hören bekam, hatte sich zunächst nicht besonders für den Fall interessiert. Dann hatte sie Stuarts Blutdruck gemessen, aufgeschrien und ihn schleunigst in die Notaufnahme gebracht. Das normale Herz schlägt etwa siebzigmal

in der Minute. Stuarts Herz schlug nur noch müde dreißigmal. Bis seine Mutter verständigt war, hatte ihm der Arzt bereits zwei Schnitte in den Brustkorb gemacht und ihm einen Satz Drähte in den Oberschenkel gelegt. Stuart war zur Behandlung seiner vorzeitigen Ejakulation in die Klinik gekommen und hatte feststellen müssen, dass ihn das Herz im Stich zu lassen drohte.

Nicht, dass das seinen Überschwang gedämpft hätte. »Wollt ihr mal meine neue Pumpe sehen? Die sitzt in meinem Bein«, sagt er stolz. Seine Einstellung zum Körper ist nicht gerade von Ehrfurcht geprägt. Die Drähte kommen über seinem Knie heraus und sind an einen Stromkasten angeschlossen, der ein seltsam mattes Piepen von sich gibt, als überlegte er sich jeden Ton einzeln. Es ist ein provisorischer Schrittmacher, der ihn übers Wochenende am Leben halten soll. Jetzt, wo er in guten Händen ist, darf man beruhigt sein.

»Der Doktor sagt, er begreift's nicht. Er meint, ich hätte dauernd bewusstlos werden müssen, und manchmal war ich ja auch weg, aber nicht öfter als sonst.«

Stuart sieht erstaunlich solide aus. Vor kurzem war jemand, mit dem er sich bei der Kampagne angefreundet hat, mit ihm in Birmingham, und er hat sein FUCK-Tattoo mit einem kräftigen Flechtmuster überstechen lassen, das aussieht, als wäre es vom Hals eines Maorikriegers transplantiert. Die üblichen Bartstoppeln sind abrasiert; sein T-Shirt ist auffallend weiß und gewaschen, seine Haut nicht so geisterhaft bleich wie sonst.

»Sie haben zweimal versucht, mir einen richtigen Schrittmacher in die Brust zu setzen, aber wegen der ganzen Zitronensäure und dem Heroin, das ich gedrückt hab, haben die Venen nicht gehalten. Sind einfach hopsgegangen. Schöner Spaß. Ist das nicht zum Lachen? Wollt ihr mal die Narbe sehen?«

Zwei der Stummen in den anderen Betten schlagen die Augen auf.

Stuarts Mutter will schnell das Thema wechseln, macht aber alles nur schlimmer. Sie erinnert sich, dass Stuart früher schon einmal Schmerzen in der Brust hatte, und überlegt laut: »Ich weiß nur nicht

mehr, ob das bei deinem ersten oder deinem zweiten Gefängnis-aufenthalt war?«

»Beim zweiten«, sagt Stuart sofort. «Hier, das ist noch eine Story für dich, Alexander. Scheißlustig. Long Lartin, ja? Als ich die fünf Jahre wegen der Post gebrummt hab. Ich bekam Schmerzen in der Brust, aber die Wachteln haben dauernd ›vergessen«, dass ich zum Arzt wollte, um ein EKG machen zu lassen. Ich musste mir also irgendwie überlegen, wie ich sie auf die Palme bringe, damit sie mich in einen anderen Knast abschieben, wo ich mich untersuchen lassen kann, aber ich musste aufpassen, dass es mir nicht noch eine Haftverlängerung einbrachte. Die übliche Tour – einen Wärter schlagen oder so – kam also nicht in Frage. Ich habe endlos darüber nachgedacht, dann fiel mir auf, dass vier so Wärter jeden Nachmittag um vier zum Teetrinken in ihren Dienstraum gingen. Pünktlich. Du konntest die Uhr danach stellen. Das hat mich auf eine Idee gebracht. Ich hab mir zwei Eimer geholt, mich dahin gestellt, wo's Essen gab, und zu den Leuten, die rauskamen, gesagt: ›Wenn du kacken willst, kack hier rein. Wenn du pissen willst, piss hier rein.« Es gab Freiwillige genug! Ich hab die zwei Eimer zusammengesüttet und sie zwei Stunden an die Heizung gestellt, damit es gärt. Uääh! Als es gegen vier dann fertig war, bin ich damit zu den Warten, die gerade anfangen, ihren Tee zu trinken. Ich hab nichts gesagt. Sie hatten keine Zeit, auszuweichen oder so. Ich bin einfach rein und hab ihnen den Eimer übergeschüttet. Platsch! Über drei Wände ging's, nur nicht die, vor der ich stand. Es war ein dickes rundes O aus Kacke, rings ums Zimmer. Volltreffer. Hab sie alle vier erwischt.«

Drei Tage später bekam er sein EKG. Ergebnis: normal.

Stuarts Mutter rafft ihren Mantel und ihre Taschen zusammen, wirft den Komadamen einen letzten, komischen Blick zu, als wollte sie sagen: Ihr Ärmsten, bald ist es Nacht, dann seid ihr hier mit ihm allein, verspricht, ganz früh am Morgen wiederzukommen, und entschwindet in Richtung Dermatologie.

»Wie gesagt«, nimmt Stuart den Faden wieder auf, »wenn du einen Wärter nicht schlagen willst, mach irgendwas Verrücktes, be-

wirf sie mit Scheiße oder jag sie mit einem Knüppel, das wirkt, damit erreichst du was.«

Muskeldystrophie – weisen darauf die Plakate mit der attraktiven Cellospielerin hin, die einen Riss im Rücken hat? Oder ist das Spina bifida? Vielleicht ist Muskeldystrophie die Krankheit, die Jugendliche im eigenen Speichel ertrinken lässt, nachdem sie ihr ganzes Leben elend verrenkt im Rollstuhl verbracht haben. Aber das könnte auch multiple Sklerose sein.

Ich schaue im Internet nach. Muskeldystrophie heißt Rollstuhl und Kräfteverfall.

Es gibt viele Spielarten. Muskeldystrophie ist ein medizinischer Oberbegriff, der so viele Namen umfasst wie ein neues Sternsystem. Gliedergürteldystrophie zerfrisst die Muskeln des Becken- oder Schultergürtels und schwächt die Gliedmaßen. Der dystale Typ beginnt an den Händen und Füßen und arbeitet sich in den Körper vor. Der okulo-pharyngale Typ befällt zuerst Augenlider und Hals. Manche Formen setzen in der Kindheit ein, andere erst, wenn man sechzig ist. Duchenne ist die häufigste und zugleich gefährlichste. Diese Opfer der allmächtigen Liebe Gottes sterben im jungen Erwachsenenalter einen schaurigen, qualvollen Tod.

Als Stuart drei war, hat ein Arzt in ebendieser Klinik an ihm herumgezogen wie an einer Puppe, ihn in die Finger gekniffen, seine Arme hochgeworfen, ihn Kniebeugen machen lassen, als wäre er auf einem Kleinkind-Exerzierplatz, seinen müden Wackelgang betrachtet und beifällig genickt, als Stuart umfiel – aber mehr oder minder normal wieder aufstand, statt wie ein Duchenne-Patient befremdlich »an sich selbst emporzuklettern«. »Wenn schon Muskeldystrophie«, meinte der Arzt erleichtert zu Stuarts Mutter, »dann ist der Typ, den er hat, noch der harmloseste.«

Fazio-scapulo-humerale Muskeldystrophie befällt die Muskeln des Gesichts (*fazio*), der Schulter (*scapulo*) und des Oberarms (*humus*). Es ist ein erblicher genetischer Defekt, der sich von einem

erkrankten Elternteil mit fünfzigprozentiger Wahrscheinlichkeit auf die Nachkommen überträgt: deshalb wollte Stuart nie Kinder haben. Wenn sie sich in Acht nehmen und Glück haben, können FSH-Patienten so lange leben wie jeder andere, ohne überhaupt ein Symptom der Krankheit zu bemerken. Stuarts Vater Rex Turner, der die Krankheit auch hatte, war stets ein sehr aktiver Mensch.

Cambridge Evening News
Donnerstag, 2. Januar 1973
**Richter: Krankheit keine
Entschuldigung für Verbrechen**

Ein Kriminalbeamter musste sich durch einen Sprung in Sicherheit bringen, als ein 29-jähriger Muskeldystrophie-Kranker eine Polizeisperre durchbrach, hörte gestern das städtische Geschworenengericht. Rex Turner, der eine Reihe von Diebstählen und Verkehrsdelikten gestand, wurde zu vier Jahren Haft verurteilt und musste sich von Richter David Wild sagen lassen, dass seine Krankheit ihm nicht das Recht gebe, seine Mitmenschen zu missachten und zu berauben.

Den Geschworenen wurde mitgeteilt, dass Turner bereits 31-mal vor Gericht gestanden und die zur Verhandlung stehenden Straftaten, Diebstähle und Verkehrsdelikte, begangen hatte, während er wegen eines anderen Vergehens gegen Kautions auf freiem Fuß war.

Turners Anwalt Frank Keysell meinte, Turner leide an starkem körperlichen Verfall und sein asoziales Verhalten erkläre sich vielleicht aus der Erkenntnis, dass ihm nur ein kurzes tätiges Leben vergönnt sei.

Stuart hat den schweren Fehler begangen, seine Muskeldystrophie zu missachten. Wegen »meinem exzentrischen Lebensstil« ist sie nun keine bloße Unannehmlichkeit mehr. Sie hat es übelgenommen, dass er sie seit zwanzig Jahren in Starkbier und verbotenen Substanzen ersäuft. Sie gleicht jetzt eher der wesentlich gefährlicheren Emery-Dreifuss-Muskeldystrophie. Sie hat angefangen, das Herz anzugreifen.

Stuart ist allein auf dem Zimmer. Die Mitpatientinnen haben sich in Luft aufgelöst. Er ist schläfrig. Bei meinem zweiten Besuch schläft er die meiste Zeit. Wenn er wach ist, ziehen wir uns gegenseitig auf, oder ich hole ihm etwas zu essen, oder er erzählt mir Gefängnisanekdoten, die sich in diesem keimfreien Krankenhaus surreal und fremd ausnehmen.

»In Littlehey kannte ich einen Typ, der hat drei Kinder an einem Zaun aufgespießt. Er entschuldigte es damit, dass er auf Acid war. Ich hab mich immer mit ihm unterhalten, und dafür haben mich viele Leute schief angesehen. Er sagte, er hätte ein Kind umgebracht, aber nicht aus Absicht. Das hörte sich ganz plausibel an.«

Klar, Stuart, natürlich. Nichts könnte verständlicher sein.

»Dann stellt sich raus, dass er drei Kinder auf einen Zaun gespießt hat.«

»Alle auf einmal?«

»Am selben Abend. Drei Kinder an einem Abend.«

»Weil er auf einem LSD-Trip war?«

»Ja, aber das ist keine Entschuldigung. Ich kenne LSD. Allerdings war er einer der besten Gefängniskünstler, die mir je untergekommen sind. Mit Wasserfarben konnte er wirklich umgehen. Auf der rauen Seite von Hartfaserplatten hat er gemalt. Obwohl er ein ganz übler Kinderschänder war, haben die anderen ihm £ 50 bezahlt, damit er ihre Liebsten porträtiert, so gut war er, denn das ist eine Menge Geld im Knast. Er war unheimlich gut.«

Er fasst an die Kanüle in seinem Arm, um die Injektionstechnik

der Schwester zu bewundern, dann döst er weg. Meine aus Verlegenheit aufgesetzte gute Laune ist nichts gegen seine spöttische Distanz. Interessant, scheint er über seinen Zustand zu denken, bin gespannt, ob ich daran sterbe.

Am Nachmittag wird er in die Herzklinik in Papworth, eine Kleinstadt bei Cambridge, gebracht, wo man ihn zum dritten Mal operiert.

Als ich am nächsten Tag zu Besuch komme, ist er wieder auf seinem Zimmer, sitzt mit einem weißen Latz auf der Brust in einem Metallbett, und ein Arzt, der ein Stethoskop um den Hals trägt wie eine Schneiderin ihr Bandmaß, unterzieht ihn einem strengen Verhör.

»Wissen Sie, wie es um Sie steht?«

Demütig lispelnd sagt Stuart: »Ssicher.«

»Gut. Bis jetzt ist Folgendes passiert: Die ersten beiden Versuche waren nicht erfolgreich. Wegen des Drogenmissbrauchs sind Ihre Venen zu schwach, um den Anschluss zu halten. Deswegen hat man Sie hergebracht. Heute Morgen haben wir zum dritten Mal versucht, Ihnen einen permanenten Schrittmacher einzusetzen, und wegen der Probleme habe ich mich für ein Gerät erster Güte entschieden. Der Eingriff war erfolgreich, und jetzt tragen Sie Technik im Wert von £ 5000 in der Brust. Ich möchte, dass Sie die pfleglich behandeln.«

»Danke.«

»Wenn etwas schief geht und Sie in einem halben Jahr wiederkommen, damit ich ihn rausnehme«, ergänzt er, »kann ich Ihnen keinen mehr geben. Das muss klar sein.«

»Danke.«

»Das bedeutet, keine Nadeln mehr.« Er zeigt auf die noch frisch glänzende Tätowierung auf Stuarts rechtem Arm, wo früher das FUCK war. »Auch so was nicht.«

»Nein.«

»Keine Spritzen.«

»Nein.«

»Was nehmen Sie?«

»Methadon«, murmelt Stuart, »neben Alkohol, Ecstasy, Amphetamine ... und Heroin«, gibt er zu. »Und Zitronensäure.«

»Pur?«

»Ssicher. « Der neue Sprachfehler kommt zum Teil bestimmt von der Narkose, sage ich mir hoffnungsvoll. Dieser Anfall von Anständigkeit wird bald vorübergehen.

»Das dürfen Sie nicht mehr. Verstanden? Sie müssen damit aufhören, und zwar gleich. Nicht nächsten Monat, nicht nächste Woche – heute. Injektionen bergen ein zu hohes Infektionsrisiko. Selbst mit sterilen Nadeln können Sie sich Keime durch die Haut stoßen. Wenn Sie mit diesem Apparat eine Entzündung bekommen, muss ich Ihnen den rausnehmen, und wie gesagt, einen neuen kriegen Sie dann nicht.«

Was die Rücknahme von Stuarts künstlichem Lebensretter betrifft, will er kein Missverständnis aufkommen lassen.

»Ich weiß, wovon ich rede«, setzt der Arzt hinzu. »Ihrem Onkel habe ich vier Schrittmacher rausgeholt.«

Als der Arzt gegangen ist, sagt mir Stuart, dass es ihm ganz Recht ist, wenn er mit dem Fixen aufhören muss. Jetzt, wo er weiß, dass ihn der nächste Schuss Heroin umbringen kann, ist er motiviert, es ganz bleiben zu lassen. Das Zeug »rühr ich nie wieder an«.

Mir fällt auf, dass Stuart die Ermahnungen des Arztes doch missverstanden hat – nicht das Heroin ist für ihn gefährlich, sondern seine Methode, es in den Körper zu bringen. Niemand hat ihm verboten, das Zeug zu schlucken oder zu rauchen. Schnupfen darf er noch, was er will. Aber ich sage nichts. Die Drogen haben Stuart öfter in Lebensgefahr gebracht, als er sagen kann, und wenn er ihnen abschwört, weil er zu benebelt ist, um richtig zu verstehen, was der Arzt sagen wollte, ist dagegen nichts einzuwenden.

»Was hat der Mann mit deinem Onkel gemeint?«, frage ich.

»Onkel Nigger?«, wird Stuart munter.

Onkel Nigger, so stellt sich heraus, war Onkel Roddy, dessen Spitzname daher rührte, dass er als Kind in eine Pfütze gefallen war und von Kopf bis Fuss mit Schlamm bedeckt nach Hause gekommen war. Von der Familie seines Vaters stand Onkel Nigger Stuart am nächsten. Onkel Nigger erzählte ihm immer von der Verantwortung, die man übernehmen muss, wenn man groß wird, und zog dann los und kam wegen Diebstahl und Einbruch hinter Gitter. Onkel Nigger endete mit Muskeldystrophie im Rollstuhl und starb nach seinem fünften Herzschrittmacher.

»Am Tag, an dem es mir wie Nigger geht, ist Sterbetag. Aus mir wird *kein* Onkel Nigger.«

Stuarts Wunden, die Einschnitte auf beiden Seiten der Brust, bereiten ihm Schmerzen, da er aber als drogenabhängig bekannt ist, gibt man ihm kein starkes Schmerzmittel. Schmerzmittel könnten mit verbotenen Substanzen kombiniert oder überdosiert, oder verkauft, gemahlen und gespritzt werden.

»Oi«, sagt Stuart leise, »hast du mir mitgebracht, was ich haben wollte?«

Ich nicke und nehme eine Flasche aus meiner Tasche.

»Schnell, mach die Wasserkanne leer, bevor die Schwester kommt. Die merken den Unterschied nicht.«

Schon nimmt er entschlossen die Kanne in Empfang und beeilt sich, sie zur Hälfte mit der neuen klaren Flüssigkeit zu füllen. Plymouth Gin: £ 14.99. Nur das Beste für unseren geschwächten Patienten.

»Willst du auch 'n Schluck?«

In den beiden folgenden Monaten sehe ich Stuart kaum. Für die Kampagne ist ungeheuer viel zu tun. Ruth und John wollen im Juli Berufung beantragen. Das Komitee muss Rundschreiben versenden, Abgeordnete kontaktieren, Mahnwachen und Kundgebungen organisieren, vor allem aber Pressemitteilungen herausgeben: Michael Winner hat die Kampagne unterstützt, UNISON fördert die Kam-

pagne; Alan Bennett (unfreiwillig von mir im Buchladen um die Ecke entdeckt) hat unser Gesuch unterschrieben; Joan Baez wirbt auf ihrer Amerikatour für die Kampagne; Victoria Wood und der Abgeordnete Simon Hughes setzen sich vor der Downing Street dafür ein; um einem unserer Hauptgegner, einem Stadtrat in Norwich, beizukommen, müssen wir in der Presse enthüllen, dass dieser Herr während einer Drogenrazzia in Norwich einmal fünf Streifenwagen mit der Axt zerdeppert hat. Und eine hinterhältige Stadträtin aus Cambridge, der wir ein Dorn im Auge sind, verbreitet das wilde Gerücht, von uns Morddrohungen erhalten zu haben. Man hat ihr ein Foto von einer Versammlung in den Briefkasten gesteckt, sagt sie, auf dem ihr Kopf eingekreist ist. Auf der Rückseite die Worte: »Du bist tot.« Sie vertritt die Ansicht, Wintercomfort gehöre der Drogen wegen dichtgemacht. Aber ich werde in diesen lokalpolitischen Schaukämpfen auch immer gemeiner. Ich habe gelernt, dass man zur Verteidigung der guten Sache am besten jede Fairness fahren lässt. Hau den andern in die Fresse, während er sich noch die Ärmel hochkrepelt, sozusagen. Ich wende mich an *Private Eye*. In der Kolumne »Unmögliche Zustände« erscheint ein Artikel mit dem Hinweis, dass die Stadträtin im Beirat eines Obdachlosenheims anderswo in Cambridge sitzt, in dem in den letzten anderthalb Jahren neun Menschen an einer Überdosis Rauschgift gestorben sind. Ein paar Wochen später flüstert mir ein Ratsvertreter bei einer Abendgesellschaft Glückwünsche ins Ohr. Wegen »schlechter Presse«, sagt er, wird sie nun doch nicht den Vorsitz des Wohnungsausschusses der Stadt übernehmen.

Stuart, der mit seinen eigenen Turbulenzen zu kämpfen hat, macht sich rar. Er sollte bei uns mitmischen. Aber er ist weg, wie vom Erdboden verschluckt.

Es wird Juli.

Die Woche zum 11. Juli kommt.

Endlich dämmert der Tag der Verhandlung.

Unser fünfzehnköpfiges Solidaritätskomitee fährt drei Stunden vor der Zeit nach London; im Morgengrauen halten wir uns an Tas-

sen heißen Kaffees fest und kleben Plakate an den Gitterzaun, dann marschieren wir geschlossen in Gerichtssaal Nr. 5, wo drei lebenswürdige Richter zwei Stunden lang parlieren, Kronanwalt Michael Mansfield behäbig seine Argumente darlegt, die Anklage ein paar Gegenargumente vorbringt und Ruth und John schließlich freigelassen werden.



FREED

Sieben Monate nachdem sie in einem Provinzgericht durch ein kleines Loch verschwunden sind, um eine Hartstrafe von fünf bzw. vier Jahren anzutreten, kehren unsere alten Freunde unter dem neugotischen Portal der Royal Courts of Justice wieder in die Arme ihrer Familien zurück, die Hände in der Luft, mit lachenden, blitzlichterhellten Gesichtern.

Daily Telegraph, 12. Juli 2000
**Sozialarbeiterpaar kann
in Berufung gehen**

Nach 207 Tagen Haft wurden gestern zwei Sozialarbeiter vorläufig auf freien Fuß gesetzt, die gegen ihre spektakuläre Verurteilung wegen Duldung von Drogenhandel in einem Tageszentrum für Obdachlose in Berufung gehen wollen... Mehr als 50 Anhänger, die seit sieben Monaten für ihre Freilassung gekämpft haben, jubelten Wyner und Brock vor dem High Court in London zu, als sie und ihre Angehörigen mit Blumensträußen in den Händen erschienen.

Wyner, zweifache Mutter und ehemalige Direktorin der Stiftung Wintercomfort in Cambridge, sagte: »Ich freue mich darauf, kostbare Zeit mit meinen Kindern zu verbringen und ungestört mit meinem Mann zusammen zu sein. Jetzt möchte ich erst mal nach Hause und eine ordentliche Tasse Kaffee trinken.«

Brock, der im Gefängnis einen Nervenzusammenbruch erlitt und wegen Depressionen behandelt wird, drückte vor dem Gericht seine Frau und seine beiden Söhne Lloyd, 16, und Dylan, 11, an sich. »Ich bin einfach sehr froh, wieder bei meiner Familie zu sein«, sagte er. »Da die Gelegenheit vielleicht nur kurz ist, sind wir mit dem Feiern noch etwas vorsichtig.« (...) Seine Frau Louise, 39, die ihre Wohnung in Cambridgeshire mit gelben Bändern geschmückt hat, ergänzte: »Ich möchte jetzt nur mit ihm nach Hause.«

Ruth kommt, wenigstens nach außen, so heraus, wie sie hineingegangen ist: trotzig, selbstbeherrscht, beschäftigt mit der Frage, wie sie das nächste Stadium des Kampfes am besten überstehen kann. Innethalb weniger Wochen bereitet sie ihre Gefängnistagebücher zur Veröffentlichung vor und beginnt für eine Stiftung zu arbeiten, die Gefängnisreformen anstrebt. Ihre Entschlossenheit erweckt Ehrfurcht. Rennt sie über den Haufen, überrollt sie mit einer Dampfwalze, und sie steht trotzdem auf und geht weiter.

John, ein eher normales menschliches Wesen, ist zerstört. Ohne Orientierung, verzweifelt in seiner Ohnmacht, geht er nach Hause und verschwindet außer Sicht.

»Wie geht es Ihnen?«, fragt ihn eine Honoratorin beim ersten Kampagnetreffen nach der Freilassung.

»Ich hätte Lust, jemanden umzubringen«, entgegnet er. »Sie wissen, wen ich meine.«

Wir nicken alle, obwohl uns mindestens vier Kandidaten einfallen. Aber darum geht es nicht. Entscheidend ist das Gesunde an der Reaktion. Gut für John, sagen wir uns – ehrlich, aufrichtig. Es ist der erste Schritt auf dem Weg zur Besserung.

»Dann würde ich hingehen und auf seine Leiche pissen«, setzt er hinzu.

Die Honoratorin fährt zurück. Johns Frau ist plötzlich beunruhigt. »Das meinst du doch nicht ernst.«

»Das ist mein voller Ernst.«

Schnell wird das Thema gewechselt und die unerwartet hohe Rechnung für einen gemieteten Minibus zur Sprache gebracht.

Selbst wenn man durch die Hölle verweigerter Gerechtigkeit geht, soll man den Anstand wahren.

Ich blättere in diesen Wochen, wo er so weit weg ist, Stuarts Tagebücher durch. »FAZIO scapulo humerale Muskel DyStRophie« ist jetzt richtig geschrieben. »ALSO STUART → WECKoR STELLEN! DER KNOPF MUSS Oben sein nicht Unten. Wenn

seh WACH rauf damit.« Den Eintrag verstehe ich jetzt. Es bedeutet nicht, dass er manchmal zu schwach ist, den »Weckor« zu stellen, sondern dass die zwanzigminütige Busfahrt in die Stadt (um sein Methadonrezept abzuholen oder einen Ausbildungskurs mitzumachen) ihn an schlimmen Tagen, wenn er das Gefühl hat, die Krankheit zieht ihm die Muskeln von den Knochen, derart erschöpfen kann, dass er vierundzwanzig Stunden durchschlafen muss, wenn er nach Hause kommt. Diese Schwächephasen sind verständlicherweise jetzt häufiger als sonst. Er ist wieder ein Stück näher herangerückt an seinen »Sterbetag« – den Tag, an dem er nicht mehr ohne Rollstuhl von seiner Haustür zur Bushaltestelle in der Ortsmitte kommt. An diesem Tag, dabei bleibt er, will er noch einmal das Letzte aus seinem Körper herausholen und (mit Hilfe eines Kastens Bier) seine Feinde zu Krüppeln schlagen, damit sie selbst im Rollstuhl landen – damit sie bis ans Ende ihrer Tage »wissen, was Leiden heißt, was ich durch sie gelitten habe« –, und dann seinem Leben ein Ende setzen.

Einerseits steht der Selbstmord Stuart ständig vor Augen – die Narben am Hals von dem verunglückten Versuch, die Vorsicht, mit der ihm die Ärzte die nötigen Medikamente zuteilen, der unvergessene Freitod seines Bruders während Stuarts zweiter Haftstrafe, die Sehnsucht nach apokalyptischer Rache an seinen namenlosen »Feinden«, die ihm keine andere Wahl ließe, als sich danach selbst umzubringen.

Andererseits springt ihn der Selbstmord unerwartet wie ein Schachtelteufel an. Dann ist er beinah so verblüfft wie seine Freunde. Bei der Schachtelteufel-Lebensmüdigkeit überkommt Stuart, wenn ich ihn recht verstanden habe, der Wunsch, sofort, auf der Stelle und auf die erstbeste Art und Weise zu sterben. Oder es geht umgekehrt, aber genauso unerwartet: Er erkennt plötzlich, dass sich eine Gelegenheit zum Selbstmord bietet, und ergreift sie schleunigst. Keine Bedenkzeit. Keine Zeit für einen Abschiedsbrief. Er muss es hinter sich bringen, bevor irgendein Gutmensch merkt, was er vorhat. Er ist zu aufgeregt, zu sehr in Eile, um die Sache rich-

tig zu planen. Ergebnis: Es geht schief. Jedesmal geht es schief. Bis jetzt jedenfalls. Im Selbstmordland fehlt es Stuart ebenso an Selbstbeherrschung wie im Alltag.

Das widerspricht der unausrottbaren Klischeevorstellung, ein gescheiterter Selbstmordversuch sei nur »ein Hilferuf«. Er kann genau das Gegenteil sein, und in Stuarts Fall ist er es meistens. Er scheitert an dem allzu starken Drang, es hinter sich zu bringen.

Der letzte Versuch, mit einer Wochenendration Heroin, liegt einige Wochen zurück. Er brauchte keine zehn Minuten für den Entschluss. Nicht einmal zehn Sekunden. Ein Fingerschnippen. »Hier ist ein Löffel voll Heroin, gelöst in Zitronensäure. Viel Spaß«, denkt er. »Ach was, kill dich lieber mit einer Überdosis.« Pump. Rein damit.

Er weiß nicht mehr, warum. Es gab keinen besonderen Grund. Nur ein unerträgliches Gefühl von Hass und Sinnlosigkeit. Aber weil Stuart planlos voring, fasste die Spritze, die er benutzte, nicht genug Heroin, um ihn beim ersten Schuss zu töten, und er musste nachladen. Als er damit fertig war, zitterte er von dem bereits gespritzten Heroin und fand die Vene nicht mehr. Auch die anderen Venen in seinen Armen und Beinen waren verschwunden. Er zog Schuhe und Socken aus und stocherte zwischen den Fußsehnen nach einem Zugang, vergeudete die halbe Ladung, merkte, dass er nur noch Sekunden bei Bewusstsein sein würde, drehte sich *um* und spritzte alles, was übrig war, in seine rechte Hinterbacke. Er war vierundzwanzig Stunden bewusstlos.

Andere Versuche zeigen sich als Narben, Schwielen, beiläufige Bemerkungen, leere Tage im Kalender. Gleichzeitig darf aber nach Stuarts seltsamem Anstandsgefühl in diesen Dingen nur ein Sohn in einer Familie sich das Leben nehmen, sonst bringt es den Eltern zu viel Stress, und sein Bruder Gawy hat ihm, wie Jakob im Alten Testament, das Geburtsrecht gestohlen. Deshalb plante er damals, als ich ihn vor dem Sidney Sussex College betteln sah, sich mit Schlägen und Tritten aus dem Dasein befördern zu lassen, indem er Kneipengänger provozierte.

»Ach, Selbstmord – das ist ein schwieriges Thema. Können wir das mal auf sich beruhen lassen?«

Diese ganze Persönlichkeitsdeutung finde ich direkt spannend. Hinter dem Schimmel im Badezimmer seiner Wohnung, den Kunststoffschränken, dem Theater um die Sozialhilfe, der langweiligen Alkohol- und Drogensucht ist Stuart eine biblische Figur. Sein plastischer Gerechtigkeitssinn, seine Hassbekundungen, die Gleichgültigkeit gegenüber dem Leben, die Sehnsucht nach Frieden – man streiche die Schimpfwörter, ersetze sie durch ein paar Wahrlichs – und er gehörte in die Wüste Sinai.

16

10/1/2005 Friday
8 Phone KayT 1 year to
9 Day she really died on
10 me
11
12
1
2

Stuarts Handschrift ist zwar dürftig, aber seinen Kalender führt er im Allgemeinen ordentlich, und auch das gibt Aufschlüsse. Der Juni fängt gut an. Er hat einen Hausbesuch mit seinem Sozialhelfer vereinbart, will Schwerbehindertenrente beantragen, meldet sich beim Arzt für eine Entgiftungsbehandlung an. Am Freitag, den 9., dann obiger Eintrag: »KayT Anrufen heuT vor 1 jähr isT Sie mir fast VerreckT.«

Das Wochenende ist leer. Montag ein Chaos. Stuart kann sich offensichtlich nicht konzentrieren. Die Farbmarkierungen verschwinden. Er kritzelt:

11
12
1
2
3
4
5
Evening
Tuesday 165/201

~~China~~

Er döst weg:

11
12
1
2
3
4
5
Evening

8 Uhr abends
Treffen CB2 Café wegen
Kampagne.
Früh hinfahren.

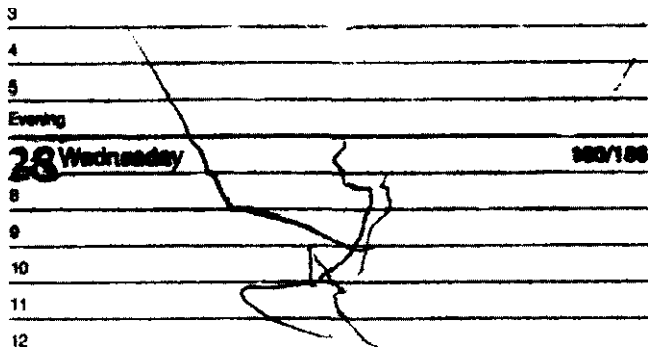
(Soll heißen: »8 Uhr abends Treffen CB2 Café wegen Kampagne.
Früh hinfahren.« Er war nicht da.)

Zeitweilig lebt er wieder auf:

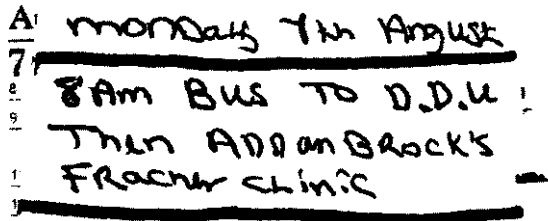
8
9
10
11
12
1

MAN COMING REMO
TO CHECK OUT DAMP

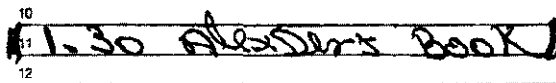
Dann bricht er völlig zusammen:



Die Erinnerung an die Geschichte mit Kayt schiebt sich wie ein fremder Rhythmus, hinter dem alles verblasst, über Stuarts Tage. Er ist wie ein Mann, der im Bus einschläft. Der nächste Monat, den viele seiner Mitstreiter in der Kampagne so gefeiert haben, ist leer. Im August kommt er zu sich: Das Farbschema kehrt wieder – Gelb für Gesundheit, Grün für Geselligkeit, Orange für die Pflicht.



Und:



»K-A-Y-T hat sie das buchstabiert«, erklärt Stuart, während er sich mit einem Rundblick durch mein Zimmer davon überzeugt, dass ich seine lange Abwesenheit nicht zu irgendwelchen blöden Verschönerungsmaßnahmen genutzt habe. »Das hab ich schon mal erzählt, weißt du noch?« Er schlägt die braune Decke auf meinem Sessel zurück und lässt sich schwer hineinplumpsen. »Wegen ihr hab ich mir in den Hals geschnitten, was mir die Wohnung eingebracht hat. Ich hab sie in Hospital Town kennen gelernt, als ich zum zweiten Mal auf der Straße lag, da haben sie ihr den Magen ausgepumpt.«

Ja, klar, Stuart. Mit einem netten, ausgeglichenen, normalen Mädchen könntest du auch gar nichts anfangen, oder?

»Das war nicht zufällig irgendwann im Mai?«

»Doch. Wie kommst du drauf?«

Im Mai jährt sich der Selbstmord von Stuarts Bruder, und das hat eine gewisse Periodizität in sein Leben gebracht. Seine Verstörung erreicht den Höhepunkt; jetzt wird er am ehesten von bösen Erinnerungen heimgesucht, »rastet aus«, ist »nicht allzu klug« und findet sich im Krankenhaus wieder, wo er die falschen Frauen kennen lernt.

Das geht einer Reihe von chaotischen Menschen so, die ich kenne oder von denen ich gehört habe. Diejenigen, die nach einem entscheidenden, klar definierten Einschnitt auf der Straße landen – ihre Frau hat sie verlassen, die Mutter ist gestorben, sie sind bankrott gegangen, der Bruder hat eine Überdosis genommen (es ist immer etwas wie ein Tod) –, finden ein neues Muster in ihrem Leben, eine Art grundlegende Ordnung. Wenn der Jahrestag des Ereignisses naht, werden sie unruhig, geraten aus dem Gleis, nehmen rockstarmäßige Mengen von Narkotika zu sich, schlucken genug Bier, um ein Fußballstadion damit zu füllen, und bald läuft alles Mögliche schief- Randalie, Zoff, Rausschmisse, Bestrafungen, die Extreme jagen sich, kein Stein bleibt auf dem anderen. Nach ein paar Wochen ist der jährliche Zenit dann überschritten, und es gibt wieder Augenblicke der Ruhe. Die Alltagsordnung kehrt zurück: die

wöchentliche Aufregung rund um den Scheck vom Arbeitsamt, etwa alle zwei Monate das Theater um die Wohnungsbeihilfe, gelegentliche Liebschaften,

Trennungen. Die eine oder andere Verhaftung.

»Na, ich hatte, wie gesagt, diese Kayt kennen gelernt und mich Knall auf Fall in sie verliebt. Aber schon an dem Abend hab ich mir dreimal von ihr versprechen lassen, dass sie sich nicht umbringt. Zu der Zeit hab ich mich selber schwer am Riemen gerissen, nur das Methadon hab ich genommen, kein Heroin und nichts, und ich hatte gerade meine Wohnung gekriegt.«

»Deine jetzige Wohnung?«

»Nein – wie kann das denn meine jetzige Wohnung gewesen sein? Ich hatte mir doch noch nicht den Hals aufgeschlitzt, oder?«

»Dumm von mir. Okay. Weiter.«

»Es hat keinen Zweck, wenn du mir Fragen stellst, bevor ich da bin, wo die Antwort liegt. Das hier war, als ich gerade von der Straße runterkam. Ich hatte gemerkt, dass ich es nicht mehr packe, bin zur Stadt und hab denen erklärt, dass ich behindert bin und es wegen der Muskeldystrophie offenbar meiner Gesundheit schadet, wenn ich vier Monate am Stück auf der Straße liege.«

Die Stadt war verpflichtet, Stuart unterzubringen, und besorgte ihm ein Zimmer beim Krankenhaus gleich um die Ecke.

»Kayt und ich, wir hatten also keine sexuelle Beziehung, nur ab und zu ein Kuss und kuscheln, und es gab auch mal ein bisschen Streit, wenn ich sie nicht sehen wollte, weil das mein Kopf nicht ausgehalten hat, so verliebt war ich in sie. Dann hatten wir 'ne kleine Auseinandersetzung beim *Strawberry Fair* [ein Open-Air-Festival in Cambridge, das Stuart zu den Glanzlichtern des Jahres zählt], und ich sagte, ich würde nie mehr mit ihr reden und so, und dann hab ich mich hingesetzt und ihr geschrieben, dass es mir Leid tut. An dem fraglichen Abend kam ein Typ an, und mit dem ist sie abgezogen. Ich war in meiner Wohnung, und zu der Zeit dachte ich, ich hätte den Teufel in die Bude geholt, weil ich die Wände weinrot gestrichen hatte und dazu schwarz gestrichenes Holz hatte. Schwarz

wie die Schwärze, und Rot wie das Blut, die Farben des Teufels. Ich war so sehr davon überzeugt, dass ich Selbstgespräche darüber geführt hab. Mir ist also die Decke auf den Kopf gefallen da in dem Schwarz und Rot, da bin ich in die Kneipe und hab einer Freundin von ihr erzählt, wie verknallt ich bin, und da kommt sie rein und sagt: »Komm mit«, sagt sie, »komm mit«, also sind wir zu mir gegangen. Und bevor ich in die Kneipe bin, hatte ich eine Flasche Wodka gekauft und ein Viertel davon getrunken, eine Dreiviertel-Flasche war also noch da.«

Stuart und Kayt tranken den Wodka aus und nahmen Methadon und Schlaftabletten, »die bekam sie auf Rezept, das wusste ich. Ich hatte nur meine Boxershorts an, und wir lagen auf dem Bett.«

Am nächsten Morgen wurde Kayt nicht wach.

»Ich hatte den Wecker gestellt, aber als ich aufwachte, blinkte er wie wild, das heißt, der Strom war ausgefallen. Ich hab mir nichts weiter dabei gedacht. Ich gucke auf Kayt, wie sie schläft, und ich denk, na ja, sie ist fertig von dem schlauchigen Abend, und ich kuschel mich an sie und ratze wohl wieder ein. Irgendwann später, wie lange, weiß ich nicht, weil die Uhr ja gesponnen hat, bin ich aufgewacht und hab sie geschüttelt und hab sie nicht wachgekriegt. Ich hab sie geohrfeigt und hab sie nicht wachgekriegt. Ich hab sie gepackt, und es war, wie wenn du dir vorstellst, du hast eine Tote im Arm. Ich hab sie noch mal geohrfeigt, hab versucht, einen Puls zu finden, hab die Backe an ihren Mund gehalten, und als ich ihre Augenlider hochgezogen hab, waren die Augen ganz nach oben verdreht. Da bin ich einfach liegen geblieben und hab mich an sie gekuschelt. Ich weiß nicht, wie lange, eine Stunde, zwei Stunden, ich weiß nicht, wie lange. Dann fing sie an, einen richtig komischen Laut von sich zu geben, wie so hhhhhnnnn, hhhhhnnnn.« Stuart bleckt, als er den Laut nachmacht, die Zähne und strafft die Halsmuskeln.

Zum letzten Mal sah er Kayt, als am frühen Nachmittag der Rettungswagen kam. Der Sanitäter war allein, aber »sie war bestimmt wieder halb bei sich, denn immer, wenn er ihr den Mund aufklap-

pen wollte, weil sie Atemprobleme hatte, hat sie versucht, ihn in die Finger zu beißen«.

Im Krankenhaus ließen Kayts Eltern Stuart nicht zu ihr ins Zimmer. Sie sagten, wenn sie nur schon seine Stimme hörten, werde ihnen übel. »Ich wusste nicht, wie es ihr ging, aber alle haben mir verklickert, was passiert war – sie haben mich nicht *gefragt*, sie haben's mir *erzählt*, und was sie erzählt haben, war lauter Quatsch.

Ich hätte den Krankenwagen rufen sollen, als sie anfang, die komischen Stimmen zu machen, das ist mir jetzt klar. Hab ich aber nicht, ich hab meine Mutter angerufen und hab ihr erzählt, was passiert war, aber dann hatte ich kein Kleingeld mehr für den Apparat.«

Bald bekam Stuart anonyme Anrufe: Ein anscheinend Messer wetzender, Baseballschläger schwingender Mann hielt ihm mit gedämpfter, verzerrter Stimme vor, er habe sie absichtlich unter Drogen gesetzt, »um meine Schweinereien mit ihr abzuziehen. Und alles bloß, weil ihre Kleider in Unordnung waren. Eltern meinen doch immer, ihr Kind kann nichts Unrechtes tun. Überhaupt nicht drin, dass ihre Kinder regelrecht gebettelt oder mit einem Dealer gebumst haben, um an die Drogen zu kommen, mit denen sie vollgeknallt sind. Immer muss irgendein dreckiger Dritter Schuld sein.«

Zwei Wochen nach Beginn der anonymen Drohungen marschierte Stuart in die Kneipe, die Kayts Vater und ihre Brüder jeden Abend besuchten, schlug vor der gesamten Kundschaft ein leeres Bierglas entzwei und rief: »Wollt ihr mich alle machen, ja? Wollt ihr mich alle machen? Ich nehm euch die Scheiße ab!« Dann rammte er sich das, was von dem Halbliterglass übrig war, in den Hals.

So kam er zu seiner jetzigen Wohnung. Man konnte ihn nicht in seiner alten Wohnung am Krankenhaus lassen, sondern musste ihn »irgendwo unterbringen, wo es ruhig und sicher war, ganz am anderen Ende der Stadt«.

Stuart legt die Stirn in Falten und setzt eine konzentrierte Miene auf. »Gelogen hab ich. Ich hab Kayt doch noch mal gesehen. Und zwar vorige Woche. Und zwar auf der Straße.«

»Hast du mit ihr gesprochen?«

»Ja, aber da meint sie, sie war nicht Kayt. Sie war aus Devon, meint sie. Komischerweise hieß sie auch Kayt, und wenn sie nicht Kayt war, dann war sie, verflucht noch mal, ihre Zwillingsschwester – die gleichen Zähne, der gleiche Schulterschwung beim Gehen.«

»Hat sie dich denn erkannt oder nicht?«

»Sie hat mich von sich aus angesprochen, meinte aber, sie hätte mich noch nie gesehen.«

Mitunter übersteigt die Metaphysik der Straße jedes Verständnis.

17

»Man geht nicht leise. Ich war damals überhaupt nicht leise. Leise sein war nichts für mich. Dicke Lippe, freches Maul. Kennt man ja, kennt man ja.«

Komische Zeiten: Mit 15-21

Als Stuart zum ersten Mal obdachlos wurde, war er 15 und auf Klebstoff, nicht auf Heroin.

15 Jahre voller Pep. Die Straßen waren nicht direkt gemütlich, aber man war auch nicht ohne Freunde; als eine Art zweites Zuhause entsprachen sie seinem Temperament. Er wollte leben. Sein Hirn war noch nicht von Todesgedanken vernebelt.

»Wo hast du die erste Nacht verbracht?«

»Es gab keine erste Nacht.«

»Aber einmal musst du doch angefangen haben, auf der Straße statt zu Hause zu schlafen.«

»Wenn ich's dir doch sage, Alexander – nein. Ich bin immer wieder weggelaufen, seit ich elf war.«

Die erste Erinnerung der Halbschwester Karen an Stuart »war, dass ich im Bett lag, und unten haben sich alle gezankt. Auf einmal kommt Stuart in mein Zimmer gerannt, schwupp aufs Bett, und er hatte so ein altes silbernes Kofferradio in der Hand und wollte zum Fenster raus, wollte aus dem Fenster springen, und meine Mum kam und packte ihn von hinten, und sie haben sich in meinem Zimmer ein Kämpfchen geliefert.«

Wochenende, Schultage, Ferien, für Stuart war es einerlei. Er stellte sich auf sein Fensterbrett und sprang hinaus in den Garten. Auch wenn ihm die Beine unten im Blumenbeet wegnickten und

der Schmerz ihm in die Leiste fuhr, erholte er sich schnell. Entgegen den Voraussagen der Ärzte wurde Stuart Knickebein kräftiger. »Zeigen wollt ich's denen. Seit ich denken kann, war das für mich ein Krieg: ich gegen die Muskeldystrophie. Ich hab mich getriezt und getriezt. Ich wollte ihnen zeigen, dass ich Sieger bleibe. Rollstuhl kam für mich nicht in Frage! Sie konnten mich mal!«

Er klopfte sich den Dreck ab, stolperte so schnell, wie seine neuen Blessuren es zuließen, den Hang hinunter zur Hauptstraße, vorbei an der Klimaanlage auf der Rückseite des *Queens Arms*, den VG-Läden mit ihren blauen Reklameaufklebern für Billigobst und an dem stillen alten Friedhof von Midston.

Ich kann mir gut vorstellen, wie still es an diesen Abenden um Stuart war. Das in Schlaf gehüllte Dorf, Eulen gleiten zwischen den Eiben dahin, Dachse streifen über die Gräber. Dann Stuart, unterwegs in der Stille. Alle sind fort. Keine Bildungsexperten, keine Fachärzte, keine Schläger, keine Polizisten. Die Missbilligung seiner Mutter sitzt ihm im Nacken, fällt nach ein paar hundert Metern aber zurück. Stuart ist mit der Erde allein.

Meistens kam er nicht rechtzeitig zu den Autos, die durch den Ort fuhren. Ihre gelben Scheinwerfer strichen die Hügel entlang und rauschten dann irgendwie jedes Mal, kurz bevor er die Kreuzung erreichte, mit viel Lärm vorbei. Wütend lief er die Landstraße entlang zur A10, wo die Nachtarbeiter mit ihren Vans vorbeiratterten: ein kurzgeschorener, schandmäuliger kleiner Krüppel.

Eine halbe Stunde später, und er kletterte auf einen Beifahrersitz.

»Wo willst du hin, Junge?«

»Egal. Ich fahr mit, wohin Sie wollen.«

Oder:

»Steig ein, ich fahr nach Royston, nützt dir das was?«

»Ich würd bis China mitfahren, Mann. Harn Sie 'ne Fluppe?«

Daheim in Midston schlief Gawy, der ältere Bruder, der mit Stuart das Zimmer teilte, weiter. Judith, seine Mutter, war im Reich der Träume. Die kleine Schwester Karen und der Jüngste, Marcus, schlummerten im Kinderzimmer. Stuarts Stiefvater Paul, der als

Achsen- und Traversenschweißer in einer lärmenden Autofabrik arbeitete, war in der Nachtschicht. Er würde am Morgen auf leisen Sohlen nach Hause kommen.

Das Telefon riss Judith aus dem Schlaf. Bevor sie wusste, wie ihr geschah, saß sie schon aufrecht im Bett und hatte die Adresse der Polizeistation notiert, wo sie Stuart, der auf den Straßen Rabatz gemacht hatte, abholen konnte. Die Kleinen wurden Gawy anvertraut, besonders die schwierige Tochter (da wuchs noch so ein Dorffruchtchen heran – zum Glück wusste Gawy mit ihr umzugehen; wenn sie in *seiner* Obhut war, kamen nie Klagen). Dann eilte Judith hinaus in die Nacht und ging den Nachbarn mit ihrem Wagen auf die Nerven, der keuchte und keuchte und keuchte und einfach nicht ansprang.

Nicht, dass es immer eine Polizeiwache war, wo sie Stuart abholen musste. Es konnte auch ein Fremdet sein, mit dem er sich angefreundet hatte, oder Judiths Mutter auf der anderen Seite von Cambridge. Oft merkte Judith auch, bevor sie ins Bett ging, dass er verschwunden war. Wenn Paul konnte, kam er dann von der Arbeit nach Hause, und sie suchten die Straßen nach Stuart ab, manchmal über zwei Stunden lang, aber »man konnte noch so suchen, man fand ihn nicht«.

Judith seufzt und schüttelt den Kopf. »Ich hab mich immer total über die Leute gewundert, denn Stuart war doch ein richtiger kleiner Dreckfink. Dass sie den alle mitnahmen. Was so ein Junge um die Zeit da draußen macht, wollte keiner wissen, aber sie haben ihn mitten in der Nacht mitgenommen.«

Heute ist Judith voller Falten, lacht gern ihr Raucherlachen und hat immer eine Zigarette in der rechten Hand. »Bevor er anfang auszureißen, hat er sich oft über Sachen geärgert, aber das lag an der Muskeldystrophie. Die Jungs spielten Fußball. Wenn er ausholte, um den Ball zu treten, fiel er jedes Mal um. Und wenn sie die Straße raufannten, konnte Stuart nicht mit ihnen Schritt halten, dann war er böse mit sich. Aber er war so ein fürsorglicher Junge.«

Der Polizei konnte sie es auch nicht erklären, wenn sie wieder

einmal am Schalter stand, um ihren Sohn in Empfang zu nehmen. »Es ist passiert, als er elf war. Immer ein so fürsorglicher Junge, und auf einmal wurde aus dem lieben Jungen, der immer so aufmerksam war, ein kleines Ungeheuer. Unglaublich, die Verwandlung in das kleine Ungeheuer. Eine ganz unglaubliche Veränderung!«

Stuarts liebste Penne, wenn es ihm gelang, der Polizei aus dem Weg zu gehen, war ein besetztes Haus, eine Reihe abbruchreifer Häuser an der Bahnlinie. »Die Punks haben mir gesagt, wo es ist, obwohl ich selber damals ein Skinhead gewesen bin.« Es war 1984. Das Jahr, in dem die Libyer die Polizeibeamtin Yvonne Fletcher erschossen. In den Altersheimen gab es noch Viktorianer.

Die oberste Decke in Stuarts Penne war mit einem Gerüst abgestützt. In den unteren Stockwerken gab es keine Fußböden, keine Geländer; die Türen und Türrahmen waren herausgerissen, »weil, wenn wir was zum Feuern brauchten und in Laune waren, haben wir die Kohle an der Bahn geklaut, sonst haben wir einfach irgendwelches Holz aus der Hütte verbrannt. Es stank nach Pisse und Scheiße, weil die ganzen Klos und Waschbecken verstopft waren.« Dann kam eines Tages »die Polizei und hat die Eingänge mit Hartfaserplatten vernagelt«. Jemand versuchte zwar, die Häuser wieder zugänglich zu machen, »hat die Platten rausgerissen und die Steine aus den Wänden gehauen, aber da lief nix mehr«.

Ein andermal »war ich in einem besetzten Haus, das zur Uni gehörte, und die Studenten hatten ihren ganzen Kram da drin, weil Sommerpause war. Alle paar Tage kam wie bestellt um sechs Uhr früh die Polizei und hat nach Flüchtigen und nach Ausreißern gesucht. Und wenn man sich nicht auskannte, ist man im mittleren Stock durch die Treppe gekracht. Wir hatten da schwere Fallen angelegt, versteckte Löcher in den Stufen. Auch in dem Haus an der Bahnlinie hatten wir oben eine Tür ganz gelassen, und wenn dann alle da waren und jemand hatte was von einem Raubzug mitgebracht, haben wir einfach einen schweren Balken zwischen Wand

und Tür geklemmt, und die Bullen kriegten die Tür nicht mehr auf. War ein schönes Stück Arbeit, die Tür aufzukriegeln.«

»Wie lange hast du in dem Fallenhaus gewohnt?«

»Also, mit so einer Frage kann jemand wie ich ehrlich nichts anfangen. Das ist für dich wahrscheinlich schwer zu verstehen. Du bist mit Ordnung groß geworden, deshalb willst du überall Ordnung reinbringen. Wogegen für mich alles Geordnete falsch war. Damit hatte ich nichts am Hut. Mein Leben ist so kompliziert, dass ich eigentlich kaum zusammenkriege, was in der Zeit gelaufen ist, geschweige denn, in welcher Reihenfolge.«

»Aber so was wie ein Zeitgefühl hattest du doch bestimmt?«

»Nee. Manche Minuten waren lang, andere kurz. Das weiß ich. Manchmal war ich im Park, manchmal nicht. Manchmal war ich eingesperrt, manchmal nicht. Das können Wochen und Monate gewesen sein, und ich weiß nichts mehr davon. Die einzige Konstante war, ich hatte einen Hass auf die Bullen. Ein Geplänkel mit der Polizei ging mir über alles. Knast schieben konnte ich nicht ausstehen, aber die Polizei konnte ich auch nicht ausstehen. Komische Zeiten, was?«

Stuart zieht seinen Kalender aus der Jackentasche, legt ihn sich aufs Knie und beißt sich vor Konzentration auf die Zunge, während er schreibt. Das ganze Gerede von Haft und Polizei hat ihn daran erinnert, dass er seine Abgeordnete sprechen wollte.

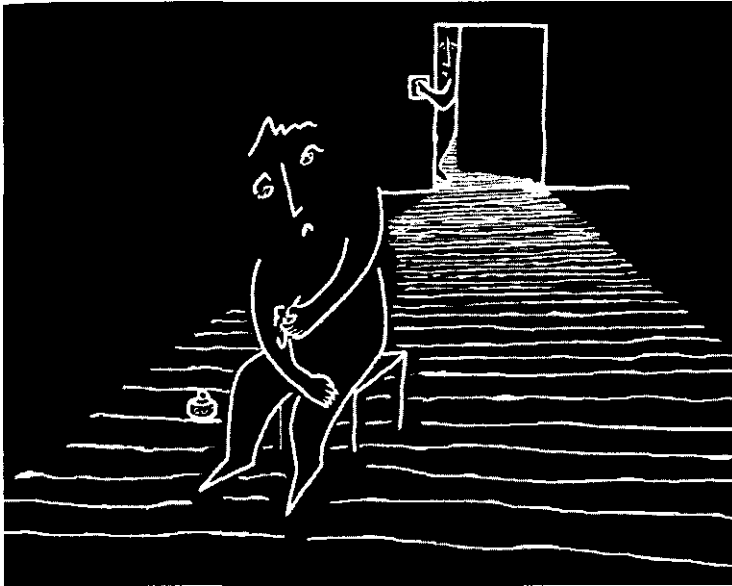
Tagsüber lief der fünfzehnjährige Stuart durch die Straßen, knallte sich den Kopf zu und verdöste die sonnigen Nachmittage im Park. Stuart war Klebstoffschnüffler – so süchtig danach, wie man es nur sein kann, ohne den Rest des Lebens auszulassen und sich direkt an den Grabstein zu leimen. Er hatte ständig Kopfschmerzen, seine Lunge war angegriffen. »Ich hab achtzehn Stunden am Tag gesniff. Drei Dosen Leim am Tag. Ich war nah am Tod.«

»Kennst du jemanden, der daran gestorben ist?«, frage ich, etwas erschrocken über meine Direktheit.

»Typ namens Nutty Norman. Er hatte sich das Gesicht tätowiert. Das war mit sein Problem, den haben alle angeglotzt. Nach meiner Erfahrung landen alle, die sich das Gesicht tätowieren lassen, in der Klapsmühle oder kommen schwer ins Schleudern. Im Knast zum Beispiel gibt's Typen mit Hakenkreuzen auf Stirn oder Backe, die haben in einer Tour Zoff mit den Schwarzen. Ich kenne einen, der hat sich beide Backen tätowieren lassen und die Stirn, quer rüber, mit einem Tränenmuster, und er ist paranoid bis zum Gehtnichtmehr. 99,9 Prozent von allen Tätowierern rühren das Gesicht nicht an, aber einer macht's doch immer. Nutty Norman hat sich mit zwanzig Jahren im Klebstoffrausch erhängt.«

Die meisten Tätowierungen Stuarts (auch das FUCK) sind in dieser Zeit mit Hilfe einer Nadel entstanden. »Wickelst du ein bisschen in Tusche getränkte Watte drum und stichst sie dir rein.« Die fünf Punkte über den Fingerknöcheln, angeordnet wie auf einem Würfel, stehen für die fünf F im Umgang mit Frauen: Finden, Folgen, Fummeln, Ficken, Fortjagen. Das Tattoo, das ich bei unserem ersten Zusammentreffen vor zwei Jahren für ein Hakenkreuz gehalten hatte, ist ein normales Kreuz mit einem Muster drum herum. Der Heilige – ein Strichmännchen mit Heiligenschein überm Kopf – ist ein beliebtes Motiv der Selbsttätowierer. Bei Stuarts Heiligem fehlt leider der Kopf. »Ich weiß nicht, warum. Ich nehme an, ich war durcheinander oder bin erwischt worden oder so«, sagt er und betrachtet das traurige Bild auf dem linken Oberarmmuskel. »Eher erwischt«, schließt er. »Ham wohl die Tusche beschlagnahmt.«

Ein anderer Bekannter Stuarts starb am Tippex-Schnüffeln. »Hat ihm die Lunge verstopft, und er ist gestorben. Man schüttet sich Tippex auf den Ärmel, hält den Mund drüber und atmet es ein. In seiner Lunge wurden Spuren von Tippex gefunden. Vierzehn, fünfzehn Jahre war er alt. Er sollte für seine Alten Tee kaufen und ist nicht mehr nach Hause gekommen. Ich hab fünf Freunde durch Klebstoff-, Aerosol- und Tippex-Schnüffeln verloren, und jedes Mal, wenn ich geschnüffelt hab, hab ich gehofft, jetzt bin ich dran. Ich weiß nicht, wie ich das all die Jahre lebend überstanden hab.«



Jeden Winter bekommt Stuart eine leichte Bronchitis im linken Lungenflügel, der durch Lösungsmittel geschädigt ist; sein schlechtes Gedächtnis führt er zum Teil auf das Schnüffeln zurück; die schwarzen Nebel, seine Wutausbrüche, seine Messerliebe und seine Gewaltdelikte könnten bis zu einem gewissen Grad mit einer Hirnschädigung durch Toluol zusammenhängen, dem flüchtigen Stoff, der den Rausch bewirkt.

»Mein Favorit ist Fix-a-fix, das gibt's in einer leuchtend rot-grünen Dose, wenn ich mich richtig erinnere. Es ist wie eine Paste. Timebond ist auch eine Paste, aber Timebond schmeckt uuuäh! Evostick, rote Dose, davon kriegst du hinterher einen richtig schweren Schädel, wogegen Fix-a-fix sehr verträglich ist.«

Stuart hat auch Feuerzeuggas ausprobiert, »aber das war nichts für mich. Manche Fahrradreifenkleber sind nicht schlecht«, sinniert er.

Fast jeder Haushaltsartikel, der Lösungsmittel enthält, lässt sich verwenden: Nagellack, Stofffarbe, Trockenreinigungsmittel, Ent-

froster, Haarfestiger, Autolack, Aerosol-Schmerzmittel. Manche Leute sprühen Feuerzeuggas in Bier oder Coca-Cola; andere atmen die Dämpfe von benzin- und ölgetränkten Lappen ein (besonders beliebt bei australischen Ureinwohnern). Recherchen zufolge ist der typische Klebstoffschnüffler ein interesseloser, wenig motivierter männlicher Jugendlicher der Unterschicht, dessen Vater früh gestorben ist oder die Familie früh verlassen hat, ein von seinen Altersgenossen ausgeschlossener oder abgelehnter Heranwachsender von kleiner Statur – also Stuart aufs Haar.

Stuart erinnert sich nicht genau, wann er zu schnüffeln angefangen hat. »Es ist Glückssache, wenn man sich an Klebstoffräusche erinnert. Normalerweise bleiben nur die hängen, wo man festgenommen worden ist.« Doch als er erst einmal fünfzehn war, hat er seine ganze Schläue und fast seine ganze Freizeit auf die Suche nach guten Plätzen zum Sniffen verwendet. In einem verlassenen Haus, »total baufällig«, hatte er die Halluzination, »von lauter Kameras« umgeben zu sein, »auf einem Filmset. Draußen schoss das Gras hoch, und ich dachte, das ist ein Airbag. Ich bin ans Fenster gerannt, rausgesprungen und mit dem Rücken in den Brombeeren gelandet, auf einem Haufen Steine, und da lag ich die ganze Nacht. Ich konnte mich nicht rühren, das Kreuz war kaputt, erst am nächsten Morgen kam ich weg.«

Ein andermal schlich er sich auf einen Friedhof, »in der Hoffnung, zu sehen, wie die Geister aus ihren Gräbern kommen«.

»Wenn du in den Wald gehst und Klebstoff schnüffelst, verneigen sich die Bäume und schütteln dir die Hand. Du siehst Bäume, die Münder haben. Es ist irre. Wenn du malen könntest, was du siehst, wenn du im Wald Kleber schnüffelst wie ich und auf dem Trip bist, bekämst du Wahnsinnsbilder. Mit halluzinogenen Drogen war ich im Spielzeugland, auch mal Stuntman in einem Film und hab mich mit Pflanzen unterhalten. Hast du mal LSD genommen?«

»Nein.« Stuart, bitte!

»Steil dir vor, du nimmst zehn LSD-Trips auf einmal, das würde dir wahrscheinlich auf zehn Jahre das Hirn versauen, aber du

bekämst noch nicht ein Zehntel von der halluzinogenen Wirkung, die der Kleber bringt.«

Lampenlicht war immer gut, wegen der Bilder, die es während eines Trips hervorrief.

Ein Mädchen musste ins Krankenhaus gebracht werden, nachdem sie gemütlich über eine Straße spaziert und vor einen Lastwagen gelaufen war. »Die Polizei lügt«, verwahrte sie sich. »Ich war überhaupt nicht in der Nähe der Autobahn oder einer befahrenen Straße. Ich war für mich allein und hab was gesniffelt und dann auf der Wiese ein paar schöne gelbe und rosa Blumen gepflückt, da kommt auf einmal dieser Scheißlaster über die Wiese direkt auf mich zu.«* Und ein Junge wurde festgenommen, weil er sich auf einer sechsspurigen Fahrbahn durch den Verkehr schlängelte – er hatte die Wagenscheinwerfer für die Pierbeleuchtung in Blackpool gehalten. Abhängige berichten oft, dass Klebstoff hilft, Verlustgefühle zu überwinden: Er bringt ihnen das Kindermädchen oder die tote/durchgebrannte /inhaftierte Mutter zurück.

Klebstoffschnüffler haben etwas liebenswert Unschuldiges an sich, das Stuart ab und an noch wiedereinzufangen versucht (er gibt zu, dass er zweimal geschnüffelt hat, seit wir uns kennen). Unflätige Herumlungerer mit Nasenringen und HASS auf den Fingerknöcheln schnüffeln, um davon zu träumen, wie sie ans Meer fahren und nett zu ihrer Mum sind.

Selbst dem Muster, nach dem es Klebstoffschnüffler mit der Polizei zu tun bekommen, haftet etwas Naives an. Einem frühen Bericht im *Lancet* zufolge geht die Zahl der Vorfälle um die Essenszeiten stets zurück – dann legen die Kinder ihre Lösungsmittel weg und laufen heim, um Tee zu trinken.

»Die Hauptsache ist, man bleibt in Bewegung«, empfiehlt Stuart. »Wenn man es die ganze Zeit macht und zu oft am selben Ort ist, können sich die Trips wiederholen und langweilig werden,

* Denis O'Connor, *Glue Sniffing and Volatile Substance Abuse: case studies of children and young adults*, Aldershot, Gower, 1984

deshalb wechselt man den Ort. Alles geht. Bäume, Abrisshäuser, sogar die Stadtmitte.«

»Was passiert in der Stadtmitte?«

»Normalerweise wird man verhaftet.«

Ein sehr guter Kumpel von Stuart, Eden, gab alles auf, um Muslim zu werden.

PUNK DANKT AB UND GEHT ZUR ARMEE DER MULLAS

Punkrocker Eden Fernandez hat seine Liebe zu den Sex Pistols gegen eine Kalaschnikow und ein Leben in ständiger Gefahr als fanatischer muslimischer Guerillakämpfer getauscht.

Der 23-jährige Raubauz, der früher hauptsächlich Klebstoff geschnüffelt und die Straßen [auf der Suche] nach Bandenkämpfen durchstreift hat, wurde erstaunlicherweise in die Bruderschaft der Mudschaheddin-Rebellen aufgenommen, die im fernen Afghanistan gegen das kommunistische Regime kämpfen. Die harten Männer der Berge trauten kaum ihren Augen...

BEUNRUHIGT

Edens Mutter Janice, die noch in St. Ives wohnt, ist ebenfalls stolz auf ihn. »Ich freue mich, dass er endlich etwas gefunden hat, an das er wirklich glaubt«, sagt sie. »Natürlich beunruhigt es mich sehr, dass er in einem Krieg kämpft, aber zumindest weiß ich, dass er in seinem neuen Leben glücklich ist. Wäre er in England geblieben, weiß ich nicht, was aus ihm geworden wäre. Er

war immer sehr gutmütig, hat allerdings auch Raufereien nicht gescheut, und er hat viel zu viel getrunken.

Er war wie ein Fisch auf dem Trockenen ... Ich werde ihm eine Woldecke schicken und dafür beten, dass er den Winter übersteht.«

Dieser Artikel erschien im Dezember 1989 in der Zeitschrift *Sunday People*, gerade als Stuart die Gefängnisstrafe wegen der Geiselnahme seines Sohnes antrat.* Stuart sieht sich das beigefügte Foto von Eden auf einem Berggipfel genau an. »Hatte ich's doch richtig in Erinnerung. Da sieht man noch was von dem einen Tattoo an seinem Hals.«

»Was heißt das?«

»TERMINATOR.«

Das zweite Foto zeigt Eden mit angelegtem Gewehr. »Auf der Stirn hat er auch was stehen, bloß haben sie das auf dem Foto verwischt«, sagt Stuart.

»Was hat er da stehen?«

»FUN.«

Auf der Suche nach neuen Möglichkeiten, Stuarts Gedächtnis anzustoßen, greife ich zu seinem Vorstrafenregister – der Auflistung früherer Straftaten, die jeder Richter zu sehen bekommt, ehe er ein Urteil fällt.

DIESER AUSDRUCK IST NUR FÜR DAS GERICHT, DIE VERTEIDIGUNG UND DIE BEWÄHRUNGSHILFE BESTIMMT UND DARF DRITTEN NICHT ZUGÄNGLICH GEMACHT WERDEN

steht oben auf dem Titelblatt.

* Fiona Wynton in *The People Magazine* vom 3. Dezember 1989

»Das ist ein bisschen dünn«, meint Stuart enttäuscht. »Geht nur bis 98. Seitdem sind noch einige Seiten dazugekommen.«

Die Strafen fallen zunächst mild aus und steigern sich dann über die Monate.

Mit 15 wurde er elfmal festgenommen. Ein Jahr Bewährung und £ 20 Bußgeld für sein erstes Vergehen, einen Fall von schwerer Sachbeschädigung. Stuart äußert sich etwas verschwommen dazu: »Werd ich mit Schuleigentum um mich geschmissen haben oder so. Wenn du sagst, ›das erste Mal festgenommen‹, musst du bedenken, dass ich allein in dem Jahr sechsdachtzig- oder neunundachtzigmal ausgerissen bin, und genauso oft war ich auf dem Revier. Frag nicht, wann ich das erste Mal verhaftet worden bin. Wie soll ich das noch wissen?«

Ein Monat später: 48 Stunden Freizeitarrrest wegen vier weiterer Fälle von schwerer Sachbeschädigung. »In dem Alter war ich naiv. Ich hab's zugegeben.« Er und ein anderer Junge hatten mit einem Pflasterstein ein Schaufenster eingeworfen und eine kleine Flasche Gin, eine Schachtel Zigaretten und ein Päckchen Tabak mitgehen lassen. »Saublöd eigentlich. Den Gin haben wir uns schön geteilt.« Sie torkelten durch die Stadt und demolierten eine Telefonzelle. »Was haben wir sonst noch getrunken? Ich weiß nicht. Vielleicht haben wir Coke gekauft. Was man zu Gin so trinkt. Ehrlich gesagt, ich hab seitdem keinen Gin mehr angerührt.«

Kurz darauf stahl er eine Dose Klebstoff in einem Heimwerkermarkt. »Da war ich vorher schon mal gewesen und hatte eine Dose Kleber kaufen wollen, und sie hatten sie mir nicht gegeben, also bin ich noch mal rein, hab mir die Dose gekrallt und wollte abhauen, aber sie haben mich geschnappt.« Einer der jungen Verkäufer fing an, Stuart herumzustoßen, weil er immer wieder zum Ausgang zu kommen versuchte, also schlug Stuart zurück, der Ellbogen des Jungen krachte in die Scheibe »und dann kam es zur Rauferei in dem Laden, Farbeimer, Scherben und Schutt ... das war die schwere Sachbeschädigung«.

Die Geschichte verwirrte mich. »Damit ich das richtig ver-

stehe«, sagte ich, » du bist noch mal in den Laden gegangen, wo man dich nicht bedient hatte und daher wusste, dass man dich im Auge behalten muss, wenn du wiederkommst, du hast genau das Teil gestohlen, wegen dem du Argwohn erregt hattest, und hast dann versucht, damit abzuhaufen?«

»Ja.«

Ich kenne das Geschäft, von dem er spricht. Davor ist ein großer Parkplatz, den man überqueren muss, um zur Straße zu kommen. Es war einfach irrsinnig, wenn jemand wie Stuart (der seine erste Schule verlassen musste, weil sie zu viele Treppen hatte) meinte, er könnte dort einer Schar kräftiger Verkäufer, angerührt von einem erbosten jungen Filialleiter, davonlaufen.

»Warum hast du das gemacht? Was hast du dir dabei gedacht?«

»Ich weiß nicht. Wie gesagt – ich war ausgerastet.«

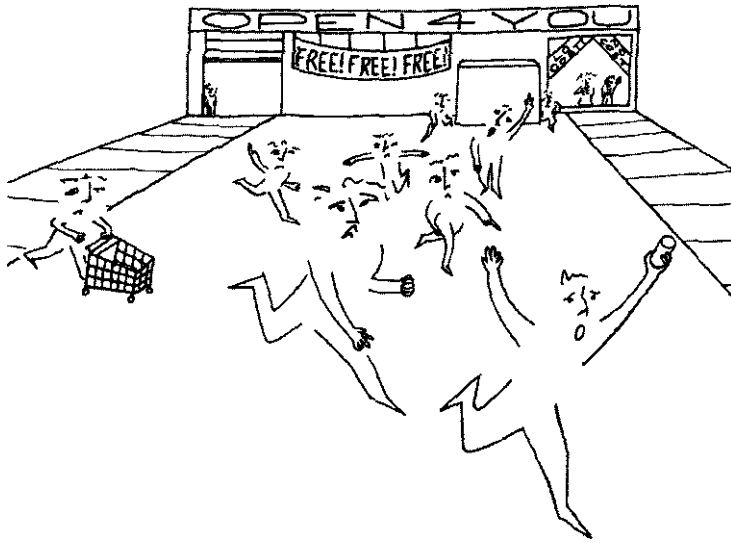
Sehr viele Geschichten Stuarts zeigen diese merkwürdige Seite an ihm: grimmige Entschlossenheit, sich nur an nichts hindern lassen. Manchmal erscheint das als Charakterstärke, manchmal nur als blöde Uneinsichtigkeit. Er macht einfach weiter, bis rohe Gewalt oder Erschöpfung ihm Einhalt gebieten.

Abends nahm Stuart an Bandenkämpfen teil. Zeitweise war er ein Nazi-Skinhead, »dachte ich jedenfalls. Nur so ein halbes Jahr. Ich war auch Ska-Skinhead, ich war Mod, ich war Punk. Ich war ein Oiboy. Ich war nichts.«

»Was heißt nichts?«

»Die Musik hat mich nie richtig interessiert. Es waren der Lebensstil und die Klamotten, ja – ›Leckt mich, ihr könnt mich‹. Ich hab nie richtig kapiert, was es heißt, Punk zu sein, und ich hab nie kapiert, was ein National-Front-Skinhead eigentlich ist. So ging's vielen von uns. Ich hab einen National-Front-Skinhead namens Laurence gekannt. Und der war schwarz! Sieben Pakis haben ihn erstochen!«

»Und du – warst du Rassist?«



»Warum hast du das gemacht? Was hast du dir dabei gedacht?«

»Klar, ich war ein rassistisches Arschloch«, gibt Stuart zu und denkt dann kurz nach. »Nein, das stimmt eigentlich nicht, denn in den Besserungsanstalten waren immer verschiedene Nationalitäten. Ich bin nicht mit allen klargekommen, aber wenn ich einen beschimpft hab, dann hab ich nicht du schwarzes Arschloch zu ihm gesagt, weil er schwarz war, sondern weil wir über Kreuz waren. Und ich hab's ihm auch nicht immer auf den Kopf zu gesagt, dafür war das nicht die richtige Umgebung.«

Im Gefängnis hat er Toleranz gelernt. »Wenn du in den Bau gehst, kommst du mit allen möglichen Nationalitäten zusammen, und du kriegst mit, dass es überall Gute und Schlechte gibt. Ich finde, dass Wort Rassismus wird zu gern gebraucht. Zu oft gebraucht, wenn gar kein Rassismus im Spiel ist – wenn jemand einfach ein furchtbarer Arsch ist und man sagt, dass man ihn nicht leiden kann.«

Stuart sehnt sich nach dieser ersten Zeit auf der Straße zurück. Sie hatte eine Individualität, von der er meint, dass die Jugend heute

sie nicht mehr kennt. »Mitte der achtziger Jahre ging es noch richtig groß gegen das Establishment, und jeder hatte seine eigene Identität«, erklärt er im Ton eines Mannes, der erzählt, dass *er* als Bub fünf Kilometer zu Fuß zur Schule gehen musste, seine Eltern geachtet und dafür oft genug noch den Hintern versohlt bekommen hat, ohne dass es ihm geschadet habe. »Es gab Rocker, Casuals, Punks, Mods, drei Sorten Skinheads: Ska-Skinheads, wie schon gesagt, rechte Skinheads, Scooter-Skinheads; es gab Hell's Angels. Es gab die sogenannten Schicki-Punks. Immer saubere Punk-Kluft. Sie sahen nie dreckig aus.

Wenn du heute ein Foto von einer Oberstufenklasse hast«, schließt er sentimental, »kannst du froh sein, wenn zwei dabei sind, die nicht ganz genau so aussehen wie der Rest. Aber damals war nicht alles so langweilig und materialistisch wie heute.«

»Dann habt ihr euch getroffen und euch erbarmungslos verprügelt?«

»Ja.«

Sie trafen sich im Einkaufszentrum. Skinheads und Punks von vorn, die Mods von der Seite und die Casuals mit ihren Pringle-Pull-overn von hinten. Sie kamen mit Messern und Ziegelsteinen, abgeschlagenen Flaschen, Schlagringen und nagelbewehrten Keulen.

»Warte mal«, werfe ich ein. »Wieso seid ihr bei dieser Bewaffnung nicht alle tot?«

Stuart Antwort kommt direkt vom Schlachtfeld.

»Wenn du eine richtige Gruppe hast, wenn ihr zu zehnt kämpft, dann fliegen die Leute nach links, nach rechts und durch die Mitte, es geht rund, und es ist eng. Der mit der Waffe steht meistens vorne, und auf den stürzen sich alle, zu mehr als einem Schlag kommt er nicht. Die hinter ihm, die tun einem weh. Die bewaffneten Typen an der Spitze sind die Dummen, und sie werden normalerweise überrannt.«

»Wie im Mittelalter in der Schlacht die Bogenschützen?«

»Ja, wie unter Einrich dem Fünften«, erwidert Stuart und verblüfft mich mit seiner aufblitzenden Fernseh-Geschichtskennntnis.

»Eh man sichs versieht, sind dann die Bullen da. So ein Gruppenkampf, verstehst du, muss sich erst mal aufschaukeln. Das geht nicht von Null auf Hundert. Da wird ordentlich gebrüllt. Außenstehende kriegen's mit und rufen die Polizei. Kommt es erst mal in die Gänge, ist es fast schon wieder rum. Und wenn es aussieht, als würden welche ernstlich verletzt, ruft meistens einer ›Polizei!‹, und alles rennt in verschiedene Richtungen davon. Es kommt vor, dass du inner Seitenstraße einen triffst, mit dem du dich geprügelst hast, und dann fliegen die Fäuste, oder du ziehst ihm eine Flasche oder einen Mülleimerdeckel über den Kopf, bevor du weiterrennst. Schon komisch – das Wegrennen macht viel von der Aufregung bei diesen Kämpfen aus. Natürlich hab ich auch schon eine Flasche über den Kopf gekriegt, aber das war Mann gegen Mann, nicht in Bandenkämpfen. Im Gruppenkampf bin ich nie so schwer verletzt worden, wie wenn's eins zu eins oder zwei gegen einen ging. Gestochen worden bin ich auch schon. Und zweimal hab ich einen Ziegelstein über den Kopf gekriegt. Das erste Mal musste ich viermal genaht werden. Ich hab mit so einem alten Kumpel Klebstoff gesniff, und er hat mir eins über den Schädel gegeben, und der Stein ist durchgekracht.«

Bei der zweiten fröhlichen Steinhauerei »hab ich mit einem Typ gekämpft, der mich ziemlich massakriert hat. Mund, Nase und Auge waren kaputt, und weil ich nicht unten geblieben bin, hat er einen Ziegelstein genommen und ihn mir an den Schädel geworfen. Schwere Platzwunde. Dann hat er sich umgedreht und wollte weg, und ich hab ihm meine Rübe in den Hinterkopf gerammt. Denn ich hör nie auf. Wenn ich mal dran bin, mach ich auch weiter. Das gehört mit zu meiner Schlechtigkeit, dass meine gute Seite völlig untergeht und ich nicht aufhören kann.«

Ich bemerke, dass es ein anstrengendes Leben gewesen sein muss, immer auf der Hut zu sein und darauf zu warten, dass man von Mods oder Casuals angegriffen wird.

»Das ist ja gerade das Irre. Wir kannten uns alle. Ein dicker Kumpel von mir, ein Punk-Skinhead, ist von vier Casuals, die wir

kannten, abgeklatscht worden. Es war ausgemacht, dass es am Sonntagabend eine große Keilerei gibt, und wir kamen hin, und die Casuals in der ersten Reihe waren alles Leute, die wir kannten. Der Kumpel, der von den vier anderen krankenhaushausreif geschlagen worden ist, hat sich die rausgepickt, die er wollte, und sie einzeln bearbeitet. Die Leute hatten Holzstücke mit Nägeln und Ziegelsteine und gingen unheimlich zur Sache, dabei kannten wir uns alle.«

»Ihr wolltet es nicht?«

»Wozu das Ganze? Was bringt's, wenn man sich vermöbelt, und paar Tage später sieht man sich vielleicht im Jugendknast wieder?«

Nach einer Schlägerei schlich er hinter den Straßenlaternen zurück zu den Abbruchhäusern am Bahndamm, rannte, noch mit Blut und Speichel beschmutzt und nach Klebstoff stinkend, die Treppe hinauf und schief auf dem blanken Fußboden ein. Die Züge nach Ely und Birmingham brummten vorbei. Das Treppenhaus war in Urin getränkt.

»Ach, es war grässlich da, nicht schön, es war ein Gesundheitsrisiko.«

»Hast du auch mal draußen geschlafen, auf Bänken?«

»Ja, und ich sag dir ehrlich, ich schlaf nie wieder auf einer Parkbank, denn wenn die aus den Nachtclubs kommen, kann's wirklich heftig werden. Mich haben sie vertrimmt.«

Nachbarn, die mit dem Bus von Cambridge zurück nach Midston kamen, erzählten Stuarts Mutter, wie sie ihn gesehen hatten. »Sie müssen dem Jungen den Kopf zurechtsetzen«, hieß es dann, obwohl er im großen Ganzen bei den älteren, nicht so strengen Erwachsenen im Dorf noch beliebt war, weil er ihnen den Müll raus-trug oder ein bisschen im Garten half, wenn er da war. Einer oder zwei meinten, Judith solle sich von ihm lossagen, worauf sie erwiderte: »Wie soll man sich vom eigenen Kind lossagen? Er ist mein Fleisch und Blut. Er ist mein Sohn. Ich wünschte bloß, ich könnte mehr für ihn tun.«

Mir erzählt sie, dass sie oft zu Stuart gesagt hat: »Ich wünschte manchmal, ich könnte dich auf den Kopf stellen, das ganze

Schlechte aus dir rausschütteln und dich richtig wieder hinstellen.«

Damals eroberte Stuart, immer schon ein Frauentyp, das Herz von Sophie, die bald die Mutter des kleinen Jujo werden sollte. Sie war Nachtdienstleiterin in einem Obdachlosenwohnheim.

Er hatte zu der Zeit ein Zimmer dort. Sie lud ihn in die Kneipe auf der anderen Straßenseite ein, um, wie sie sagte, ihren Geburtstag mit ihm zu feiern, und nahm ihn einige Stunden später im Licht der Straßenlaternen mit in den Personalraum des Heims.

»Ich war sechzehn! Ich dachte, ich bin der Größte! Grad mal sechzehn war ich, und sie war vierundzwanzig!«

Wer mit »Klienten« schläft, wie Obdachlosenheime ihre Kundschaft gern nennen, kann deswegen entlassen werden. Immer höflich gegenüber dem schönen Geschlecht, schnürte Stuart am nächsten Morgen also sein Bündel und zog wieder auf die Straße.

Die beiden trafen sich, so oft es ging. An Sophies freien Abenden manchmal in ihrer kleinen Wohnung. Wenn die beiden anderen Nachtdienstler im Heim nicht hinsahen, verschwanden sie in einem der Zimmer.

Stuarts Mutter war nicht begeistert.

Stuarts Mutter fand, Sophie sei eine dreckige Perverse.

Doch innerhalb eines Monats gewann Judith sie lieb. Mochte ihre Schwäche für Jungs auch etwas ungewöhnlich sein, so war sie doch tüchtig, großzügig und wusste, was sie wollte. Bis zum heutigen Tag hat sie trotz allem, was passiert ist, noch nie den Geburtstag von Stuarts Mutter und seiner Schwester vergessen.

Das heißt nicht, dass von Anfang an alles in Butter war. Es gab Hinweise darauf, wie die Zukunft aussehen könnte. Einmal, an einem Wochenende im Sommer 1984, fuhr Stuart seinen Vater Rex in Portsmouth besuchen. Er unterhielt sich im Wohnschlafzimmer des Vaters mit dessen neuester Freundin, als Rex aus der Kneipe zurückkam, die Wohnungstür zuknallte und die Frau ins Gesicht

schlug. Erboost ging Stuart auf seinen Vater los. »Hab alles zu Kleinholz gemacht. Dann ging er mir an die Gurgel, da hab ich seinen Fernseher zertrümmert, sein Video, wie ein Berserker, dann bin ich raus und habe seine Autos zerdeppert.« Am Nachmittag darauf traf Stuart sich mit Sophie in Cambridge. Wegen seines Katzenjammers beschlossen sie, sich zu betrinken, kauften eine Vierliterflasche Cider und eine Flasche Wein und gingen nach Grantchester Meadows hinunter, wo sie sich am Ufer des Cam zwischen die Weiden und die Nesseln setzten. Aber es war wie so oft bei Stuart: Wenn eine Sache schiefgeht, zieht sie andere Patzer und Pannen nach sich.

Er geriet in Rage. Sie stritten sich. Während sie sich anschrien, stakten ein paar Studenten in einem Boot vorbei, mit Strohhüten und Sektgläsern, und machten sich über ihre Aussprache lustig. Stuart sprang mit seinen hochgeschnürten Doc-Martens-Tretern in den Fluss und wollte durch den Schlamm und das Wasser hinter ihnen her. Worauf alle, auch Sophie, in Gelächter ausbrachen.

Stuart fuhr herum, packte Sophie und schleuderte sie in den Fluss.

Sophie ging unter, und das aufspritzende Wasser verschmutzte die weißen Sonntagshemden der Studenten. Dann tauchte sie prustend wieder auf und rief entgeistert: »Du bist genau wie dein Scheißvater!«

»*Du bis inau wie dein Scheißvatter!*«, äfften die Studenten sie nach und kugelten sich vor Lachen.

»Du hast genauso reagiert wie dein Vater, wo du immer so drüber herziehst!«,

»*Du hos inauso reagiert wie dein Vatter!*«

»Und jetzt, haust du mich jetzt?«

»*Unjetz, hauste se jetz?*«

Zu beschämt, um weiter zu streiten, und ebenfalls durchnässt, stürmte Stuart davon. Wenig später kam er zum Schauplatz eines Verkehrsunfalls. Ein Autofahrer hatte jemanden vom Moped geworfen, und Stuart stieß dem Autofahrer Bescheid. Als die Polizei kam, stieß er auch ihnen Bescheid.

Folge: Neunzig Tage Arrest im Send Detention Centre – ein hartes Los. Eins von Maggie Thatchers quasimilitärischen Camps zur Umschulung jugendlicher Delinquenten, geleitet von Männern, die sich als Feldweibel aufspielen.

Mir scheint das eine drakonische Strafe zu sein für etwas, das kaum mehr als ein Zornausbruch war, aber Stuart findet sie völlig angemessen. »Sieh dir doch an, was ich für Brass hatte. Innerhalb von einem Jahr war ich sechs, sieben Mal vor Gericht, wenn nicht noch öfter, und nie wegen einem, sondern immer gleich wegen zwei oder drei Delikten. So ist es nun mal.«

Als Sophies Vertrag in Cambridge auslief, nahm sie eine Stelle in Norwich an, wo ihre Eltern wohnten. Nach seiner Freilassung wollte Stuart bei ihr sein und fuhr per Anhalter zu ihr, durch den Thetford Forest, vorbei an der Rennbahn von Snetterton und dem Gefängnis von Wayland, wo er bald selbst einsitzen würde.

Sie und Stuart zogen von einer Wohnküche zur nächsten, dann in eine Zweizimmerwohnung. Sophie wurde schwanger.

»Das war an meinem siebzehnten Geburtstag. Wir waren ausgegangen und hatten an dem Abend schön gevögelt, und am nächsten Tag meinte Sophie zu mir: ›Stuart, ich glaub, ich bin schwanger von dir.‹ Hab ich nur gelacht und gesagt: ›Wie meinst du das denn?‹ Sagt sie: ›Glaub mir. Weibliche Intuition.‹

Und das mit siebzehn – ich dachte, ich bin der Hengst. Kleiner Junge von siebzehn und schwängert eine fünfundzwanzig Jahre alte Mieze. Mann, ich dachte: ›Was für ein Hengst!‹ Musste ich unbedingt meiner Mum erzählen!«

Er erzählte es seiner Mum. Er konnte gar nicht genug davon reden. Aber obwohl er stolz wie ein Gockel war, freute Stuart sich nicht auf die Geburt. Um sich abzulenken und weil er ohnehin zu derlei neigte, versuchte er sich als »Twocker« in der »unerlaubten Inbesitznahme« von Autos.

»War ich Scheiße drin«, gibt er resigniert zu.

»Was hast du mit denen gemacht, die du stehlen konntest?«

»Bin ich mit über die Felder und hab sie kaputtgefahren.«

»Hat es Spaß gemacht?«

»Was?«

»Ob es Spaß gemacht hat?«

»Weiß ich nicht. Es war hält ein Lebensstil, ob es Spaß gemacht hat oder nicht. Ich hab eben so gelebt.«

Im Februar 1988, mit neunzehn, wurde er erwischt. Um künftigen Anschuldigungen vorzubeugen, die ihn noch länger hätten hinter Gitter bringen können, wenn die Polizei ihre ungelösten Fälle durchsah, bat Stuart, eine Reihe anderer Vergehen mit zu berücksichtigen, die so genannten »Tics«.

Im April wurde er wegen eines Twocs und vier Tics verurteilt.

Einhundertneunzig Stunden Gemeinschaftsdienst scheinen nicht ganz auf Stuarts Linie zu liegen, doch offenbar hielt ihn das Gericht noch für besserungsfähig. Er trat die Strafe im Café der Bewährungshilfe an und blieb, bis die Gäste klagten, er nehme ihnen die Freude am Tee; dann verlegte er sich aufs Rasenmähen.

Mit einundzwanzig krönte er seine Leistung als Rabenvater, indem er – wie bereits geschildert – von Polizeiwagen umzingelt seinen Sohn zum Fenster hinaushielt und drohte, ihn umzubringen.

18

Zehn Jahre später, mit einunddreißig, erwachte Stuart vom Strahl einer Taschenlampe, die ihm ins Gesicht schien.

Das starke Licht erhellte die Wände und den Boden, es »hat geblendet und nicht geblendet, wenn du verstehst, was ich meine«. Es war nicht *auf* seinem Gesicht und erschreckte ihn nicht – er brauchte nicht die Augen zusammenzukneifen. Es *klatschte* ihm ins Gesicht. Wusch alle Schatten aus. *Verbrühte ihm*. den Augenhintergrund. Es war ein beinah erfrischendes Licht.

Er war in seinem Zimmer, erkannte er jetzt. Aber nicht in seinem Bett. Im Bett konnte er gar nicht sein, denn sein Bett war verschwunden.

Und das Licht, sah er jetzt, kam von draußen. Es drang durch die Reflexfolie, die sein Nachbar ihm aufs Fenster geklebt hatte, damit niemand von draußen hereinschauen konnte – derselbe Nachbar, der versprochen hatte, ihm das Boing-boing-zwusch-Klappbett à la James Bond zu zimmern, aus dem nie etwas geworden war. Hatte der Nachbar mit der Folie Mist gebaut? Stuarts erster Gedanke. In solchen Situationen galt es, klar zu denken. Hatte er zum Beispiel die Reflexfolie falsch herum angebracht, sodass sie nun das Licht der ganzen Welt bündelte, es in Stuarts Zimmer saugte und die Wohnung in ein Leuchtfeuer verwandelte?

Wo waren die ganzen Möbel hin? Wie kam jemand dazu, ihm, während er schlief, das Bett zu stehlen, sodass er, der doch bekanntlich an Muskeldystrophie litt und daher sein Bett brauchte, jetzt weder ein Boing-boing-zwusch *noch* ein normales Bett hatte?

Wenn er weder im Bett noch auf dem Boing-boing-zwusch lag, musste er auf dem Boden liegen.

Er lag nicht auf dem Boden.

Er lehnte an der Wand und hielt ein mit Klebeband befestigtes, dreißig Zentimeter langes Messer in der Hand.

Boing-boing-zwusch, boing-boing-zwusch. Jetzt begriff er. Es war der Lärm des Polizeihubschraubers, der draußen in der Luft schwebte. Davon kam auch das flutende Licht.

Er war nicht aus dem Schlaf erwacht – er tauchte aus einem schwarzen Nebel auf. Aus dem Dunkel im Kopf grinste ein Bild, eine Erinnerung: der Arm seines Nachbarn, an dem merkwürdigerweise ein Hackbeil befestigt war. Oder war es ein Baseballschläger?

Am Fenster erschien ein Gesicht. Das Gesicht eines Polizisten, verschwommen, verzittert in dem höllischen Lärm. Das Gesicht formte unhörbare Worte mit den Lippen. Hinter dem Gesicht war mehr als nur ein Polizist. Bevor die Selbstkontrolle ihm wieder entglitt, wurde Stuart klar, dass auf den Dächern draußen, zwischen den Mülleimern unten, vor seiner Haustür und unter dem Haus, bewehrt mit schwerem Bohrgerät, Stützstangen und Schutzhelmen, noch mindestens vierzig weitere Polizisten waren.

»Ich, Stuart Shorter, wohnhaft R—Street, Midston, Cambridgeshire, mache diese Aussage nach bestem Wissen und Gewissen, stehe für ihre Wahrheit ein und gebe Folgendes zu Protokoll:

Sankey war mein Nachbar. Wir hatten ein gutnachbarliches Verhältnis und besuchten uns ab und zu auf ein Bier, alle paar Wochen oder so. Sanky redet sehr viel.

[Wegen eines Streits an Weihnachten, zwei Wochen vor dem Vorfall] starrte er mich immer nur an, wenn wir uns sahen, schnitt mich oder spielte paranoide Machtspielchen mit mir. Sein Freund Tom sagte: »Nimm dich vor ihm in Acht.« Und er sagte: »Er ist stinkig. Er fangt an, um sich zu schlagen.« Darauf sagte ich zu Tom,

ich sei selber sauer und wir müssten die Sache bereinigen, weil sie mir auf den Keks gehe.

[An dem fraglichen Abend] steckte Sankey den Kopf zum Fenster heraus und rief: »Hast du mich einen dreckigen Schwuli genannt?« Gleich darauf kam er raus und sagte: »Ich tu dir nichts. « Da war ich sofort auf der Hut.

Ich sagte zu Tom: »Ich hab die Nase voll, komm, lass uns über alles reden. « Sankey meinte, wir könnten zu ihm gehen. Ich sagte, ich wollte nicht zu ihm gehen, denn ich wusste, dass er einen Alu-Baseballschläger neben der Tür stehen hatte. Mein Gegenvorschlag war, dass wir zu mir gehen, und so gingen wir alle drei in meine Wohnung. Dabei merkte ich, wie ich wütend wurde. Ich sah, wie er in der Wohnung, die in einen Schlaf und einen Wohnbereich unterteilt ist, etwas aufhob – ich war mir sicher, dass er das Messer aufgehoben hatte, das auf dem Tisch lag – und er es auf die Couch warf.

Dann ging er hin, hob es wieder auf und kam auf mich zu. Ich stand am Bett. Unter dem Kopfkissen lag ein Messer; es liegt immer da.

Sankey Doyle ist sehr beweglich. Er kam sehr schnell auf mich zu. Ich war mir sicher, dass er das Messer hatte, aber ich konnte es nicht sehen. Er schlug auf mich ein, entweder stieß er mich, oder er versetzte mir Faustschläge. Ich landete auf dem Bett, und da ging es jedenfalls los. Ich zog das Messer unter dem Kopfkissen hervor und drehte mich auf dem Bett, sodass er unter mir zu liegen kam. Dann verfluchte und beschimpfte ich ihn und sagte, es sei besser für ihn, wenn er mich in Frieden lässt.

Das Messer, das ich hatte, war etwa dreißig Zentimeter lang, mit einer zwanzig Zentimeter langen Klinge. Ich wollte ihm damit nur Angst einjagen, um ihn loszuwerden. Wir wälzten uns herum, und dabei kam er oben zu liegen. Ich schob ihm den Arm unters Kinn und drückte seinen Kopf gegen die Wand. Von da an weiß ich nicht mehr, was gesagt wurde. Das Messer war in meiner linken Hand, die Hand war erhoben.

Ich fuhr mit Stuarts Mutter in seine Wohnung, als er bei ihr in Midston wohnte, weil er nicht in sein Dorf zurückkehren durfte.

Die von der Polizei bei dem Versuch, ihn auf dem üblichen Weg herauszuholen, zerschmetterte Wohnungstür war bereits durch eine neue ersetzt worden. Die Apartmentnummer mit dazu passendem Briefkasten war wieder angeschraubt. Auch ein neues Fenster war eingesetzt worden, aber offenbar nicht sorgfältig: Die Scheibe hatte einen Sprung.

Der Rest war Chaos. Der Fußboden mit Glasscherben übersät. Flaschen, Messer, Führerscheinprüfungsbücher, Computerhandbücher, ein zusammengerollter Teppich für die Diele, alles lag in einem wüsten Haufen aus zerbrochenen Möbeln und Tischbeinen mitten im Zimmer. Die Arbeiter von der Stadt hatten sich nicht nur durch die Tür, sondern der Länge nach durch den Flur kämpfen müssen, den Stuart mit allem verrammelt hatte, was greifbar gewesen war – Matratze, Kommode, Anrichte, Nachttischlampe, sogar alte Briefe und ein Kugelschreiber –, um die Polizei auszusperrern.

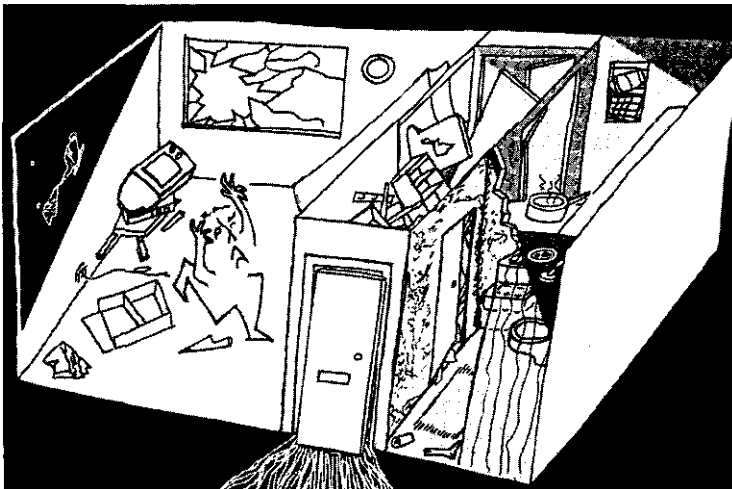
Blut war nicht zu sehen. Stuarts Mutter sagte mir, meistens sei Blut da. Sie fragte sich, ob das Reinigungspersonal das Blut entfernt hatte, ohne sich um den Rest zu kümmern.

So ist das also mit den Chaoten, dachte ich. Obwohl Stuart von der Straße herunter ist, eine Wohnung hat und von den zuständigen Stellen als Erfolgsstory – ja, praktisch als die einzige – gewertet wird, hat er sich nicht grundlegend geändert. Wo jeder andere einmal ein Desaster erlebt, erleben Leute wie er siebenhundert gleichzeitig.

Wenn Stuart eine Erfolgsstory ist, brauchen wir uns nicht einzubilden, diesen Menschen jemals wirklich helfen zu können, ohne die Staatskassen zu sprengen. Der deprimierte Geschäftsmann, die Bankrotten, die Gehörnten, der Vater, der gerade seine Tochter durch einen Verkehrsunfall verloren hat – ihr akutes psychisches Elend lässt sich vielleicht relativ schnell beheben, wenn sie es wollen. Aber die Chaoten? Sie brauchen keine Wohnung und keine Arbeit – sie brauchen ein neues Gehirn.

Im besten Fall können wir sie mit Medikamenten stabilisieren. Im schlimmsten Fall müssen wir sie einsperren und hoffen, dass wir nicht zur Stelle sind, wenn sie beschließen, sich aufzuhängen.

Das Bild, das mir im Gedächtnis haften blieb, war das Küchenfenster. Stuart hatte ein Abtropfbrett aus Plastik und ein Miniregal aus Kiefernholz, wie kleine Mädchen es für ihre Porzellanhündchensammlung benutzen, in den Fensterrahmen gezwängt. Jedes Kind wäre daran vorbeigekommen.



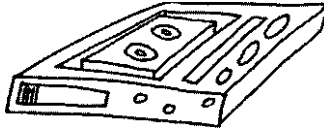
Unter dem Rand des Schutthaufens in der Zimmermitte zog ich das Diktiergerät hervor, das ich Stuart einige Monate vorher gegeben hatte. Zwischen den Glasscherben an der Wand lag die halb besprochene Kassette dazu, mit der Aufschrift »Nuer frier Alexder«.

Tag, Alexander, hier ist Stuart. Ich sollte ja hier mal draufsprechen, wenn ich richtig durchhänge, verwirrt bin und ... das alles. Also ich geh zu, ich hab schwer gesoffen und so weiter, aber mir geht die Fernsehsendung Care vom Sonntag nicht aus dem Kopf, und heute ist Mittwoch, der 11. Oktober. Ich denk an die Sendung und wie der Typ am Schluss mit der Flasche Wodka und den Tabletten dasitzt,

nachdem er gegen den Richter ausgesagt hat ... also in meinem Fall, ich bin ja wegen meinem Bruder und seinem Freund zur Polizei, und es hat mir statt Gerechtigkeit nur Schelte eingebracht, und als ich dann Sachen [machen] musste, von denen ich nie gedacht hätte, dass man sie einem Jungen von elf Jahren zumuten kann, bin ich ins Heim ... und da in Midlands haben sie mich misshandelt, vielleicht für meine Taten, vielleicht für mein Benehmen, und mich in den so genannten Roten Raum gesperrt und gesagt, es ist egal, was ich getan hab, ich kann gar nichts machen, sie lassen mich erst wieder raus, wenn ich mich beruhige. Ich bin einfach immer und immer wieder mit dem Kopf gegen die angeblich unzerbrechliche Scheibe gerannt.

Um auf die Sendung Care zurückzukommen, den Missbrauch von dem Kind, das konnte ich mir nicht ansehen, ich musste dauernd wegschalten. Das konnte ich nicht sehen. Es hat zu wehgetan. Aber wie dann der Alkohol und die Gewalt und die Lügen und der Hass sein Leben bestimmt haben. Je mehr er geredet hat, desto mehr hatte man das Gefühl, keiner glaubt ihm und keiner schert sich überhaupt um das, was du zu sagen hast. Du machst also einfach immer weiter. Du willst nicht mehr da sein, du fühlst dich dreckig und ekelst dich an. Du denkst, was ist Gerechtigkeit? Also gehst du und erzählst der Polizei davon, und du trittst dem Pädophilen, der dich zusammen mit deinem Bruder missbraucht hat, die Tür ein. Er läuft immer noch frei herum. Aber es gibt auch ruhige Zeiten, da sitze ich hier in der Wohnung und seh mich um und gucke mir mein Leben an – will ich wirklich hier sein? Ehrlich gesagt, in der letzten Zeit habe ich jeden Abend getrunken, um einzuschlafen. Wenn ich gebechert hab, sitz ich hier und führe wilde Selbstgespräche, rede davon, mich zu verstümmeln, mich umzubringen, die umzubringen, die mir Unrecht getan haben, von meinem Babysitter bis hin zu denen, die dafür verantwortlich sind, dass ich im Heim missbraucht worden bin, und richte in Gedanken die Polizisten hin, die mir nie Gerechtigkeit haben zuteil werden lassen. Ich wollte mich nur noch hinlegen und sterben, so versaut und so elend hab

ich mich gefühlt, und ich hab jeden gehasst und angegriffen, der in meine Nähe kam. Ich kann noch nicht mal eine Beziehung eingehen, wenn mir jemand gefällt, weil Sex für mich dreckig und abstoßend ist. Fände ich doch wenigstens einmal einen Ausweg aus diesem Wahnsinn.



19

»Die Frage stelle ich mir oft: Was mache ich bloß mit mir? Und ich weiß keine Antwort. Ich weiß nicht, was ich machen soll, außer weglaufen.«

Ein mutiges Kerlchen: Mit 10–15

Ich habe angefangen, im Bett zu arbeiten. Dem Versuch, Stuarts Leben zu erzählen »wie eine Mordgeschichte, so im Stil von Tom Clancy«, war mein Arbeitszimmer nicht gewachsen. Stuart mag keine Schusswaffen, kann kein Karate, findet Sex widerwärtig und fasst zwar immer wieder mal den aufregenden Vorsatz, seine Feinde in den Rollstuhl zu bringen, aber sobald er etwas »nicht allzu Kluges« tut, ist der Einzige, den der Krankenwagen abholt, er selbst. Die »Ermordung« von Stuarts Unschuld/Potenzial/Verantwortungsbewusstsein darzustellen, falls überhaupt etwas davon ermordet wurde und nicht einfach von vornherein gefehlt hat, ist verwirrend schwierig. Für den Vorschlag möchte ich ihn am liebsten in den Hintern treten. Ihm eins auf die Nuss geben. *Ich* werde hier zum Mörder.

Das Zimmer, in dem ich anfang, ist jetzt voll gestopft mit Fotokopien und Bänden aus der Bibliothek mit Titeln wie *Missbrauch in Anstalten*, *Selbstmord im Heim*, *Wenn das Unglück niemals endet*, vor allem aber mit Schnellheftern. Als da sind vergessene Hefter, verwirrende Hefter, Hefter mit Aufschriften wie »1 Monat Recherche, aber nicht verwertet« und (der ist besonders dick) »Völlig unnütze, unzuverlässige, blödsinnige & schwülstige Verbaldurchfälle aus dem Internet« oder auch Hefter ohne jede Aufschrift, weil das Etikett aus der Plastiktasche gerutscht und davongesegelt ist wie Flugsamen.

Wenn das passiert, muss ich auf dem Teppich herumkrabbeln, stoße mir den Kopf am Drehstuhl, zwänge den Arm hinters Klavier und verdrehe mir den Ellbogen, bloß um herauszufinden, wo das Zettelchen hingekratet ist, das ich viel schneller noch mal neu geschrieben hätte, und es schließlich mit wütendem Gesicht, wenn auch nicht ohne Triumphgefühl, im Aufschlag meiner Hose zu entdecken. Dann finde ich auf einmal den Hefter nicht mehr.

So ging das monatelang. Wenn ich jetzt in mein Arbeitszimmer schaue, kommt es mir eher wie ein Höhle vor, mit verschiedenen Gesteinsschichten.

Also habe ich alles zusammengesucht, was Stuarts Schuljahre betrifft, und mich nach nebenan verzogen.

Bei geschlossenen Vorhängen liegt mein Schlafzimmer in gedämpftem Halbdunkel. Die Lampe verbreitet ein angenehmes orangegelbes Licht, und die Geräusche der nur durch den Vorhangspalt sichtbaren Außenwelt klingen blechern und unwirklich. Hin und wieder höre ich die Stimmen meiner Nachbarn: den Theologieprofessor und seine Frau, frisch zurück aus dem Urlaub mit einer Henkelvase für ihren toskanischen Garten; den australischen Anwalt, der so lange darum gekämpft hat, von der Stadt Cambridge Entschädigung für Kindesmissbrauchsoffer zu bekommen, dass seine Ehe darüber zerbrochen ist; das unbestimmte Gebrumm meines Vermieters von unten.

Hier ist Stuart freier, nicht an Bücher gekettet, nicht so ein – wie er es böse nennt – »Versuchskaninchen« für mich und mein Bestreben, ihn auf einen einfachen Nenner zu bringen. Wenn es draußen dunkel wird, schalte ich die Deckenbeleuchtung mit ihren farbigen Birnen an und die Weihnachtslichterkette am Kamin, und ein an Clubs oder Bibliotheken erinnerndes Rot erfüllt den Raum um mich herum.

»Stuart war ein fröhlicher kleiner Junge. Ein richtig unbekümmertes Kerlchen.«

Seine Mutter sagt, dass er als Kind so war. Jedesmal, wenn wir uns treffen, stößt sie ihr rauchiges Lachen aus, lehnt sich im Sessel oder auf der Couch zurück, zündet sich mit abwesendem Blick die nächste Benson & Hedges an und wiederholt es: «Ja, ein fröhlicher, lebhafter kleiner Kerl. Immer was am Bauen. Dafür hat er sich begeistert. Alles, was er bauen konnte, hat ihm gefallen. Stundenlang saß er für sich allein und hat mit Autos gespielt und im Sand, in der Erde Straßen gebaut. Wirklich ganz erstaunlich, ja.»

Jeden Morgen watschelte er ein wenig wie eine Gans vom Elternhaus zum Unterricht, ranzenschwingend, Hand in Hand mit seinem Bruder, fast einen Kilometer die Dorfstraße entlang und ein Stück steil bergauf zur Grundschule von Midston, ein mageres, munteres Bürschchen, zufrieden mit sich und der Welt. Seine Lieblingsracher waren Schwimmen, oder besser: Wasserklatschen im Schwimmbecken, als hätte es ihm was getan, sein so genanntes »Kraulen«, dann bunte Bilder malen auf Papier mit dicker Kreide, jedes Bild eine »MuM«, und schließlich Rechnen.



Stuart war redselig, neugierig, laut, übermütig, unruhig, immer für Schabernack zu haben, begeisterungsfähig, energisch, auch eigensinnig, ungemein empfänglich für Stimmungsumschwünge bei anderen, und er schmückte für sein Leben gern Geschichten aus. Er gewann leicht Freunde. Obwohl Stuart in der Schule gut zurecht kam, fiel dem Schulleiter bald auf, dass mit dem kleinen Sohn der Wirtin etwas nicht stimmte. Es war nicht bloß sein komischer Gang. Er konnte keinen Ball wegtreten – wenn er es versuchte, trat er meistens vorbei, krümmte sich wie ein Häkchen, schnitt ein komisches Gesicht und fiel auf die Nase. Auch Treppensteigen fiel ihm schwer – und eine Schule auf einem Berg kam ohne ein paar hundert Stufen nicht aus. Schrägen waren in Ordnung. Den Schulberg schaffte Stuart locker. Stufen waren das Schlimme. Das wechselnde Auf und Ab mehr als das entschlossene Vorwärtsgehen. Schon die drei Stufen zum unteren Klassenzimmer garieten für den schwächtigen Jungen zur Bergbesteigung. Stuart musste sich am Geländer hochhangeln wie ein tauziehender Muskelmann auf der Kirmes.

Eines Tages übernahm sich Stuart dann beim Sport. In einem Anfall von Übermut stieg er ein Kletterseil hoch, verlor auf halber Höhe den Halt, fiel auf den Boden und biss sich die Zunge durch. Ein anderer Junge wurde losgeschickt, um seine Mutter zu verständigen.

Stuart lag im Sterben.

Sein Rückgrat war zerschmettert.

Seine Arme und Beine waren quer über die Kletterwand verteilt.

Als Stuarts Mutter schließlich zum Erste-Hilfe-Raum kam, saß Stuart in einem Plastiksessel auf dem Gang, ganz ruhig und praktisch unverletzt. Er weinte noch nicht einmal. Der Turnlehrer, der zugab, dass Fünfjährige am Kletterseil bedauerlich leicht den Halt verlieren, sagte ihr sogar, Stuart habe nach dem ersten Schrecken überhaupt nicht geweint. Er hatte getrocknetes Blut im Gesicht, aber das war alles. Er musste nicht ins Krankenhaus.

Für die Schulbehörde aber war das Maß voll. Sie hatte hier von

Anfang an einen kranken Jungen gesehen, und es beruhigte sie jetzt nicht, dass er einen Sturz ebenso gut wegstecken konnte wie jedes andere Kind. Er war gestürzt, darauf kam es an. Der Junge hatte unter normalen Kindern nichts zu suchen. Stuart wurde auf eine Schule für Schwerbehinderte geschickt.

Zerebral geschädigte Kinder mit mehr oder minder schief hängenden Schlabberlippen, je nach dem Grad des Sauerstoffentzugs, den sie bei der Geburt erlitten hatten, wackelten um den kleinen Stuart herum. Epileptiker fielen wie Steine zu Boden, rafften sich meist sofort wieder auf und gingen davon, blieben manchmal aber auch steif und bleich liegen, bis sie anfangen zu zucken, in schwere Krämpfe verfielen und ihnen schaumiger Speichel aus dem Mund trat. Schläff und benommen kamen sie dann langsam wieder zu sich. Spina-bifida-Kinder, verdrehter als Korkenzieher, schlichen durch die Gänge der neuen Schule – eins war nur siebzig Zentimeter groß, mit einem gewaltigen, seitlich verschobenen Buckel, als hätte man ihm alle Sorgen der Welt aufgeladen. Von vorn erkannte man, dass in der Ungestalt ein kleines Mädchen steckte. Ein Junge mit Muskeldystrophie – Stuarts Bruder in der Krankheit sozusagen, das Symbol seiner Zukunft – saß während des Unterrichts immer blass und zusammengesackt in einem Rollstuhl an der Wand und beobachtete Stuart.

Um zur Schule zu kommen, musste Stuart jetzt den von den Dorfkindern bejohnten »Spasti-Bus« nehmen. In Stuarts Ohren übertönte der Motor dieses kleinen Zwölfsitzers mit den abgesenkten Türen hinten und an der Seite jedes andere Geräusch, wenn er durch die hübschen Straßen auf sein Haus zukam, bergan brummte und scheppernd vor der Gartentür hielt. Die Hydrauliktür öffnete sich zischend, Stuart stieg ein und setzte sich zu den anderen, dann schloss Ruby, die Fahrerin mit dem imposanten roten Lockenschopf, die Tür und es ging weiter. Zum Glück wurde Stuart vom Fahren nicht schlecht wie einigen anderen – die Fahrt dauerte eine

Stunde. Wenn die körperlich gesunden Kinder den Bus erblickten, liefen sie lachend und winkend nebenher und reckten die Hälse, um die Missgeburten hinter den Fenstern zu begaffen.

Stuart hasste die Fahrt mehr als die Schule. Es fuhren nicht nur Behinderte, sondern auch geistig völlig Zurückgebliebene mit (»Sie hatten den Spast im Hirn, nicht im Körper«, wie Stuart es ausdrückt). Das wussten die Dorfkinder natürlich nicht. Für sie waren sie alle gleich und alle zum Schreien komisch: Stuart, der vom Seil gestürzt war, genauso wie die Down-Syndrom-Kinder mit ihren alten Mondgesichtern und lidlosen Augen, die ihn in blödsinnige, überlaute Gespräche verwickelten. Wenn Stuart den Platz wechselte, um von ihnen wegzukommen, landete er vielleicht neben einem autistischen Kind, das nie ein Wort von sich gab, sondern immer nur versuchte, sich in der Gepäckablage zu verstecken. Man wusste nie, wer oder was an der nächsten Haltestelle zustieg. Die Dörfer rings um Cambridge schienen mit unerschöpflicher Phantasie immer neue geistige und körperliche Verirrungen hervorzubringen. Es konnte ein vogelartiges Mädchen sein, das aussah, als wäre es gerade aus dem Nest gefallen, oder ein fest in Stützbänder gewickelter, nach Urin stinkender Junge, für den Ruby den Lift auf der Rückseite ausfahren musste, um ihn an Bord zu nehmen wie ein Postpaket. Wenn sich die Lage dann gerade wieder beruhigte und Stuart, die Nase an der Scheibe platt gedrückt, zur Ablenkung einem ungewöhnlichen Auto nachträumte, das er am Straßenrand gesehen hatte, brach ein kleiner Tourette-Patient zwei Sitze hinter ihm in Gekicher und wüstes Geschimpfe aus, so wie andere Leute niesen.

Viele der Kinder im Bus wussten nicht, was ihnen fehlte.

»Mein Dad sagt, es liegt daran, dass meine Mum zu viel Kartoffeln gegessen hat.«

»Mein Dad sagt, ich konnte im Bauch nicht richtig atmen, weil ich mit dem Gesicht meinem Zwillingbruder am Hintern geklebt habe. Und was fehlt dir, Stu?«

Manchmal gestanden sie sich gegenseitig, dass sie behinderte Kinder nicht ausstehen konnten.

»Oi, Glasknochen-Sally, willst du auf die normale Schule?«

»Nein.«

»Und du, Tom-ohne-Herz?«

»Nein.«

Und: »Stu, was ist mit dir, Stu? Stu der Kämpfer! Willst du eines Tages auf eine normale Schule?«

Die Roger Ascham School, etwas unpassend nach einem Langbogenschützen aus dem 15. Jahrhundert benannt, gehörte zu einer Reihe »besonderer« Einrichtungen, oder wie die *Cambridge Evening News* es unbekümmert ausdrückte, zu den Schülern der Ascham »gehören Spastiker, Kinder mit Spaltwirbelsäule, Kinder mit Wasser im Hirn«. Auf der anderen Seite des Sportplatzes lag das Lady Adrian für Kinder mit »geringfügigen Lernstörungen«. Das Rees Thomas, achthundert Meter nordöstlich, nahm sich der psychisch Gestörten an.

Zwischen diesen Einrichtungen und normalen Schulen wie der, von der er gerade gekommen war, gab es keinen Kontakt. »Das waren zwei verschiedene Welten«, sagt Stuart.

»Ja, und auch damals war er zuerst nicht unglücklich«, wundert sich seine Mutter. »Mutiges Kerlchen. Hat sie alle auf Trab gehalten, der Gute.«

Er gewöhnte sich an seinen neuen Status als Krüppel. Er fand sogar Spaß daran. Er war mit Abstand der Sportlichste in der Schule, der olympische Athlet.

Die einzigen erhaltenen Belege aus Stuarts Zeit an der Ascham sind sechs Zeugnisse. Daran ist zunächst einmal bemerkenswert, dass sie überhaupt erhalten sind. Normalerweise hält nichts, was Stuart besitzt, länger als ein Jahr. Möbel, Bücher, Kleider, sein geduldiger Fernseher: Alles wird alsbald zertrümmert, verbrannt, als Beweismittel beschlagnahmt oder verschludert. Papierkram, in die Taschen der grünen Bomberjacke gestopft, neben Busfahrtscheinen, Schraubenziehern, Tabak, dem Lunch von gestern, der Bierdose von heute

Morgen – nach ein paar Tagen sieht das alles ein wenig aus wie Seetang. Doch diese sechs Schulzeugnisse, ein Vierteljahrhundert alt, sind sauber und unversehrt.

»Doch, Alexander, die interessieren dich bestimmt«, meinte er, als er sie mir gab. Ganz schief stand er vor meiner Tür, erschöpft, nachdem er den halben Tag in der Drogenberatung und den Nachmittag mit der Klärung seines Wohngeldanspruchs verbracht hatte. »Nee, ich kann nicht reinkommen. Reggae-Abend im Mann im Mond, weißt du doch.«

Irgendwie wollte er den Umschlag nicht loslassen.

»Wüsste gern, was du davon hältst«, sinnierte er und hielt ihn an einer Ecke fest, während ich etwas verlegen an der anderen zog. »Komisches altes Jungchen.«

Seine Schulzeugnisse, seine Sozialhilfenachweise, seine gesammelten Anwaltsbriefe aus der Haft und Kopien seiner Beschwerden an die Gefängnisleitung, die sich bereits in einem Umschlag in meinem Besitz befinden: Solche amtlichen Dokumente hebt er auf.

Schließlich besiegte mein Griff den seinen.

»Was hast du denn da für ein spuckhässliches Ding an?«, fragte er aus Rache, als ich mir den Briefumschlag triumphierend unter den Arm klemmte.

»Das ist mein Morgenmantel! Werd nicht so ausfallend. Er ist aus reiner Seide.«

»Hast du dich erkältet? Warum liegst du dann im Bett? Kein Wunder, dass du nie Geld hast, Alexander.«

Wieder im Schlafzimmer, breite ich die Zeugnisse auf der Steppdecke aus und versuche das rüde Viech auszublenden, das gerade an der Tür war. Die DIN-A-4-Blätter sind aus schwerem, etwas pelzigem Papier, wie Moleskin.

The Roger Ascham School
Report for year ending July 1975. Name STUART...TURNER
Class...4..... Number in class...9...

steht über dem ersten.

Etwas daran ist merkwürdig, obwohl es mir nicht gleich auffällt.

Darunter ist die Seite in Spalten für die einzelnen Fächer unterteilt, sodass immer ein wenig Raum für die Bemerkungen des Lehrers bleibt. Die zweite Überraschung: Sie sind voll des Lobes. Kein Wunder, dass Stuart ihnen nicht getraut hat. Niemand könnte den Mann, der jetzt mit zwei Selbstmordnarben am Hals durch die Stadt stiefelt, mit dem sechsjährigen Musterknaben in Verbindung bringen, der in dunkelblauer Kugelschreiberschrift hier über die Seite strahlt.

Comprehension: (Dual) Very good. He has a good vocabulary & expresses himself well. He is observant & logical & he has a good memory (written) He has made a very promising start.

Verständnis: (Mündlich) Sehr gut. Er hat einen guten Wortschatz und drückt sich gut aus. Er ist aufmerksam, denkt logisch und hat ein gutes Gedächtnis. (Schriftlich) Er hat einen viel versprechenden Anfang gemacht.

Und zusammenfassend in Hellblau, unten auf der Seite:

is very helpful in the classroom.
Head Teacher's remarks:
Stuart's behaviour and general attitude are now very good.

Bemerkung des Hauptlehrers:

Stuarts Betragen und seine allgemeine Einstellung sind jetzt sehr gut.

Das nächste Zeugnis ist in einer anderen Handschrift ausgefertigt. Mit sieben Jahren: »Stuart rechnet gern und macht gute Fortschritte.« »Stuart versteht Geschriebenes ebenso gut wie mündlich Erzähltes.« Er hat einen »wachen Verstand«, er »trägt viel zu Diskussionen im Unterricht bei«. Mit acht: »Ausgezeichnete Fortschritte«, »bemerkenswerter Fortschritt«, »sehr gute Arbeit«, »sehr kreativ«, »glänzende Auffassungsgabe«. Stuarts sportliche Leistungen sind »besonders gut im Schwimmen und Bogenschießen« – eine etwas Besorgnis erregende Betätigung an einer Behindertenschule, möchte man meinen.

Mit neun ändert er seinen Namen.

Jetzt sehe ich, was mit dem ersten Zeugnis nicht stimmt – der Name, »Stuart Turner«. Danach taucht er in seinem Leben nie wieder auf, außer in der Sammlung amtlicher Dokumente und, welche Ironie, in Zeiten, wo er sich verstecken möchte.

»Ungefähr mit dreizehn«, erklärt seine Mutter, »hatte Stuart sich in den Kopf gesetzt, sein Stiefvater sei schuld daran, dass ich seinen Dad verlassen hatte. Eines Abends hab ich mich mit ihm hingesetzt und gesagt: ›Hör mal, du, Gawy und ich, wir haben doch allein gewohnt, als ich deinen Stiefvater kennen gelernt hab. Rex war nicht mehr da«, sagte ich. ›Dein Stiefvater ist nicht der Grund, warum Rex jetzt nicht hier ist. Ich hab dir von deinem Vater nie erzählt, ich habe dir nie gesagt, was er für einer war. Unser Eheleben geht nur ihn und mich was an, dachte ich immer. Aber jetzt will ich dir doch mal klar machen, wie das gewesen ist.« An dem Abend hab ich's ihm also erzählt, und er hat mich angesehen, ich weiß noch, wie er nur da-saß mit gesenktem Kopf und immer wieder aufgeschaut hat und ich zu ihm gesagt hab, ja, so ein Leben war das. Er fasste es nicht.«

»Haben Sie ihm von der Gewalt erzählt?«

»Ja.«

»Dass Sie verprügelt wurden?«

»Ja. Du hast ihn auf einen Sockel gestellt, sagte ich, weil du dachtest, wenn dein Dad da war, war alles gut.«

Einige Jahre nach dieser Unterhaltung und kurz nach seiner sechsmonatigen Haft in Send Boot Camp (wo Prügel an der Tagesordnung waren) besuchte Stuart dann Rex in Portsmouth und sah mit eigenen Augen, wie Rex eine Frau schlug. »Deshalb ist er ausgerastet. Er hatte seinen Dad auf ein Podest gestellt, und Rex bestätigte ihm, dass er so war, wie ich erzählt hatte – damit musste Stuart erst mal klarkommen.«

»Ist so etwas passiert, wenn Rex betrunken war?«

»Auch wenn er nüchtern war, aber wenn er getrunken hatte, war es wesentlich schlimmer.«

»Was hat ihn provoziert?«

»Gar nichts. Man konnte es nicht eingrenzen. Er war einfach unberechenbar.«

Genau wie Stuart. »Warum haben Sie ihn nicht früher verlassen?«

»Weil es zu der Zeit, vor dreißig Jahren, noch keine Hilfen für allein erziehende Mütter gab. Und man fühlt sich verpflichtet, die Familie zusammenzuhalten. Man denkt, die ändern sich schon. Und man ist jung, naiv und aufgeregt und verdammt blöd. Weiß Gott. Dass sich jemand so aufführt, hatte ich nie erlebt. In meiner Familie gab es das nicht! Ich glaube, meine Mum und mein Dad haben sich überhaupt nie gestritten, jedenfalls nicht vor uns Kindern. Rex war alles egal. Ich fand es einfach ganz unglaublich. Karen sagt zu mir: ›Ach, Mum, ich such mir doch auch immer böse nette Jungs.« Ich weiß genau, was sie meint! ›Es war nicht immer nur schlimm, Stuarts sage ich. ›Natürlich gab es auch gute Zeiten, es war nicht nur schlimm. Dad und ich hatten auch gute Zeiten.«

Meiner Ansicht nach hätte Rex Turner bei der Geburt entsorgt gehört. Er war ein Untier. Stuarts Großeltern hörten ihre schwangere Tochter im übernächsten Haus schreien, wenn Rex sie in den Bauch trat. Eine der frühesten Erinnerungen von Bruder Gawy war, dass er sich mit drei Jahren übers Treppengeländer beugte, um dem Vater einen Besen auf den Kopf zu schlagen, als er wieder einmal die Mutter verprügelte. Rex war ein Mensch, der Gift verspritzte, wo er hinkam, und das wirkte noch Generationen nach.

»Aber darf ich über ihn den Stab brechen?«, meint Stuart. »Alles, was er getan hat, habe ich erst recht getan.«

Stuarts Mutter lernte seinen Stiefvater Paul Shorter 1973 kennen. Paul war ein stämmiger Mann mit tätowierten Unterarmen, freundlich, friedlich, wortkarg bis zur Schweigsamkeit. Er arbeitete schwer, zuerst als Gipser, dann als Schweißer von Lkw-Achsen, und er stand zu seiner Familie. Einmal, erzählt Stuart, »hatten Paul, mein Dad – ich sage Dad zu ihm –, und Mum einen schweren Autounfall. Sie

wollten mit mir zu unserem Schulleiter fahren, weil ich in der Schule lauter Ärger hatte. An der Kreuzung wollte mein Dad bremsen, aber die Bremse versagte, und wir rollten auf die Hauptstraße, stießen praktisch frontal mit einem Lastwagen zusammen, die ganze Seite vom Auto hat's weggerissen, dann haben wir uns überschlagen und sind kopfüber im Graben gelandet. Pauls ganzer Rücken war kaputt, aber er hat meine Mum rausgeholt. Mich konnten sie erst nicht finden, aber er hat mich auch noch rausgeholt, und dann ist er zusammengeklappt. Ihm lag also schon was an mir.«

Ein andermal kam ein Freund von Paul zu Besuch. Der Freund hatte Schwierigkeiten mit seiner Frau und befürchtete, seine Kinder verlassen zu müssen. »Bei dir war das nicht so schlimm«, überlegte der Mann, »weil Stuart und Gawy nicht deine Söhne sind.«

Paul ging an die Decke: »Sag das nie wieder!« Er schlug mit der Hand auf den Küchentisch. »Sie sind meine Söhne!«

Paul zog mit der gebeutelten Familie Turner in ein neues Haus auf der anderen Seite von Cambridge, in einen Ort namens –

»Den Namen ändern wir, wenn's Recht ist«, unterbricht Stuart schnell.

»– Midston?«, improvisiere ich.

Stuart nickt. »Ich habe Mum und Dad schon genug Ärger gemacht. Können wir sie jetzt mal raushalten?«

Einige Tage nach Judiths Hochzeit mit Paul einigten sich Stuart und Gawy heimlich darauf, den neuen Mann zu ehren und zu akzeptieren. Judith bekam das erst mit, als der Schulleiter von Roger Ascham anrief und fragte, ob ihr Sohn jetzt wirklich anzusprechen sei als

Name Stuart...Skorter

Ich werfe ein paar Kleider über, verlasse mein Schlafzimmer für eine halbe Stunde und gehe hinüber in die Universitätsbibliothek.

In einem Zeugnis Stuarts hat der Aufsatzlehrer geschrieben, Stuart habe

ladybird 7a. discovered the joy of reading.

Die Lust am Lesen entdeckt Ladybird 7a.

Ladybird 7a, so zeigt sich, ist ein Band aus der Reihe »Ladybird Key Word Reading« und heißt *Happy Holiday** Es wird nicht ausgeliehen. Ich muss es mir in einem besonderen Raum ansehen, der Büchern mit schadhaftem Einband und Schriften aus dem Sexualbereich vorbehalten ist.

Happy Holiday erzählt die Geschichte zweier Kinder, Peter und Jane, die zu ihrer Tante und ihrem Onkel ans Meer fahren. Auf dem Umschlag sieht man Peter und einen anderen Jungen in kurzen Hosen im Dorfteich stehen, und sie geben mit ihren Motorbooten an.

»Es war lieb von Onkel, dir ein neues Boot zu kaufen«, sagt Jane.

»Ja«, antwortet Peter, »und es war nett von Tante, dir ihre alte Puppe zu schenken.« Auf dem Bild dazu schaut er ein wenig skeptisch drein. »Hoffentlich gefällt sie dir«, ergänzt er.

Happy Holiday, so der Klappentext, »stellt ... die natürlichen Interessen und Aktivitäten glücklicher Kinder vor«, wie Drachen steigen lassen in den Bergen, schaukeln auf Strandeseeln, in den Wellen herumspringen, im Motorboot ausfahren – kurz, all die Vergnügungen, die den sabbernden, an Gehschiene und Rollstuhl gefesselten Schülern von Roger Ascham versagt blieben.

»Hier ist es lustig«, sagt Peter und nimmt eine Krabbe in die Hand. »Ich möchte immerzu laufen und springen, wenn ich am Strand bin.«

Die vorangehenden Bände scheinen auf Quälerei angelegt zu sein: *Spiel mit uns* – Du nicht, Wackelbein. *Was wir tun* – Ups, was du nicht kannst. *Wo wir hingehen* – Bestimmt nicht dahin, wo ihr Spastis und Spaltis hingeht. Damit diese fröhlichen Botschaften auch richtig verstanden wurden, konnten die Lehrer »Bildlese-

* William Murray, *Happy Holiday*, Ladybird Key words Reading Scheme, Book 7a, Wills & Hepworth, Ltd, Loughborough, 1964

karten« kaufen und die zerebral geschädigten Kinder die Wörter im Chor nachsprechen lassen.

»Ich mag Peter.«

Ich wünschte, er würde sterben.

»Ich mag Jane.«

Kann sie sich nicht das Genick brechen?

»Sie spielen gern.«

Sollen sie doch auf den Bahngleisen spielen.

Ein Bild zeigt Peter und Jane, wie sie auf der Schaukel hin und her schwangen: »Hoch, hoch, hoch hinaus! Hoch, hoch, hoch hinaus!«

Die Ladybird-Bände sind nicht völlig weltfremd. Der Herausgeber war sich darüber im Klaren, dass seine Leser aus unterschiedlichen Verhältnissen kamen und später einmal verschiedene Wege gehen würden. Gegen Ende des Bandes mit dem Schaukelbild findet sich dazu eine wichtige und hilfreiche Information.

»Schau, Jane, dort ist ein Polizeiauto.«

»Es steht POLIZEI darauf.«

In Band 3b, *Jungen und Mädchen* (keine Krüppel, bitte), sind Peter und Jane wieder spordich, sie springen auf einem Trampolin in die Luft.

»Sieh mal, Jane. Sieh mal. Ich springe in die Höhe. Ich springe höher und höher und höher.«

Zwei Seiten später springt sogar das Kaninchen.

Cambridgeshire in den 1970er Jahren mutet an wie die 1870er. Weil die Familie sich keinen Urlaub leisten konnte, arbeitete Judith im Sommer, von Juli bis September, in der Landwirtschaft. Sie setzte Lauch, stopfte ihn unter der glühenden Sonne in die Erde, pflückte die schönsten Erdbeeren, half bei der zweiten Kartoffelernte, wenn im Herbst die Blätter fielen.

»Hier auf dem Land fanden Frauen ohne Ausbildung damals nur auf den Feldern Arbeit«, sagt Stuarts Mutter.

Die Felder gehören zu Stuarts frühesten Erinnerungen: »Wie ich den ganzen Tag vorn auf dem Traktor gesessen und ihn gelenkt hab«, bewacht von dem nervösen Vormann, »mit drei Kilometern die Stunde«.

Sie arbeiteten in Reihen. Bei Kartoffeln (die meistangebaute Feldfrucht) übernahm jede Frau eine Furche, die sich der Länge nach über den Acker erstreckte, während die Kinder herumtobten oder (die unbeliebten) mithalfen. Die Kleinsten wurden an der Hecke abgelegt. Es war eintönige, erschöpfende Arbeit. Eine Stunde, zwei Stunden, vier Stunden vergingen, und man dachte an nichts. Nur Leere, reihenweise Frauen mit leeren Köpfen, die in der Sonne brien und Kartoffeln ausgruben. Eigentlich war es ganz angenehm. Kleine Überraschungen durchbrachen die Eintönigkeit. Manchmal hatte die Maschine, die vorausfuhr und die Reihen auflockerte, um die Frucht freizulegen, eine Kartoffel zerschnitten, und ihr blankes Gesicht lag schimmernd wie Honig im Erdreich. Oder ein Getreidekäfer krabbelte zwischen den Placken hindurch. Würmer gab es auffallend wenig: so viele Erdäpfel, aber kein Leben. Bauern, die ganze Busse voll Erntehelfern anrücken lassen, verwalteten tote Erde.

Stuart erlebte diese Ferien im Alter von fünf bis zehn. Wenn man ihn zu fassen bekam und zur Arbeit anstellen konnte, musste er meistens beim Aufladen helfen: »Das war ... furchtbar! Nur mit Hüfte und Schulter den Sack auf den Anhänger zu kriegen. Was hab ich mich dabei verdreht. Sobald ich ihn aber in der Luft hatte ... ging's! Für schwere Sachen musste ich mir eben immer was einfallen lassen.«

Wenn es sehr heiß war, stellte Stuarts Mutter am Abend vorher eine Flasche Orangensaft in den Gefrierschrank. Am Morgen nahmen sie den gefrorenen Saft mit, und gegen Mittag war er noch nicht einmal mehr kalt. »Man hat alles Mögliche versucht, hat ihn unter den Lastwagen gelegt, damit er kühl bleibt, aber es hat selten was genützt. Auf dem Feld ist es wie auf der Autobahn.«

Paul versuchte sich einen Tag lang an der Arbeit, klappte zusammen und kam nie wieder.

Stuarts Mutter machte sie zehn Jahre lang jeden Sommer, nach der Geburt von Stuarts Halbgeschwistern mit vier Kindern im Schlepptau; jeden Tag erntete sie bis zu sechzig Zentner Kartoffeln. Auflesen, Erde abschütteln, in den Korb. Korb voll. Mit dem Korb zum großen Container. Korb leeren. Zurück ins Glied, auflesen, Erde abschütteln.

»Sie wussten aber, dass es sich lohnt, die Kinder«, meint Stuarts Mutter. »Von meinen £ 8 am Tag wurden ihre Stifte bezahlt, ihre Hefte, dies und das zum Anziehn oder irgendwas extra. Und Essen brachte es auch auf den Tisch. Damals haben wir eine Menge geklaute Kartoffeln gegessen.«

Im November, wenn die Kinder wieder Schule hatten, machte Judith mit Rosenkohl weiter.

»*Stu – bist du wach?*«

Sein Bruder Gawy fragte das leise von der anderen Seite des Zimmers, eine halbe Stunde, nachdem das Bett im Schlafzimmer der Eltern zum letzten Mal geknarrt und die Mutter sich umgedreht hatte, um zu schlafen.

Stuart lag mit aufgerissenen Augen und klopfendem Herzen da.

»*Stu? Kann ich rüberkommen?*«

Zweimal knarrte Gawys Bett. Einmal (nahm Stuart an), als er sich auf den Ellenbogen stützte und horchte, ob die Luft rein war, und einmal, als er die Beine unter der Decke hervorschwang.

Abends war eine aufregende Zeit damals. In der letzten halben Stunde waren ein Dutzend Sachen passiert, rein akustisch, die Stuarts Phantasie beflügelten. Die Nachbarn waren von einer Party nach Hause gekommen. Die Scheinwerfer ihres Wagens hatten das Fenster gestreift, als sie an der Kirche vorbeikamen, waren verschwunden, als sie durch die Sackgasse fahren, und wieder übers Fenster gewischt, als sie drei Häuser weiter anhielten. Zwei Türen wurden zugeschlagen.

»... hab dir doch gesagt, du sollst den Scheißrock nicht anziehen, du verdammte ... «

»Rühr mich *ja* nicht an! Ich hab gesehn, wie du mit der kleinen Dingsda dran warst ...«

Zehn Minuten später ein schlurfender Schritt auf der anderen Seite, vor dem Dreizimmerhaus nebenan, dann ein Stolpern, ein Kichern, und gleich darauf schlug eine Tür zu. Der Vater, einer der beiden Söhne oder der Untermieter? Diese Leute mochten die Shorters nicht und machten keinen Hehl daraus. Sie behaupteten, die Shorters hätten sich vorgedrängt, um ein Haus mit vier Zimmern zu bekommen. Sie erzählten noch viel mehr; das meiste war nicht druckreif. Aber die Frau von der Gemeinde hatte Judith gesagt, das sei alles Quatsch. Wenn sie widerrechtlich einen Mieter bei sich unterbringen konnten, worüber die Gemeinde informiert war, dann brauchten sie jawohl nicht noch ein Zimmer mehr, oder? Die beiden Söhne ließen es an Stuart aus.

Danach hatte ein Vogel losgezertert, der sich halb nach einer überfallenen Frau und halb nach einer Eule mit Schnabelschmerzen anhörte. Es war vom Friedhof gekommen und hatte Stuart an die Grabsteine denken lassen, die dort geruhsam Tag für Tag ihr Leben lebten, ganz für sich, und an die Eiben, die sich im Mondschein über die Leichenhubbel neigten.

»Stu?« Gawy wieder.

»Ja, schnell, komm«, flüsterte Stuart.

Gawy kroch unter die Decke und füllte das Zimmer mit Geschichten vom wilden Leben an der richtigen Schule. Gawy war der beliebte, unbekümmerte Spaßvogel der Klasse. »Keine grausamen Witze, gar nicht«, hebt Paul hervor. »Schottenwitze, Britenwitze, Irenwitze hat er erzählt, aber nie einen Behindertenwitz.«

In einigen Jahren, mit sechzehn, würde Gawy die Schule verlassen und ein guter Arbeiter im Presswerk der Fahrzeugfabrik werden, bei der Paul Achsen schweißte. Wenn es für Gawy ein Thema gab, dann war es Fußball. Das Spiel begeisterte ihn. Er war verrückt danach.

»... und kannst du dich an Mark erinnern?« Gawy schlang den Arm um Stuarts Taille und drückte sich fest an ihn. »Der war in der

Klasse über dir. Rote Haare. Also, der hat auf einmal unten in der Werkstatt den Carlyle nachgemacht, das ist jetzt der Biolehrer, haha, das war echt lustig, er hat gesagt, Scheiße, ich krieg das nicht hin, er hat gesagt – du weißt doch, der Carlyle lispelt so komisch – ›Ich möchte diechen Jungen von der Schule verweichen, weil er dasch ...‹ Haha! Sei nicht so *nervös*, Stu, Mum kann nichts hören, es fühlt sich doch gut an, oder? – ›Ich möchte diechen Jungen von der Schule verweichen, weil er dasch Ak-cholotl vom Schulgelände entfernt und esch *rcher-treten* hat!«

Stuart brüllte vor Lachen. Das ekelhafte, unförmige Axolotl: Es war schon in einem Aquarium im Bioraum herumgeflutscht, als Stuart dort noch Schüler war.

Gawy musste Stuart ein Kissen in den Mund stopfen, damit er nicht das ganze Dorf aufweckte.

Noch ein Fetzen:

»Ja, Adam sagt also zu Kev: ›Wenn du das noch mal machst, schlag ich dir die Fresse ein.‹ Er hat ihn also gewarnt, man konnte nicht sagen – na, jedenfalls, dann kommt Wilbur – mein Jahrgang, ja, großer Typ? – der hält sich für srark, und er kommt an und kriegt von Adam voll eine gelangt, als er nah genug dran ist, peng, voll in die Schnauze, ich hab's über den Platz gehört, als wäre ein Ast gekracht ...«

Gawys Geschichten waren für Stuart die Verbindung zur großen, schnellen Welt der Sieger. Er roch den Kampfgeist am Brustkorb des Bruders. Gawys Arme waren hart vor neuen Muskeln und straff gespannt.

»Was gibt's an deiner Schule?«, wollte Gawy wissen.

Stuart überlegte. Auf der Busfahrt zur Ascham hatte er einen Wagen mit eingedrückter Motorhaube neben der Straße gesehen und eine Frau, die am Straßenrand stand und rauchte. Aber jetzt im Nachhinein wurde ihm klar, dass die Frau nicht geraucht, sondern geschrien hatte. Im Vorbeifahren hatte er Menschen im Gras liegen gesehen, mindestens vier, und dazu das verhutzelte alte Ehepaar, das am Golfplatz wohnte. Arm in Arm. Das waren schon sechs. »Im

Straßengraben ging es irgendwie noch weiter, da lagen zwei Lastwagen mit Anhänger auf einem Haufen, der eine von Marks & Spencer, der andere von der ... Fischfutterfabrik, und ein Bus und ein Fahrrad, und alles hat gebrannt.«

Da hatte Ruby natürlich nicht anhalten wollen. Sie war mit quietschenden Reifen um die Kurve und weg, bevor man »Terroranschlag« sagen konnte, aber Stuart nahm an, sie waren als Erste am Schauplatz gewesen. Er hatte drei Hubschrauber – Rettungshubschrauber – am Horizont gesehen, die auf den Unfallort zuhielten.

Von einem so schweren Unfall hatte Gawy seit Monaten nicht gehört.

»Ja, und da ist noch was ...«, sagte Stuart, als wäre es ihm gerade erst eingefallen. Er löste sich aus den Armen seines Bruders und drehte das Gesicht zur Wand.

Gawy lachte. Er fand es etwas schwierig mit Stuart in solchen Augenblicken, wenn der Junge ihm plötzlich »sensibel« kam. Gerade das, was Gawy an Stuart gefiel – die ungeschminkte, dauernde Verletzlichkeit –, konnte auch ziemlich anstrengend sein. »Etwa noch ein Unfall? Wenn das so weitergeht, ist bald kein Mensch mehr auf der Welt! Na? Willst du mir nicht erzählen? Was ist denn?«

»Nee. Ein Freund. Hab ich dir nicht von dem Jungen im Rollstuhl erzählt? Der auf Autos stand und Witze erzählt hat, und neben dem ich gegessen hab? Der das hatte, was ich auch hab? Er ist heute gestorben.«

Wenn Gawy abends nicht zu ihm überkam und sich an ihn drückte, lag Stuart wach und hörte bis ein Uhr oder zwei Uhr früh den Lastwagen zu, stellte sich ihre Scheinwerferkegel auf der Straße vor, die rauen Männer in den Führerhäusern und den jähen Luftstrom, mit dem sie ihn hinter sich ließen.

Und dann, mit elf, riss Stuart plötzlich aus.

In den darauf folgenden fünf Jahren gelang es Judith und Paul

nur einmal, Stuart wieder einzufangen, nachdem er ausgerissen war.

Es war »ein schrecklicher Abend, ein ganz fürchterliches Unwetter. Entsetzlich«, erinnert sich Judith. Schnee und Regen und Eisregen kamen herunter. Schneewehen versperrten die Straßen, zerbrachen Telegrafmasten. Am Kriegerdenkmal stürzte eine Eiche um, krachte auf die Straße und riss ein Kraterloch in den Asphalt. »Wir sind die ganze Gegend abgefahren, immer und immer wieder, und auf der Rückfahrt haben wir einen ungewohnten Weg genommen, weil die Straße durch den Baum versperrt war, und da haben ihn unsere Scheinwerfer erfasst.«

»Steig ein!«, rief Judith. »Wir suchen dich seit geschlagenen zwei Stunden!«

Aber, sagt sie, »er hat uns nie gesagt, warum er immer wegge-
laufen ist. Wir haben ihn gefragt: *Warum, Stuart?*«

»Ich will hier nicht wohnen.«

»Warum denn nicht? Wegen dem neuen Baby? Willst du auf eine normale Schule gehen? Willst du zu deinem Vater nach Portsmouth ziehen?«

»Ich will hier nicht wohnen.«

»Aber aus welchem Grund? Du hast doch bestimmt einen Grund, Stuart.«

»Ich will ins Heim, ich will in ein Kinderheim.«

20

»Nein!«, ruft Stuart und schnappt sich das zuletzt getippte Kapitel (bald hat er mich eingeholt) von meinem Schreibtisch. »Begreifst du denn nie?«

Er stürmt durch das Arbeitszimmer, wirft einen Stoß Bücher um, schwenkt die fünfzehn maschinengeschriebenen Seiten.

»Wovon redest du, Alexander? Du schreibst ... *Die nächste Überraschung: Sie sind voll des Lobes.* Gemeint sind meine Zeugnisse, und die sind nicht so toll. *Kein Wunder, dass Stuart ihnen nicht getraut hat.* Nicht den Zeugnissen misstrauere ich, sondern dir. *Niemand könnte den Mann, der jetzt mit zwei Selbstmordnarben am Hals durch die Stadt stiefelt, mit dem ...* Hast du die Zeugnisse gelesen?«

»Natürlich habe ich sie gelesen.«

»Und? Waren sie so gut, ja?«

Jetzt hat er sich die Originalzeugnisse geschnappt und fuchtelt damit herum wie mit einer Fliegenklatsche.

»Nicht alle.«

»Eben!« Es scheint ihn zu freuen. »*Stört häufig den Unterricht ... Sehr unaufmerksam*«, liest er vor. »Und hier.« Er tippt zur Unterstreichung mit dem Finger auf die Seite. »... *kann ausgesprochen unkor ... unkorpora ... tiv und unangenehm gegenüber Klassenkameraden und Erwachsenen sein.* Warum hast du den Scheiß ausgespart?«

»Ich woll –«

»Du hast nichts kapiert, Alexander, was?«

»Weil ich –«

»Du hast nicht *zugehört*, Alexander, hm?«

»Klar hab –«

»Du hast nicht ›recherchiert‹.«

»Wie k-«

»Dir ist es ja schon zu viel Schaff, ein paar Zeugnisse richtig durchzulesen!«

»Aber –«

»Und jetzt willst du mich in dem Buch so darstellen, als wäre alles gut gewesen und dann auf einmal alles schief gelaufen, da lachen doch –«

»Nun lass –«

»Reden, reden, reden, sonst kannst du nichts, hm? Klar, du hast das Haus, die Bildung, das Geld, die nicht von Missbrauch geprägte Vergangenheit, du hast schon so viel über mich, jetzt brauchst du nur noch die passenden Erklärungen dazu. Darum geht's doch Scheißtypen wie dir, oder nicht? Dann hat sich die Sache. »Stuart? Erledigt. Stuart? Ja, den hab ich erklärt.« Aber so geht das nicht. *Ich* hatte es auch nicht so einfach. Warum sollst *du* Gründe dafür nennen können, wenn ich's verdammt noch mal gelebt hab und trotzdem nicht dahinterblicke? Die zwei Narben?« Er stemmt die Fäuste gegen den Hals und setzt eine tuntige Stimme auf, als wollte er einen gockelhaften Ton in meinem Text imitieren: »Die beiden Scheiß-›Selbstmordnarben‹, wie du sie nennst, sind die vielleicht einfach? Willst du sagen, tja, erst war er gut, dann war er böse, hier sind die Gründe, eins bis fünf? Hak sie ab, häng noch ein paar Zahlen dran, mach 'ne Regierungserklärung daraus, bring sie ins Fernsehen.«

Hört denn dieser Irre niemals auf? Wenn er nicht mit den Fäusten vor dem Porzellan meiner Großmutter herumfuchtelt oder mich beschimpft, klatscht er vor dem Innenministerium Mülleimer ab, glotzt durch Briefkastenschlitze und tut so, als wäre ich das auf der Suche nach »meinen einfachen Scheißantworten«. Jetzt wettert er, ich hätte nicht recherchiert! Drei Jahre habe ich gerackert und eine geschlagene Woche in der Scheißunibibliothek damit verbracht, *Ladybird-Bücher* über Peter und Jane zu lesen, *Ladybird-Bücher*!

»Ja, du lieber Himmel«, explodierte ich plötzlich. »Was soll das denn? In den Zeugnissen stehen also eine oder zwei kritische Bemerkungen. Alle Kinder haben schlechte Tage. Das interessiert keinen. Herausfinden will ich, wann dir das Gute abhanden gekommen ist. Wann bist du so eine elende Lusche geworden? Sieh dich doch an, warum konntest du schon, als du zehn warst, keine zehn Minuten herumbringen, ohne einen verfluchten Weltkrieg draus zu machen?«

»Alexander, es war *meine* Kindheit«, faucht Stuart und reißt die Zimmertür auf.

»*War*, blaffe ich zurück. »Jetzt gehört sie mir.«

Stuart stürmt nicht aus dem Haus. Kurz nachdem er auf den Flur gegangen ist, höre ich seine schweren Schritte auf der Treppe. Er stiefelt nach oben. Gott weiß, warum. Da ist nichts außer der Küche und dem Fernseher. Vielleicht will er ausprobieren, wie bruchfest der Apparat ist.

Ich lehne mich zurück und lausche ihm auf seinem schwerfälligen Weg. Klonk, klonk, Pause. Ich stelle mir vor, wie er sich am Geländer hochzieht. Als er klein war, hat er im Haus seiner Mutter dabei regelmäßig den Handlauf aus der Wand gerissen. Klonk, klonk, Pause. Es hallt wider, als ob jemand gegen das Heizungsrohr klopft. Jetzt höre ich ihn im Zimmer über mir: dem Büro meines Hausgenossen. Sein Tritt ist auf einer Seite schwerer, bemerke ich überrascht. Auf der linken? Weil er Linkshänder ist und die linke Körperhälfte bei ihm kräftiger ist, wie eine Stütze? Oder rechts, weil sein Fuß da schwerer auf den Boden fällt? *Klonk*, klonk, *klonk*, klonk. Er nähert sich dem Fenster.

Ich wünschte, er würde rausspringen.

Das gäbe aber einen ziemliches Theater und andere Unannehmlichkeiten, gerade jetzt, wo ich das Buch fertig schreiben will, und um ans Fenster zu kommen, müsste er auf das Gästedoppelbett meines Hausgenossen steigen, das unter Socken und Unterhosen

begraben ist. Bei einer Biographie ist die reale Person meistens lästig. Man hätte sie gern aus dem Weg. Wenn sie nicht immer dazwischenfunken würden mit ihren Widersprüchen, Dementis, Gedächtnislücken und wechselnden Auslegungen des Textes, der schon steht, könnte man das Wesentliche an ihnen erfassen und damit zum Verlag gehen. Das entscheidende Problem ist wahrscheinlich, dass die Porträtierten befürchten, erniedrigt zu werden, wenn man das, was sie ausmacht, zu Papier bringt, und deshalb regen sie sich auf wie Eingeborene, die glauben, beim Fotografieren wird ihnen die Seele geraubt. Wie bitte, das bin ich? Das soll alles sein? Hau bloß ab! Watsch! Da hast du eine!

Ich höre das Bett quietschen und schrecke in meinem Sessel hoch.

Dann Stille. Ich lehne mich wieder zurück. Warum sollte er aus dem Fenster springen? Weil ich ihm die Kindheit gestohlen habe? Weil wir uns gezankt haben? Doch wohl kaum.

Das Bett quietscht zum zweiten Mal.

Doch wieder folgt eine lange Stille, und ich beruhige mich.

Dann tönt das Rattern des Schiebefensters durch die Wände.

»STUART!«

Es kracht, es klirrt; das Bett rutscht durch das halbe Zimmer.

»STUART!«

»Alexander ... «

»Stuart?«

»Alexander ...«

Ich blicke auf die verstreuten Scherben. »Was ist?«

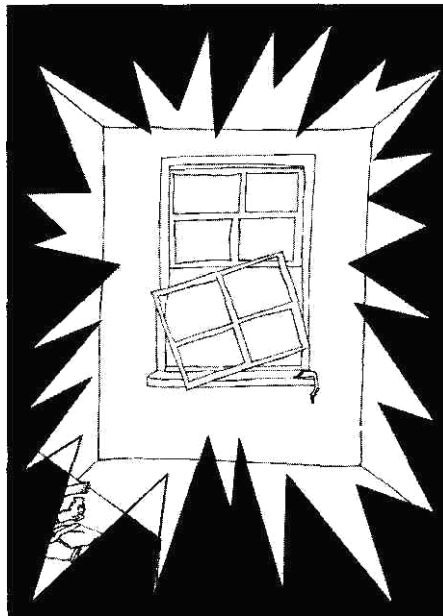
»Wegen dem Fenster musst du mal mit deinem Vermieter reden. Das hätte mich beinah geköpft.«

»Wie schade.«

Ich trete über die Scherben hinweg. Die Zugschnur an dem Fenster ist kaputt. Stuart hatte es aufgemacht, den unteren Teil hochgeschoben, um auf meinen Balkon zu schauen, und als er die

Hand wegnahm, war es prompt wieder runtergekracht. Nur eine Scheibe ist zerbrochen, aber sie hat sich im ganzen Raum verteilt.

Gemeinsam entfernen wir die größten Splitter aus der Unterwäsche des Hausgenossen. Stuart weiß anscheinend nicht wohin mit dem, was er aufhebt, steckt ein oder zwei Scherben in die Tasche und behält den Rest in der rechten Hand, genauso wie er immer Zigarettenasche darauf ablädt, bis sie sich zu einem Tipi türmt.



Stuart!

Dann latscht er in die Küche auf der anderen Seite des Ganges. »Uuuh, das ist ja eklig hier. Wascht ihr nie ab? Die Kochplatte – die muss raus. Iiih, der Grill, was habt ihr denn darauf gegrillt? Hundefutter? Wo ist der Mülleimer? *Alexander*, der ist von außen schimmelig – wie kann denn *außen* Schimmel dran sein?« Man hört Scherben klirren, dann wird es still, während er vermutlich genauer hinsieht. »Ist das das gleiche Zeug wie innen?

Eine Schande ist das«, meint er abschließend. »Aus dem Haus lässt sich doch was machen. Nimm ausländische Studenten rein. Chinesen. Die sind klein.«

Als er wieder unten in meinem Zimmer sitzt, sagt Stuart: »Tschuldige, Alexander, ich wollte dich nicht aufregen, wollte nicht unhöflich sein. Du weißt schon – Erinnerungen.« Er stellt den Becher hin und zieht mit der Hand eine große Spirale, die eine Landschaft voller Rätsel andeutet. »Es ist manchmal schwer für mich.«

Danach, und das gibt es nur in den besten Zeiten, sitzen wir eine halbe Stunde still beieinander.

»Was ich noch sagen wollte«, meint er schließlich, als er sich hochstemmt und seine Jacke und seine Sachen holt. »Ich hab 'n Gerichtstermin – geht nur um Verfahrensfragen – wegen dem Vorfall in meiner Wohnung. Weißt du noch, das mit dem Hubschrauber?«

Natürlich weiß ich das noch. Vierzig Polizeibeamte, Messerstecherei, verbarrikadierte Türen ...

»Ach, darum.« Plötzlich wird mir klar, was mich während unseres Gesprächs die ganze Zeit im Hinterkopf beschäftigt hat. »Stuart, wieso bist du hier? Müsstest du nicht im Gefängnis sein?«

Das Foyer des Amtsgerichts in Cambridge umschließt teilweise einen riesigen, fensterlosen Mittelbau aus hellem Backstein: Das sind die Gerichtssäle, deren Eingänge auf der einen Seite eine beeindruckende Orwell'sche Linie bilden. Die Angeklagten, die hier in scharfen Klamotten herumhängen, sind größtenteils junge Männer aus der Unterschicht. Einige haben ihre Familie mitgebracht. In einer Nische sitzt ein Paar und weint. Zwei Frauen, gerade aus dem Zahnspangenalter heraus, schieben Kinderwagen. Eine Clique lacht und scherzt und ruft durch die Gegend, als wären wir in der Schule beim Mittagessen. Stuart meint, es könnten die berühmtesten Zigeuner-Smiths sein, Verwandte seines alten Kumpels Smithy. Hin und wieder weht eine Schwade Alkohol und Schweiß herüber.

Auf der anderen Seite des Foyers ist ein Mann mit Baseballmütze so tief in seinen Lehnstuhl gerutscht, dass sein Körper parallel zum Fußboden daraus hervorragt wie ein Brett. »Scheiß-dies, scheiß-das«, brummelt er. »Verdammte Schande.«

»Besonders nervös wirken die Leute hier aber nicht«, bemerke ich.

»Ist ja auch bloß das Amtsgericht, oder?«, meint Stuart zerstreut. Er hat ein lindgrünes Hemd und einen überdimensionalen Schlips angezogen, als könnten Ordentlichkeit und Protz gemeinsam ein wenig von seinem Delikt ablenken. »Bußgelder, Prozesstermine, Vorgeplänkel, also ob man sich schuldig bekennt oder nicht, Bürgschaften, so dummes Zeug. Warte mal, bis sie vors Geschworenengericht kommen. Das ist der nächste Schritt – da werden sie eingebuchtet.«

»Wie viel Zeit bleibt bis dahin?«

»Monate. Es kann so lange dauern, dass man vergisst, was man verbockt hat. Wenn ich Glück habe, kann ich im Frühjahr noch Ferien in Wales machen.«

Rein, raus, rein, raus. Den ganzen Tag rein, raus, rein, raus. Die Mühlen der Justiz.

Die Ältesten hier sind die Justizwachtmeister. Alle paar Minuten bringt ein Gerichtsdiener ihnen Zettel mit Anweisungen des Gerichts, und sie schütteln ungläubig die Köpfe. Die Rechtsanwälte, frisch und nüchtern, wandern selbstvergessen zwischen den Gerichtssälen und dem Foyer hin und her. Stuarts Anwalt sieht aus, als brauchte er sich noch gar nicht zu rasieren.

Soweit ich es zusammenbekomme, ist an dem Abend in der Wohnung Folgendes passiert:

Eines Nachmittags hat Stuart seinen Nachbarn in der Kneipe als warmen Bruder bezeichnet.

»Nee«, unterbricht Stuart. »Ich *hab* nicht gesagt, dass er warm ist.«

Entschuldigung. Stuart hat seinen nächsten Nachbarn nicht als warmen Bruder bezeichnet.

Smart nickt. »Genau darum geht's. Er *dachte*, ich hätte ihn als Warmen bezeichnet, aber das stimmt nicht. Und da steckt er den Kopf zum Fenster raus und schreit: ›Hast du mich einen dreckigen Schwuli genannt?‹ Dann kommt er rausgestürmt, fuchtelte mit den Armen und funkelt mich an.«

Der Nachbar ist ein Militärfan – einer, der davon träumt, unliebsamen Angehörigen des saudischen Königshauses mit bloßen Zähnen die Gedärme rauszureißen.

»Und du hast nichts in der Art zu ihm gesagt?«

»Nee.«

»Was hast du denn gemacht?«

»Bloß seinen Kumpel *gefragt*, ob er warm war.«

Manchmal hat Stuart so viel Einfühlungsvermögen wie ein Frosch.

»Aber damals«, wehrt sich Stuart, »hat der Kumpel nur gelacht und gesagt: ›Red keinen Stuss‹, und mir erzählt, dass er an vorzeitigem Samenerguss leidet.« Stuart dachte sogar, nach dieser Unterhaltung würde alles wesentlich besser, denn wie er dem Freund bereitwillig gestand: »Ich leide unter demselben Problem. Das ist ja direkt interessant.

Hab ich dir erzählt«, fragt Stuart, als wir im Foyer des Gerichts warten, »dass sie die Anklage auf ›Mordversuch‹ ausweiten wollen?«

»Mit welcher Begründung?«

»Weil der Kerl sagt, ich wollte ihm den Kopf abschneiden.«

»Stimmt das denn?«

»Ja, und wenn der Hundsfoth stillgehalten hätte, hätte ich's auch geschafft.«

Stuarts Anwalt, Klemmbrett unterm Arm, löst sich aus dem Strom der Juristen, kommt mit langen Schritten herüber und hockt sich vor uns hin.

Stuart gibt zu, dass er des »Raufhandels« schuldig ist (»dafür stehe ich ein«), weist alles andere aber von sich, besonders den Vorwurf der »Morddrohung« und des »Mordversuchs«.

»Na klar, denn er ist ja ohne Kratzer davongekommen, also habe

ich ihn offensichtlich nicht verletzt. Ich bin vielleicht ausgerastet, ein bisschen wild geworden, hab meine Wohnung demoliert und die halbe Polizei aus dem Bett geholt, aber dass er unverletzt ist, beweist, dass ich nicht durchgedreht bin.«

Junganwalt klopft mit dem Finger auf seine Liste.

»Einige Punkte möchte ich noch klären, bevor wir reingehen. In einem Polizeibericht steht, die Beamten hätten rauchendes Öl gerochen bei ihrem Eintreffen. Was war das?«

»Frittenöl.«

»Äh, Frittenöl. Natürlich.« Er klopft weiter.

»Ich habe einen Polizisten am Fenster gesehen. Ich war schon nicht mehr bei mir und dachte, ich müsste mir den Teufel aus dem Leib brennen. Deshalb hab ich die Bratpfanne aufgesetzt. Ich wollte mich selbst verletzen, und um mich umzubringen, wollte ich mir das Öl über den Kopf gießen. Bevor ich dazu gekommen bin, ist der Strom ausgefallen. Um mich trotzdem zu verletzen, habe ich mich mit dem Messer geschnitten, angefangen, mein Blut zu trinken und die Tür abgesperrt.«

Eine weitere Frage betrifft Stuarts Kautionsbedingungen, die vorsehen, dass er bei Mutter und Stiefvater in Midston wohnt, über der Gastwirtschaft, die sie dort betreiben. Die Polizei kann nicht fassen, dass Stuart überhaupt gegen Kautionsbedingungen freigegeben ist.

»Aber Sie möchten, das ändern, damit Sie sich nicht ständig bei Ihren Eltern aufhalten müssen«, sagt der Junganwalt, als hätte er es mit einem verwöhnten großen Kind zu tun.

»Ich verstehe, dass die Staatsanwaltschaft davon nicht begeistert ist«, gibt Stuart zu. »Aber es scheint mir wenig sinnvoll, mich als Alkoholiker über einer Kneipe wohnen zu lassen.«

Junganwalt macht ein weiteres Häkchen, tippt nachdenklich an das Klemmbrett, dann steht er auf und kehrt in den Strom der Kollegen zurück, die zwischen den Türen einhereilen, ohne nach links oder rechts zu schauen. Stuart und ich schlendern zur Hinweistafel und gehen in den vorgesehenen Gerichtssaal, der ganz anders ist als der, den ich von meinem einmaligen Gastspiel auf der Anklagebank

in Erinnerung habe. Der Saal in meiner Erinnerung war braun und vollgestopft wie eine Tenniel-Zeichnung, und der Richter auf dem hohen Stuhl hatte über mir gedrät wie eine Wolke. »Nehmen Sie die Hände aus den Hosentaschen, junger Mann«, hatte er mit Donnerstimme gesagt.

Dieser Saal ist geräumig und hell. Die Sonne scheint durch ein Fensterreihe über uns und fällt auf die freundliche, rücksichtsvolle Dame, die an dem hellen Holztisch vor uns das Sagen hat. Wir sind ein paar Minuten zu früh für Stuarts Verhandlung und werden von einem Gerichtsdiener in die hinterste Zuschauerreihe verwiesen, wo wir Platz nehmen und ehrfürchtig-aufmerksame Gesichter aufsetzen. Bei solchen Gelegenheiten gibt jede Höflichkeit schon Anlass zur Hoffnung. Der Fall vor Stuart nähert sich dem Ende. Es geht um einen beliebten Mann, »in seiner Gemeinde hoch angesehen«, der, »was sonst nicht seine Art ist«, bei Tesco auf der Toilette einem wildfremden Menschen mit der Faust ins Gesicht geschlagen hat. Er sieht aus, als würde er normalerweise eine Sherryflasche benutzen. Er bekommt drei Monate Gemeinschaftsdienst.

Eine halbe Stunde später sind wir wieder draußen, und Stuart zerrt den Schlips runter, als schüttelte er ein lästiges Insekt ab. Die Richterin hat erklärt, dass der Fall außerhalb ihrer Zuständigkeit liegt, und darum gebeten, dass er mit aller Dringlichkeit dem Geschworenengericht vorgelegt wird, da es zu riskant ist, einen meserschwingenden, alkoholkranken Soziopathen in einem Wirtshaus wohnen zu lassen.

»Was meinst du, wie lange du kriegst?«

»Hängt davon ab, wie der Richter an dem Tag drauf ist. Wenn er Zoff mit seiner Alten hatte, kann es sein, dass er mir zehn Jahre aufdrückt.«

Einer der Drogenhändler, die bei dem Schlag gegen Ruth und John gefasst worden waren, hatte mit sieben Jahren gerechnet. Es war sein zweiter Verstoß. Eine gefährliche Droge. Der Richter war als harter Hund bekannt. Aber am Morgen der Verhandlung erschien der Richter nicht. Eine Hüftoperation war dazwischenge-

kommen. Ein nachsichtiger Strafrichter vertrat ihn, und der Dealer kam mit drei Jahren davon. Ich weiß, es ist eine Platitüde, aber mich schockt es immer wieder: Rechtsprechung hat mit Gerechtigkeit wenig zu tun.

»Es muss bei sechs anfangen«, überlegt Stuart. »Sechs plus. Zuletzt hatte ich zweimal fünf, und ich bin ja immer noch nicht klug geworden, oder?«

Das Amtsgericht Cambridge liegt dreißig Meter über der Straße, in schwindelnder Höhe oben auf dem Parkhochhaus der Innenstadt. Im Lift nach unten riecht es nach Urin und Asche. Es mutet wie Ironie an, dass Ebene D, wo die Obdachlosen schlafen, im gleichen Parkhaus vier Stockwerke unter der Erde liegt: Ein Aufzug verbindet das Hauptreservoir an Gefängniskandidaten direkt mit der Institution, deren Aufgabe es ist, sie ins Gefängnis zu bringen. Wir steigen aus. Ganz in der Nähe sehen wir ein paar abgerissene Gestalten: Einer bettelt an der Telefonzelle, einer lagert unter Decken und Bierdosen an der Mauer, ein Dritter spielt auf einer Blechflöte – alle möchten Polizei und Justiz den Weg hinunter in die noch vier Etagen tiefer Hegende D-Ebene ersparen.

Stuart nickt dem Flötenspieler zu.

»Komisch, neulich abends habe ich mich noch mit einem Kumpel darüber unterhalten, was aus den ganzen Leuten geworden ist, die wir aus der Zeit in der Fürsorge kennen. Wie viele davon sind auf der Straße gelandet. Matt Starr ist ein Fixer geworden, vorigen Samstag hab ich ihn völlig platt auf einer Bank gesehen; Ali Crompton, Fixerin, sechs Monate wegen Ladendiebstahl, wird regelmäßig von ihrem Typ verdroschen, Timmy Dingsda ... Harris ... tödlich mit dem Auto verunglückt, sein Bruder Mike auch, aber mit 'nem andern Wagen, nach einem Einbruch; Julie Dover verkauft sich, um ihren Stoff zu bezahlen. Acht von zehn sind süchtig, im Knast oder tot. Zwei Brüder waren wegen Mord angeklagt. Der eine hat schon zweimal vier Jahre wegen gefährlicher Körperverletzung gesessen – jetzt hat er jemanden im Park umgebracht, und sie haben auf Totschlag erkannt. Der andere war nur wegen Kleinigkei-

ten im Bau und hat sechs Jahre gekriegt, weil er achtzehn Mal auf seine Frau eingestochen hat.«

»Hast du gewusst, wer von den Leuten auf der Straße die Kurve kriegen würde, wer zurechtkommt und wer nicht? Der Mann, der seine Frau erstochen hat – hast du es kommen sehen, dass er mal so was macht?«

»Nein, aber das sag ich dir doch die ganze Zeit. So hab ich die Welt nie betrachtet. So leb ich nicht. Weil du so ein scheißgeregeltes Leben hast, soll ich jetzt denken wie du und alles in die richtige Perspektive rücken. Das kann ich nicht. Ich könnte noch nicht mal sagen, wie ich mir mein eigenes Leben vorgestellt hab.«

Wir gehen schweigend durch das nicht eben mondäne Lion-Yard-Einkaufszentrum, wo »Topple« starb, vorbei an dem *Big Issue*-Verkäufer, der Sean heißt und sich in den Bauch spritzt, und an der Baker's-Oven-Bäckerei plus Teestube, auf deren Dach »Scouser« schläft. Dort finden sich gute Schokoeclairs in den Mülleimern, allerdings manchmal – wenn der Filialleiter einen schlechten Tag hatte oder ein Penner besonders hastig und rücksichtslos gewühlt hat – mit Staub und Glassplittern vermischt.

»Ich frage mal anders«, sage ich. »Wenn du eine Sache herausgreifen müsstest, ein Erlebnis, das dich zu dem hat werden lassen, der du bist – was wäre das?«

»Der Tag, an dem ich die Gewalt entdeckt habe.«

Das sagt er immer so.

»Der Tag, an dem ich die Gewalt entdeckt habe« – als hätte er einen wunderbaren Schatz gehoben.

21

»Vieles von dem Wahnsinn heute geht auf die Zeit zurück, als ich zehn, elf, zwölf war.«

Die Entdeckung der Gewalt: Mit 10-12

»Spasti-Stu! Spasti-Stu! Spasti-Stu!«

»Wabberfuß!«

»Spaghetibein!«

Bobby und Johnny Grimes stoßen aus den Wolken, segeln mit ausgebreiteten Armen ballettreif über die Straße und kreischen wie Stukkas. Midston 1979. Schauplatz: vor dem VG-Laden.

»Blödi-Alarm, Punkt neun Uhr.«

»Sieht böse aus, Dad im Kittchen, Spatzenhirn, ganz, ganz schlimm dran, eliminieren!«

»Hinkebub!«

»Stinkebub!«

»Tschingaaah ... Blödi! Paki! Blödi! Paki! Blödi! Paki ...«

»Krüü-üpel!«

Nnnngguuuoooo ... *Matschbirne, Matschbirne, Matschbirne ...* «

Als er älter war, lernte Stuart, dass er seinen Beinen Beine machen konnte, indem er hineinstach. »»Lebt, ihr Beine, verdammt noch mal« sag ich zu ihnen. Schlüssel, Kuli, was ich gerade in der Tasche hab. Ich tu ihnen weh und steche sie, damit sie spüren. ›Lebt, Beine, lebt.««

Aber an dem Tag, an dem er die Gewalt entdeckte, waren sie langsam.

»Packt ihn! Zieht ihn an den Haaren! Haut ihm die Nase platt!«, riefen diese schrecklichen Kinder aus dem *Herrn der Fliegen*. »Stellt ihm ein Bein! Tretet ihn! Reißt ihm die Augen raus!«

Schlapp, schlapp, schlapp machten Stuarts Beine. Meter für Meter, Minute für Minute. Von der Fore Street zur North Street, von Fenner's Green zum Kirchhof, von der Spense Road zum Fluss und nach Castle Hill.

»Wie heißt ein Typ ohne Arme und Beine, der mit Vollgas den Berg runtersaust?«

»Bob!«

»Wie heißt ein Typ ohne Arme und Beine, der im Suppentopf vor sich hin brodelst?«

»STU!«

Schlapp, schlapp, schlapp machten Stuarts Beine.

Vor der Kirche stieß noch die Schwester der Grimes hinzu, hüpfte hinter ihnen her und ließ bei jedem Schritt ihren Pünktchenrock bis zu den Schultern fliegen.

Stuart stapfte durch eine Hecke, einen Fußweg hinunter und durch den Park, verfolgt von blutrünstigem Geschrei.

»Drei Frauen, alle angebufft, ja?«, flüsterte Bobby, im Laufschrift jetzt, einen Meter hinter ihm. »Alle haben ein Brot im Ofen. Sagt die erste: ›Ich stricke diesen süßen rosa Pulli, weil ich hoff, dass es ein Mädchen wird.‹ Sagt die zweite: ›Ich stricke diesen süßen blauen Pulli, weil ich hoff, dass es ein Junge wird.‹ Da hält die dritte ihren Pulli hoch und sagt: ›Bei mir wird's hoffentlich ein Spasti, ich hab die Arme vermasselt!«

»Stuuuaart, wir machen dich kaaaalt«, flüsterte ihm Johnny in das andere Ohr. Sanft, langsam und zärtlich.

Stiefvater Paul kochte gerade Tee, als Stuart schließlich in die Küche stolperte.

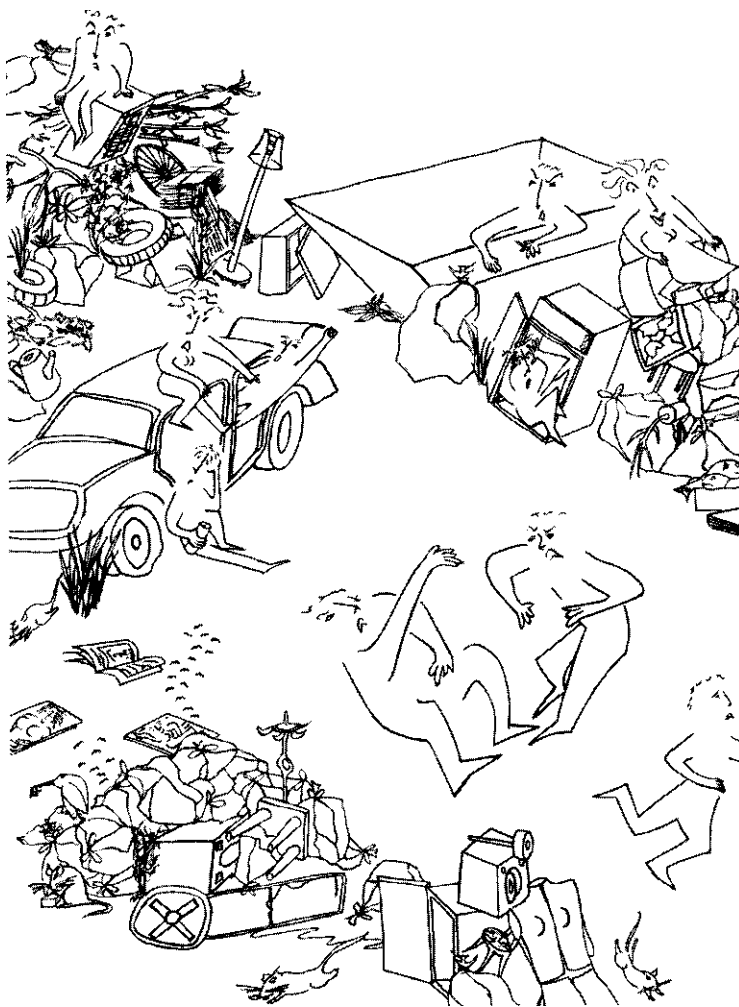
Doch statt ihn zu bemitleiden, wandte auch er sich gegen den Jungen.

»Er hat gesagt, wenn ich nicht rausgeh und mich wehre, würde er mich versohlen«, erinnert sich Stuart.

»Nein«, widerspricht Paul, »das hätte ich nie gesagt. Ich hatte nie gesagt, dass er von mir Prügel bekommt.«

1980: Larry Holmes schlug Muhammad Ali k. o.; Henbit gewann das Grand National auf nur drei gesunden Beinen.

Stuart Shorter, ein Meter dreißig in seinen Nylonsocken, machte die Küchentür auf, ging durch den Garten und rammte Bobby, dem größeren der beiden Hänsler, seinen Schädel ins Gesicht.



Für Stuart ist dieser Vorfall der Dreh- und Angelpunkt seines ganzen Lebens. Es war der unverhoffte Augenblick, in dem er etwas Macht errang, und auf einmal war der Schwächling stark. In seiner Mordgeschichte »so im Stil von Tom Clancy« entspricht der Kopfstoß gegen Bobby dem Moment, wo der Zeitzünder der für den Präsidenten bestimmten Anthraxbombe die Null erreicht, bloß wird bei Stuart der Gute nicht gerettet. Vielleicht wäre er noch zu retten, wenn Stuart nicht das Pech eines Hiob hätte. Aber in diesem Krimi haben die Bösen ein paar Tricks mehr auf Lager. Nicht zuletzt den, dass Stuart nicht genau weiß und noch nie genau gewusst hat, ob er nicht selbst einer von den Bösen ist.

Das nächste halbe Jahr nach dem Triumph über die Brüder Grimes war ein Fest der Kopfstöße. »Ehrlich, vor einem Jahr haben sie mich geröntgt und einen Haarriss im Schädel testgestellt, der da sein muss, seit ich zehn oder zwölf war.«

»Wird man davon nicht bewusstlos?«, frage ich. »Wenn ich jemanden mit dem Kopf rammen würde, würde ich umfallen.«

»Ja, genauso ein Typ bist du, gell? Patsch! Du liegst am Boden, und der andere fragt sich, ob er *dich* umgehauen oder ob ihn eine Fliege gestreift hat.«

»Es muss aber doch wehtun«, erwidere ich steif.

»Nicht, wenn man es richtig macht. Kinn runter, Blick nach oben. Wenn du den Typ festhalten kannst, umso besser, dann springst du ab und haust rein. Immer ein kaputtes Nasenbein, wenn man es richtig macht. Mir ist von Kopfstößen, die mir andere verpasst haben, die Nase aufgeplatzt, und ich hatte schon Beulen am Auge, die waren dick wie Hühnereier.

Na ja, gut«, ergänzt er nachdenklich, »manchmal kriegt man schon ein bisschen Kopfweh hinterher, weil beim Aufprall das Gehirn in der Rübe durchgeschüttelt wird, und aus dem Fernsehen weiß ich, dass der Schädel innen nicht glatt ist, wie man vielleicht meint, sondern scharfe Kanten hat. Aber das ist nach 'ner Stunde vorbei.«

Im Kampf forderte Stuart seine Gegner auf, fester zuzuschlagen oder eine Eisenstange zu nehmen, weil sie so zarte Fäuste hätten.

Wenn er Tritte ins Gesicht bekam, rief er: »Kannst du das nicht besser? Bist du eine Trulle oder was?«

Die Brüder Grimes versuchten ihr Ansehen in der Gemeinde wiederherzustellen. Sie setzten einen Rückkampf auf einem Schrottplatz an und verbreiteten, dass Ballaballa-Stu, der Typ mit den vielen neuen Beulen am Kopf, fertig gemacht werden würde.

Kinder aus dem ganzen Dorf waren zwischen den Schrotthäufen versammelt, hockten auf alten Autos, in Kühlschränken, auf ausrangierten Sesseln, von Fliegen umschwirrt, als Stuart eintraf. Niemand konnte Spasti-Stu leiden. Bobby und Johnny standen in der Mitte, laut Stuart »mit Stahlkappenschuhen bewaffnet«. Links und rechts ragten riesige Müllberge hoch. Stuart war barfuß.

»Ging ja nicht anders. Mit Schuhen konnte ich mich ja nicht bewegen, gell? Zu schwer für die Beine.«

Er ging direkt auf Bobby zu und versetzte ihm einen Kopfstoß.

Alles voll Blut. Kampf vorbei.

Was ich an diesem Streich bewundere, ist die fehlende Fairness. Stuart ging es nicht um Ehre oder Beifall oder das Einhalten von Spielregeln. Er dachte nicht daran, sich erst mal hinzustellen und gepflegt die Stimmung aufzuheizen. Er wollte den Sieg, und er holte ihn sich. Die blöden Grimes-Jungs wussten nicht, dass ein Kampf keinen Anfang, sondern nur ein Ende braucht. Nicht Verrücktheit an sich, sondern Gesetzlosigkeit macht Angst.

Johnny nahm Reißaus. Stuart ging hinter ihm her, über den mit Blechabfällen übersäten Schrottplatz und den frisch gemähten Bowlingplatz bis zur Grimes'schen Haustür, wo Johnny, der ein paar Minuten früher angekommen war und sich bewaffnet hatte, »mit einer Axt in der Hand vor der Treppe stand«.

»Na los! Mach schon! Schlag zu!«, ermunterte ihn Stuart.

Da rief Johnnys Vater Stuarts Mutter an. »Der ist doch bekloppt«, sagt er, »der gehört eingesperrt, er ist eine Gefahr für all unsere Kinder.«

»Es waren also die Kinder von Midston, die angefangen haben, dich zu versauen?«, resümiere ich.

»Nein. Das waren einfach nur Kinder, drauf auf die Schwachen. Viele Kinder werden von anderen tyrannisiert und überstehen das. Sie werden vernünftig. Aber ich – ich hab beschlossen, zu beweisen, dass ich verrückt bin.«

Ein halbes Jahr später merkte Stuart, dass er seinen Verstand nicht mehr unter Kontrolle hatte.

An dem Nachmittag, als er die Gewalt entdeckte und Bobby den Kopfstoß versetzte, weckte oder erschuf Stuart (er weiß nicht recht, was von beidem) einen Aspekt seiner Persönlichkeit, mit dem er eine Zeitlang bewusst spielte, wie phantasiebegabte Kinder es mit einem imaginären Freund tun. Aber dann wurde er zu stark für ihn und verwandelte sich in ihn selbst.

»Ein gebildeter Mensch würde wahrscheinlich besser damit fertig, weil er im Kopf stärker ist. Je mehr ich mich bemühe, es in den Griff zu bekommen, desto schlimmer wird's. Meine Wut hält sich an kein bestimmtes Schema. Ich seh sie noch nicht mal kommen. Ich führe Selbstgespräche, und je beruhigender ich auf mich einrede, desto wilder werde ich oft. Wie ich das hasse. Ich liege da und phantasie, rede mit mir selbst, ziehe irre Palaver ab. Tagelang bleib ich im Bett, geh nicht aus dem Haus, mach die Fenster nicht auf, geh nicht an die Tür, geh nicht ans Telefon. Da werde ich echt paranoid. Na, ich nenn's paranoid, aber die Ärzte sagen mir immer, es ist nicht paranoid, es ist Angst. Ich erlaube mir, anderer Meinung zu sein.«

Als ich ihn kennen lernte, wollte Stuart sich von einem Psychiater bescheinigen lassen, dass er verrückt sei. Wenn er das erst schwarz auf weiß hatte, fand sich vielleicht auch ein Medikament, das aus ihm wieder einen normalen Menschen machte.

Stuarts Arzt attestierte ihm stattdessen eine Borderline-Persönlichkeitsstörung (BPS) – manchmal auch »Jekyll-und-Hyde-Syndrom« genannt. BPS ist nicht direkt Wahnsinn, doch die Sterberate der Betroffenen ist ähnlich hoch wie bei bestimmten Krebserkrankungen. BPS heißt nicht etwa »Borderline« (Grenzfall), weil sie we-

niger als eine Persönlichkeitsstörung wäre, sondern weil sie im Gegenteil an den Wahnsinn grenzt. Sie liegt im Schatten der Psychose.

Im 18. Jahrhundert begannen Ärzte, die Menschen in den Heilanstalten näher zu untersuchen und stellten fest, dass einige dieser Patienten keineswegs den Verstand verloren hatten: Sie konnten normal zwischen Wirklichem und Unwirklichem unterscheiden, doch sie litten schrecklich unter ihrer Impulsivität und ihrem Jähzorn, und ihre mangelnde Fähigkeit zur Selbstbeherrschung zog andere in Mitleidenschaft. Es schien, als lebten sie in einem Grenzland zwischen völliger Verrücktheit und normalem Verhalten und Empfinden.

Diese Menschen, die weder verrückt noch geistig gesund waren, gaben den Psychiatern auch in den nächsten hundert Jahren noch Rätsel auf. In diesem »Grenzland« brachten Psychiatrie und Gesellschaft ihre Straftäter, ihre Alkoholiker, ihre Lebensmüden sowie Menschen mit instabilem Gefühlsleben oder unberechenbarem Verhalten unter – um sie einerseits von solchen mit eindeutiger definierten psychischen Erkrankungen zu trennen (wie etwa die so genannte Schizophrenie und die manisch-depressive oder »bipolare« Störung) und andererseits von »normalen« Menschen ...

Anfangs dachten die Schüler Freuds, mit der Gesprächstherapie [Psychoanalyse] sei allen psychisch Kranken, außer den an einer schweren Psychose Leidenden, zu helfen. Doch über die Jahre trafen sie immer wieder auf Patienten aus dem oben beschriebenen »Grenzland«: Menschen, die nicht psychotisch waren und doch auf die Gesprächstherapie nicht wie erwartet ansprachen. Die Therapeuten gingen dazu über, die »Borderliner« nicht nur nach ihren Symptomen, sondern auch nach den besonderen Problemen zu definieren, die den Symptomen zugrunde lagen, und nach der Wirkung, die diese Menschen auf andere hatten. Die Symptome der Borderline-Patienten sind die gleichen, derentwegen die meisten Menschen psychiatrische Hilfe suchen: Depression, Stimmungsschwankungen, Gebrauch und Missbrauch von Drogen und Alko-

*hol zur Minderung des Missempfindens, Zwangsvorstellungen, Phobien, das Gefühl von Leere und Einsamkeit ... Zusätzlich jedoch fiel es Borderline-Kranken ausgesprochen schwer, ihre Wutgefühle im Zaum zu halten. **

Zwei weitere Symptome von BPS sind selbstverletzendes Verhalten und das Unvermögen, sich an Einzelheiten aus der eigenen Lebensgeschichte zu erinnern.

Auf ein Merkmal von BPS bin ich bei meiner Lektüre zum Thema nicht gestoßen, aber es lässt den populärwissenschaftlichen Namen »Jekyll-und-Hyde-Syndrom« in Stuarts Fall besonders passend erscheinen. Zum einen scheint Stuarts Persönlichkeit zwischen Friedlichkeit und Raserei gespalten zu sein, zum anderen ist er überhaupt erst dadurch aus dem Gleichgewicht geraten, dass er seinen Hyde *entdecktet* (genau wie Henry Jekyll in Robert Louis Stevensons Roman), auch wenn er ihn eine Zeit lang steuern und den Ausweg aus der Schwäche genießen konnte, den diese gewalttätige Seite ihm bot. Dann merkte er, wie Henry Jekyll es beschreibt, »dass mein eigentliches, besseres Ich mir allmählich entglitt und das zweite, schlechtere Ich immer mehr von mir Besitz ergriff«.

»Von dem Tag an, als ich die Gewalt entdeckt hab«, sagt Stuart, »hab ich mich fünfzigmal so stark gefühlt. Endlich mal normal, körperlich einfach normal, weil ich diese Kraft hatte. Und wenn du von klein auf tyrannisiert und her umgestoßen und Spasti genannt wirst, lernst du schnell, dass Gewalt und Irrsinn den Leuten Angst machen und dass sie dann ein bisschen Respekt vor dir haben.«

Wenn er sich bewusst in eine Wut hineinsteigerte, konnte er sogar »die Schmerzgrenze überwinden« und spürte nichts mehr bei einer Prügelei. »Ja, Wahnsinn und Gewalt, dann haben sie ein bisschen Respekt. Das Dumme ist, als ich älter geworden bin, konnte ich's nicht mehr steuern und hab gemerkt, dass es die falsche Art von Respekt war.«

* www.borderlinedisorders.com

In Stuarts letzten beiden Jahren an der Roger-Ascham-Schule für Behinderte – bis zu dem Tag, an dem er Bobby das Gesicht einschlug, und danach – geriet er zunehmend außer Kontrolle. Schnitt er in einem Fach in einem Schuljahr gut ab, tat er alles, um es im nächsten zu verpatzen. In Englisch:

I think he sometimes doesn't bother to think about his work enough.

Ich glaube, ergibt sich manchmal einfach nicht genug Mühe mit den Aufgaben.

Doch in Mathematik: »Sehr erfreuliche Leistung in diesem Jahr«, »enormer Fortschritt«. »Ein sympathischer Junge, auch wenn Schereereien ihm nicht fremd sind!«, schreibt der Schulleiter. Stuart war kein geborener Straftäter, glaubte er. »Wenn er nett ist, ist er sehr, sehr nett...«

Im nächsten Jahr gibt er sich in Englisch »große Mühe«. Seine »Leistung ist unbeständig«, doch »im Stückeschreiben fand ich seinen Beitrag besonders erfreulich«. Dafür ist jetzt Mathe über Bord gegangen:

SUBJECT

Arithmetic: It is such a pity that Stuart's attitude to Maths is poor. He is a distracting influence on the rest of the class, and makes little effort to remedy his mistakes.

Rechnen: *Stuarts Einstellung zum Rechenunterricht lässt leider sehr zu wünschen übrig. Er lenkt die Klassenkameraden ab und gibt sich wenig Mühe, seine Fehler abzustellen.*

Selbst wenn man über seine Entdeckung der Gewalt Bescheid wusste, schien es unmöglich, aus dem Jungen klug zu werden.

Doch es gab durchaus eine Erklärung für dieses sprunghafte Verhalten, das heute als symptomatisch für bestimmte Krankheitsformen angesehen wird.

Zwischen diesen zwei Stücken Papier, Stuarts letzten beiden Zeugnissen von der Roger-Ascham-Schule, hatten sein liebevoller Bruder und sein Babysitter angefangen, ihn zu vergewaltigen.

22

Aus dem Frühling wird Sommer. Nichts ändert sich. Stuart bekommt einen neuen Wagen und fährt ihn »in einem Kreisel zu Schrott«.

»Ehrlich. Die Scheißbäume haben mir zum Schädel rausguckt.«

Er findet eine Freundin. »Ich war auf dem Heimweg von der Kneipe, da stand sie auf der anderen Seite«, sagt er in eigenartig poetischen Worten und wird rot dabei. »»Küsschen gefällig?«, sag ich. Und sie sagt: »Ja, *bitteh* Ist das nicht irre? Sie sagt, sie ist in mich verknallt, seit sie klein war.«

»Was? Trotz der ganzen Probleme? Obdachlosigkeit? Gefängnis? Fürsorge? Ist sie noch richtig im Kopf?«

»Hab ich mich auch gefragt. Mann, großes, gesundes Mädchen, wenn du verstehst, was ich meine. Sie schafft mich echt.«

Mit einer Mischung aus Viagra und Ecstasy im Verhältnis eins zu anderthalb hat er ein Mittel gegen den vorzeitigen Samenerguss gefunden. Damit »bringst du die Wände zum Wackeln«.

Ein zweiter Wagen bleibt auf der A14 liegen. Stuart, ich und seine neue Freundin, die sich als psychiatrische Krankenschwester entpuppt, wandern über die Felder, um zu versuchen, ihn wieder flottzukriegen, aber der Motor ist hin. Mehrere Wochen lang komme ich an diesem automobilförmigen Blechhaufen vorbei, wenn ich Stuart in der Kneipe seiner Mutter und seines Stiefvaters besuche, wo er sich noch immer aufhalten muss. Das Auto steht so, wie es war, in einer Parkbucht, als wäre sein Besitzer eben mal pinkeln gegangen. Eines Abends stecken Vandalen dann die Sitze in

Brand. Acht Tage bleibt es noch stehen, schief, rußgeschwärzt und schlimm verbrannt. Dann ist es fort. Geblieben sind nur drei Schmutzflecke und eine Hand voll Windschutzscheiben-Sicherheitsglas, sauber am Straßenrand zusammengefeigt.

Stuart ist manchmal voller Balsam in diesen Monaten: Der Kläger in der Messersache ist verschwunden, der Zeuge will nicht aussagen, Stuarts Anwalt hat in der Klageschrift einen Widerspruch entdeckt. Zu anderen Zeiten ist er wieder auf Heroin, »knall mir die Birne zu«: Zwei weitere Zeugen werden gefunden, und der Anwalt hat seinen Namen vergessen. Achtmal wird er auf die Dringlichkeitsliste für einen Termin am Geschworenengericht gesetzt, was bedeutet, er muss vierzehn Tage lang jeden Abend am Gericht anrufen und fragen, ob er am nächsten Tag vor die Geschworenen treten und sich für den Rest seines Lebens ins Gefängnis schicken lassen darf. Jedes Mal vergehen die vierzehn Tage, ohne dass sein Fall zur Verhandlung kommt; er wird von der Liste genommen und kann sich noch einen oder zwei Monate entspannen. Der Vorwurf des Mordversuchs kommt wieder ins Gespräch. Wieder sieht es aus, als würde die Anklage ihn aufgreifen.

Der Herbst kommt. »Wenn ich wissen wollte, wo die Obdachlosen schlafen, weil ich sie zählen will«, sage ich eines Tages zu Stuart, »wohin gehe ich da?«

»Darfst du mich nicht fragen. Wo sie eine Woche sind, läuft in der nächsten vielleicht nichts mehr, weil die Polizei durchgegriffen hat, oder es wird gebaut, oder einer hat einen anderen genervt, und wo es gestern ganz friedlich zuging, ist heute Abend der Teufel los.«

Ich habe eine Idee für einen Artikel, erkläre ich. Das Wohnungsamt der Stadt hat eine Straßenzählung durchgeführt und in ganz Cambridge nur neunzehn Obdachlose gefunden. Jeder weiß, dass das Unsinn ist – sie haben gelogen, gemogelt oder sich verzählt. Es hängt aber Geld daran.

Wenn die Zahl niedrig ausfällt, gibt's von der Regierung Zuschüsse und Beifall; liegt sie über zwanzig oder dreißig, streicht die

Regierung mit ihrer Alice-in-Sowjetrussland-Logik die Zuschüsse und wird giftig.*

Cambridge, die Obdachlosen, Verdacht auf Korruption: Mit dieser Mischung sollte es mir gelingen, einen Zeitungsartikel zu verkaufen und selbst ein paar Pfund an den Obdachlosen zu verdienen.

Die Sache hat nur einen Haken: Für den Artikel muss ich selbst eine Zählung durchführen. Ich muss wissen, wo die Obdachlosen schlafen, besonders die besser versteckten Stellen, wo die Stadt vielleicht gar nicht erst nachsieht, muss ich kennen.

»Wen kann ich denn fragen? Bei den Outreach-Leuten war ich schon. Es würde sie den Job kosten. Die Wohnheimmitarbeiter auch. Alle murren, aber keiner kann was machen.« Es gibt noch einen Grund, warum Stuart selbst mir nicht helfen kann: Gestern ist er mit dem Messer auf seinen Stiefvater losgegangen, und das nimmt ihn sehr mit.

Ich habe an mehreren so genannten »Agency Meetings« zwischen Vertretern der Stadtverwaltung und Sozialfürsorgern teilgenommen, die bis zum Erbrechen nach dem immer gleichen Muster ablaufen: Vorher bekunden die frustrierten Fürsorger mit vorgerecktem Kinn ihre Entschlossenheit, einmal zu »sagen, was Sache ist«, hinterher stelzen sie wütend zum Büro zurück und knurren: »Da hätte ich denen beinahe Bescheid gesagt«, und dazwischen liegen anderthalb Stunden Speichelleckerei.

Es ist kein Wunder, dass die Regierung nicht weiß, woran sie ist – da sie über die Finanzierung wohltätiger Organisationen bestimmt, müssen die Organisationen nach ihrer Pfeife tanzen, und niemand sagt die Wahrheit. Ich bin völlig ratlos. Wie kann ich herausfinden, wo die Obdachlosen schlafen?

»Alexander, was ist denn los mit dir?«, gibt Stuart zurück. »Denk mal scharf nach.«

* Seither hat sich die Obdachlosenpolitik der Stadt verbessert. Das Wohnungsamt arbeitet jetzt (2005) engagiert und effektiv und koordiniert die Zusammenarbeit der einzelnen »Dienstleister« wesentlich besser.

Ich denke scharf nach und komme trotzdem nicht drauf. «Frag jemanden auf der Straße. Frag einen Obdachlosen.» Schon merkwürdig, dass man bei allem angeblichen Engagement noch vergisst, dass diese Menschen zu etwas nütze sein können.

Am Gericht von King's Lynn hat Richter Jonathan Haworth (möge die Schande auf ewig mit seinem Namen verbunden sein) die Geschworenen angewiesen, Ruth und John schuldig zu sprechen. Und am Gericht von King's Lynn soll Stuart schließlich der Prozess gemacht werden. Das Datum steht fest, sein Termin wird geprüft, bestätigt, ausdrücklich bestätigt, endgültig bestätigt, noch einmal geprüft.

Die gleichen Leute, die Ruth und John für schuldig befanden, »wissentlich den Verkauf von Heroin im Hause geduldet zu haben« – obwohl Ruth und John regelmäßig Gespräche mit der Polizei anberaumten (denen die Polizei meist fern blieb), obwohl sie ihre Drogenpolitik der Polizei zur Billigung vorlegten (die darauf nicht einging), obwohl sie Leuten schon auf den Verdacht hin, sie könnten von Drogenkäufen gesprochen haben, Hausverbot erteilt und einige Male die Polizei gerufen hatten, um mutmaßliche Drogenhändler zu entfernen (worauf die Polizei gewöhnlich erst nach Stunden reagierte, und ein oder zweimal ließ sie sich sogar Zeit, bis das Tageszentrum geschlossen hatte) – die gleichen Leute von Kings Lynn also sollen über Stuart urteilen. Es ist sogar derselbe Richter, Furcht erregend mit Perücke und Talar.

Wir fahren zusammen mit dem Zug hin.

Das lindgrüne Hemd von Stuarts Amtsgerichtstermin ist einem konservativ dunkelblauen gewichen, drei Nummern zu groß. Und er trägt sein bestes Paar Schuhe, schwarze Doc Martens, die abgestoßenen Stellen dick überkremt. Weil die rasche Freilassung von Ruth und John infolge der Kampagne eine saftige Ohrfeige für den ehrenwerten Richter Howarth gewesen war, fragen wir uns, ob er sich jetzt wohl an Stuart erinnert und ihn hinrichten lässt.

Dennoch ist Stuart guter Dinge. Ihm droht die Verurteilung wegen eines grässlichen Gewaltverbrechens, nachdem er bereits zweimal wegen grässlicher Gewaltverbrechen bestraft worden ist, und das zu einer Zeit, da der Innenminister, ein Mensch, der den eigenen Sohn zur Polizei schickt, die markige Baseballparole »Bei drei bist du draußen« ausgibt. Nach dem Urteil wird Stuart noch mindestens eine Woche in Freiheit sein, bevor das Strafmaß verkündet wird. Wahrscheinlich bekommt er fünfzehn Jahre oder mehr. Und doch trägt er das Ganze, als wäre es ein Ausflug nach Norfolk, um sich in den Spielhallen auszutoben. Woher nimmt dieser reizbare Mann mit seiner morbiden Phantasie die Zuversicht?

Der Zug rattert durch das flache schwarze Ackerland von Cambridgeshire, und wir unterhalten uns darüber, wie man Autos als Rammböcke einsetzt.

Wusstest du, fragt er, dass die besten geklauten Autos gefälschte sind?

Nein. Gefälscht wie Geldscheine? Die Blüten der Landstraße?

»Nee. Ein Auto, das eine neue Identität bekommt. Wenn du zum Beispiel eins hast, das im Eimer ist, einen Totalschaden, und dann klaust du eins, das nicht im Eimer ist, und machst aus dem Totalschaden ein neues«, erklärt Stuart mit einem Gesicht, als wären damit alle Unklarheiten zweifelsfrei beseitigt.

»Wie willst du denn aus dem. Totalschaden ein neues machen?«

»Na, Versicherungsfirmer verkaufen doch Unfallwagen, und Händler kaufen sie, um Ersatzteile auszubauen, ja?«

Ich nicke.

»Du kaufst also einen zu Schrott gefahrenen Ford Cosworth, klaust ein anderes Auto, tauschst die Kennzeichen aus, tauschst die Fahrzeugnummern aus, spritzt das geklaute um. Wenn du dich auskennst, kannst du eine scheinbar endgültig demolierte Karre so wieder verkehrstauglich machen.«

Klar wie recyceltes Maschinenöl. Stuart will mir, glaub ich, Folgendes erzählen: a) Schrotthändler ersteigern zu Bruch gefahrene Autos von Versicherungsfirmer, um an die Ersatzteile zu kommen;

b) auch Diebe können diese Autos kaufen; c) um eine Fälschung herzustellen (aber keine Blüte), stehlen Diebe ein fahrtüchtiges Auto am Straßenrand, entfernen alle seine Kennzeichen und verpassen sie dem Schrottauto; d) weil nun das völlig zertrümmerte Schrottauto ohne Windschutzscheibe und mit nur zwei Rädern die Kennzeichen des fahrtüchtigen Autos hat, lässt es sich wieder fahren.

Unverzüglich, wie Bertie Wooster sagen würde, lege ich den Finger auf den Fehler in der Argumentation.

»Den ganzen Aufwand treibst du also nur, um aus einem unbrauchbaren Auto mit bestimmten Nummern ein unbrauchbares Auto mit anderen, gestohlenen Nummern zu machen? Warum nimmst du denn nicht einfach das gute Auto und verpasst ihm neue Kennzeichen?«

»Wozu soll das gut sein? Es ist doch versaut.«

»Was? Nein! Das andere ist versaut. Das ersteigerte.«

»Quatsch. Das ist das *gute* Auto. Das geklaute ist nicht gut, weil es nicht rechtens ist, kapiert? Gut heißt nicht gut im Sinn von guter Qualität. Gut heißt gut, weil die Polizei dich nicht hochnimmt, wenn sie dich damit erwischt.«

Ein wunderbares Missverständnis! Das gefällt mir so an meiner Freundschaft mit Stuart: Noch die einfachsten Wörter bergen Überraschungen. Gerade zeigt sich, dass wir unter »gut« und »schlecht« nicht das Gleiche verstehen.

Die nächsten zehn Minuten verliere ich mich in heiteren Gedanken. Der Zug fährt in Ely ein und rumpelt wieder los, über den Bahnübergang, unter dem mürrischen Auge des Doms, entlang eines von silbernen Weiden gesäumten Kanals.

»Gut« und »schlecht« ist auch nicht alles. Genau besehen verstehen wir auch unter dem Wort »Auto« nicht das Gleiche. Wenn jemand mich bäte, ein Auto zu definieren, liefе das bei mir auf eine lange, philosophisch angehauchte, sachliche Beschreibung hinaus, wie bei Bitzer, der Mr. Gradgrind in Dickens' *Harten Zeiten* das Pferd erklärt: »Mittelgroßes Fahrzeug mit Eigenantrieb zum Transport für bis zu acht (sitzende) Personen, bewegt sich auf mindestens

drei Rädern und ist nicht an Schienen gebunden.« Für Stuart liegt die Antwort in einem einzigen Fakt: Ein Auto ist seine Nummern. Das »schlechte« gestohlene Auto wird zu einem anderen, »guten« Auto, weil die Fahrzeugnummern ausgetauscht worden sind, wozu man gewöhnlich die Motorteile mit »schlechten« eingestanzten Nummern durch entsprechende Teile aus einem demolierten, rechtmäßig ersteigerten »guten« Wagen ersetzt. Der rechtlich einwandfreie Blechhaufen, mag er auch Räder und Motor besitzen und sogar noch ein wenig fahren können, ist nun endgültig kein Auto mehr.

Diese Missverständnisse sind eine Offenbarung. Plötzlich treten Stuarts Leben und Denken zutage. Wie eine Lücke in der Hecke auf der Fahrt übers Land. Einen Moment lang zeigt sich eine Landschaft, die vorher nicht zu sehen war – Felder mit Mohn und Kornblumen, zu Monstergestalten verkrümmte Bäume. Dann ist sie wieder fort. Beschwingt fährt man weiter.

»Was macht man denn mit diesen Nummernautos?«

»Verkaufen. Als Fluchtwagen benutzen. Kommt drauf an.«

»Wie verkauft man die denn? Wie annonciert man ein Nummernauto?«

»Braucht man nicht. Die Leute wissen schon Bescheid. Feine Leute, weil, die haben das Geld, ja? Sogar richtig reiche Leute, die der Welt auf einem silbernen Tablett serviert worden sind, wissen von diesen Autos. Die kriegen das so in der Siedlung mit, ja?«

Stuart in Topform, mal wieder. Feine Leute in der Siedlung. Reiche Leute, die nicht nur mit einem Silberlöffel im Mund geboren wurden, sondern sich auf einem silbernen Tablett durch ihre Villen tragen lassen wie Spanferkel.

Der Junge ist wirklich ein Irrer.

Nein. Ist er nicht. Menschen wie Stuart – die Alleruntersten auf der Straße, ausgestoßen noch unter Ausgestoßenen, die ungebildeten, chaotischen Obdachlosen, die wirklich Kaputten –, Menschen, deren Erziehung und Ausbildung mit zwölf abrupt aufgehört hat, sie wissen einfach nicht, wie es in der großen Welt zugeht. Sie sind

von uns normalen Hausbewohnern ebenso abgeschnitten wie wir von ihnen. Wenn Stuart ein Irrer ist, dann ist er es im besten Sinn: weil er die übermenschliche Kraft hatte, sich von dieser Abgeschnittenheit nicht unterkriegen zu lassen. Weil er die beinahe unglaubliche Weltgewandtheit hatte, sich mit einem gebildeten, zartbesaiteten Menschen wie mir zu arrangieren und mich dabei *nicht* halb zu Tode zu ängstigen. Wenn Stuart ein Irrer ist, verneige ich mich vor den Irren.

»Also«, setze ich zögernd neu an, »wenn ich irgendwo eine Tür einrammen wollte, wo bekäme ich den geeigneten Wagen dafür?«

»Den klaut man sich.«

»Indem man das Fenster auf der Fahrerseite einschlägt und das Steuer mit Händen und Füßen in entgegengesetzte Richtungen reißt, um das Lenkradschloss zu knacken?«

»Bravo, Alexander«, sagt Stuart und sieht mich an wie ein zufriedener Gradgrind. »Und wenn auf der Straße zu viel los ist, um einen Stein zu nehmen?«

»Dann nimmt man einen Rohling. Einen normalen Schlüssel, der abgeschliffen worden ist und für viele Türen passt, statt nur für eine.«

»Richtig. Nicht passgenau, sondern fast genau. Wenn man sie ein bisschen hin und her dreht, geht die Tür auf. Und wenn man keinen hat?«

»Tut's auch ein Schieber«, erwidere ich glatt. »Das ist ein Blechstreifen wie die Dinger, die einen Paken Steine zusammenhalten. Man kürzt ihn auf fünfzig Zentimeter, schneidet links eine große Kerbe lein und rechts drei kleine. Dann in die Tür damit.«

»Genau, Alter.«

»Und wenn ich ein Nummernauto haben möchte?«

»Brauchst du als Rammbock nicht. Was soll das bringen? Du klaust irgendein Auto, weil du es ja doch anzündest oder den Motor oder die ganze Kiste kaputt fährst.«

»Mhm. Ja, und dann? Ich bin am Ort, sitze im Wagen, vor mir das Ziel ... « Ich deute auf unser Abteilfenster und stelle mir vor, es

sei die Schaufensterscheibe, in die ich hineinbrummen will, und dahinter, im Norfolkried und der Ouse, lägen massenhaft Sachen zum Mitnehmen. »Fahre ich frontal rein?«

»Nein, zuerst rückwärts. Der Kopf muss von der Scheibe weg sein.«

»Okay, erst rückwärts. Ka-wumm. Ich bin im Postamt, das Heck voller Schutt ...«

»Alexander, spinnst du? Auf die Tour überfällt man doch keine Post.«

Enttäuscht lasse ich das gedachte Lenkrad los. »Wieso nicht? Hast du doch auch gemacht.«

»Nein. Hab ich dir schon mal gesagt. Das war eine Brechstange.«

»Pardon. Was überfällt man denn mit dem Wagen?«

»Elektrogeschäfte, Lagerhäuser, kleine Läden. Du brauchst nicht mit dem Auto in ein Scheißpostamt zu brettern, die haben abends nie Geld in der Kasse, und auch sonst gibt's da nichts zu klauen, oder? Lass es dir von mir gesagt sein«, meint er wehmütig, »die Zeiten sind vorbei, wo sie auf der Post einmal in vierzehn Tagen eine große Lieferung Geld bekommen haben.«

Eine Atmosphäre unangenehmer Wichtigtuerei erfüllt die Pflasterstraßen von King's Lynn. Sowie der Zug anhält und die Türen aufgehen, klappern Scharen von Anwälten und anderen aus Cambridge verschickten Rechtspflegern den Bahnsteig hinunter zum Taxi-stand. Nach ihnen kommen die üblichen Verdächtigen in glänzenden Anzügen, flankiert von blassen jungen Frauen und kettenrauchenden Müttern. Sie schlendern träge zur Bushaltestelle. Die Anwälte werden am frühen Nachmittag zurückfahren, Ciabatta in der einen Hand, Handy in der anderen. Dann fährt auch der Bus mit den üblichen Verdächtigen wieder ab, jedoch mit einem oder zwei Kandidaten weniger.

Im Gericht entführt Stuarts Anwalt, der rotbackige, freundliche

Junge vom letzten Mal, Stuart in einen ruhigen Gang und redet leise und ernst auf ihn ein.

Von weitem sehe ich, wie Stuart die Stirn runzelt, wie er erschrickt. Mir sinkt das Herz in die Hose. Der Anwalt hat ja schon öfter gesagt, es sei ein Wunder, dass er überhaupt gegen Kautionsfrei ist, zumal sein Opfer und der Hauptzeuge noch in der Gegend wohnen, lebendig und erstechbar wie eh und je. Offenbar ist das Gericht jetzt zur Besinnung gekommen. Sie werden ihn in U-Haft stecken, und ich werde mich, bis das Buch fertig ist, in den Besuchsräumen irgendwelcher Gefängnisse mit ihm unterhalten müssen, nachdem Schäferhunde auf der Suche nach verstecktem Heroin meine Unterwäsche beschnuppert haben.

Einen Moment lang kommt mir »das System« in den Sinn: ein Angst einflößender, plumper, plattrußiger, schlampiger Staatsapparat, unbeständig und ohne jede Selbstkritik. Wer das System gegen sich hat, ist nicht mehr sicher vor ihm. Wenn es Ruth und John aufs Korn nehmen konnte, kann es gegen jeden anderen genauso wüten. Seine Maske ist die Sorge um das Gemeinwohl. Es schwelgt in aufgeblasener Scheinheiligkeit, wie Amisoldaten. Von Nahem besehen, ist es immer brutal.

Die Polizei hat Stuart noch nicht einmal Zeit gelassen, Zahnbürste und frische Wäsche einzupacken.

»Hat sich alles geändert«, bestätigt Stuart, als er schließlich zurückkommt.

Ich nicke resigniert.

»Was guckst du denn so traurig? Wir haben das falsch verstanden. Heute ist nicht die Verhandlung. Geht nur um einen Raufhandel, den die Bullen dazunehmen wollen, weil ich sie an dem Abend bedroht hab. Das Datum für den Prozess wird erst noch festgesetzt. Mir bleibt mindestens der Sommer. Vielleicht sogar noch ein halbes Jahr.«

»Und was ist mit dem Mordversuch?«

»Nee, den haben sie fallen gelassen. Lebenslang droht mir nicht mehr. Bin wieder bei sechs Jahren.«

»Du kommst jetzt also nicht ins Gefängnis?«

»Natürlich nicht. Was redest du denn? Sie können mich ja nicht gegen Kautionsfreilassung und das dann einfach wieder aufheben. Das solltest du aber langsam geschnallt haben, Alexander. Wir sind doch nicht in Nazideutschland!«

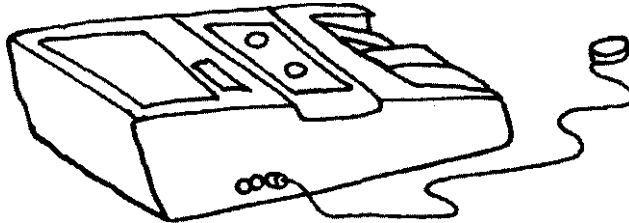
In bester Laune fahren wir zurück. Stuart plänkelt mit der Frau im Bahnhofscafé, spendiert mir ein warmes Sandwich mit Spiegelei und Speck – mein erstes überhaupt – und kauft jedem eine Dose Bier, die wir uns auf der Rückfahrt nach Ely zu Gemüte führen.

Es ist gut, sage ich mir, mich ab und zu ein wenig von Stuart zu lösen. Die Obdachlosen sind keine richtige Gemeinschaft. Sie gleichen einem Haufen Schulkinder, die durch räumliche Nähe, Angst, Kleinlichkeit und die Devise »Wie du mir, so ich dir« zusammengehalten werden. Stuarts Ansicht über sie besagt eigentlich nur, wie er sich selbst sieht. Um sich wirklich ein Bild von ihnen zu machen, muss man sich unter sie mischen. Auch das bestärkt mich in meiner Absicht, die Aussage von den angeblich nur neunzehn Unbehausten in Cambridge zu überprüfen. Es steckt also nicht nur der Wunsch dahinter, der Stadt eins auf die Nase zu geben, sondern auch aus Liebe zur Wahrheit stehe ich jetzt, um fünf Minuten vor Mitternacht, vor einer zum Drogenhandel genutzten öffentlichen Toilette der Stadt und warte auf einen selbstmordgefährdeten Glasgower Bettler, der einen Windhund im Wert von £ 600 besitzt und sich als Fachmann für Formel-1-Motoren bezeichnet, damit er mich zu seinen ebenso durchgeknallten obdachlosen Freunden führt und ich sagen kann: »Hallo, ich bin hier, um Sie zu zählen.«

Ich trage etliche Lagen dünner Kleidung übereinander und habe einen Kassettenrecorder in der Tasche. Ich komme mir vor wie ein Tiefseetaucher, der in seinen Anzug steigt – Sozialtaucher nenne ich mich.

Ein weiterer Grund für meine Ermittlungen ist, dass Ruth und John in zwei Monaten in Revision gehen. Die Kampagne ist nach

ihrer Freilassung zwar weitergelaufen, aber jetzt wird es Zeit, wieder einen Gang zuzulegen.



Jesus Green ist von Toiletten flankiert. Am Parkplatz auf der Ostseite gibt es ein kleines WC, in dem eine alte Frau täglich den Boden und die Becken putzt, bevor sie sich abends zum Schlafen um eine der beiden Kloschüsseln rollt. Auf der Westseite ein bei Homosexuellen beliebtes Häuschen mit fünf Pissbecken, das gelegentlich in Sittenprozessen Erwähnung findet. An der dritten Toilette stehe ich, und hierher kommen die Drogenkunden. Das Häuschen liegt genau richtig: nur durch den Fluss getrennt vom Arbeitsamt, dem Frauenhaus, dem Tageszentrum Wintercomfort und dem 74-Betten-Wohnheim in der Victoria Road – es ist die Apotheke des Viertels. Es sieht aus wie ein Cricket-Pavillon. Hinter dem mondbeschienenen Park, wo das Licht der Innenstadt zwischen den Buchen hindurchschimmert, ragen die Türme des St. John's und des Jesus-College empor. Ich stehe etwas seitlich im Lampenlicht, schaue so idiotisch harmlos wie möglich drein und werfe hin und wieder einen Blick auf die freundliche Schar bei den Klos. An jedem Eingang spielt sich etwas anderes ab. Vor »Damen« ist am meisten los. Allerdings zerlumpte Gestalten drücken sich dort herum; es wird viel gelacht, Bierdosen fliegen. »Herren« auf der anderen Seite ist düsterer, kälter – ein Hauch von Schmutz. Hier gehen die jüngeren Strolche hin. »Behinderte« ist für die schweren Fälle. Hin und wieder kommt jemand dort heraus und wackelt die Rampe hinunter in die Dunkelheit jenseits des Flusses. Keine Zeit für ein freundliches «Scheiß dies«, »Scheiß das« – man will schnurstracks nach Hause.

Sam verspätet sich, fünf Minuten, zehn Minuten, eine Viertelstunde ... dann ist er plötzlich neben mir. Ein dünner, gut aussehender Mann Anfang zwanzig. »Ich gehe für dich ein großes Risiko ein.« Er deutet auf die Irrwische vor »Damen«. »Wenn die dahinterkommen, bin ich dran. Wenn die Polizei in den nächsten zwei, drei Wochen eine Razzia macht und zwei und zwei zusammenzählt, kommt sie auf achthundert.« Er sieht sich meine £ 30 an und verlangt noch zehn.

Ein dürrer Kerl kommt angestolpert und will £ 3 abhaben.

»Drei Pfund – das ist doch nur für Heroin – Tüte kostet einen Zehner«, meint Sam hochnäsiger. »Das ist alles, was sie im Kopf haben, Zehner. Ich wette mit dir, der hat nur sieben.« Zu dem Mann: »Sieben hast du schon, ja, Alter?«

Der andere nickt.

»Der Mann hier ist Journalist, Alter. Er zählt die Obdachlosen.«

Der Mann nimmt das als Nein und geht klappernd über die Fußgängerbrücke davon.

»Wie viel Prozent von denen, die auf der Straße liegen, nehmen Drogen?«

»Zwei Drittel. Viele werden erst obdachlos, weil sie süchtig sind. Und viele Obdachlose fangen wegen der Kälte an, Drogen zu nehmen. Irgendjemand sagt: »Hier, probier das mal. Es wärmt dich auf.«

»Ein Dealer?«

»Nein. Freunde. Freundschaft bringt dich eher auf Schmeck als die Dealer.«

Und aus Langeweile bleibt man dabei. »Das ist das Schlimmste am Leben auf der Platte. Es ist so verdammt langweilig. Was soll man schon machen vierundzwanzig Stunden am Tag, sieben Tage die Woche? Wo findest du einen Freund, der dir sagt, wo es Essen und Schlafplätze gibt, wenn du dich nicht an die Süchtigen hältst? Wenn man die ganze Langeweile abschaffen könnte, kämen viel mehr Leute vom Rauschgift los.«

Es fängt an zu nieseln. Wir platschen quer durch den Park und halten an, um nach der Frau zu schauen, die um das Klo gerollt

schläft. »Das ist deine Nummer eins. Tragischer Fall. Die Stadt will sie rauswerfen, aber sie ist die Einzige, die da sauber macht. Jeden Morgen ist es blitzblank.«

Dennoch kommt mir der etwas unfreundliche Gedanke, dass es nicht gerade angenehm ist, wenn man ein dringendes Bedürfnis verspürt und sich mit einer Pennerin unterm Hintern da hinsetzen muss. »Ein Freund von mir hat auch in den Toiletten geschlafen.«

»Ach ja? Wie heißt er?«

»Stuart.«

»Nie gehört.«

»Psycho?«

Sam schüttelt den Kopf.

»Messerfan Dan?«

»Ist mir neu.«

»Der Irre vom Tiefdeck?«

Sam bleibt einen Augenblick stehen, dann geht er weiter. »Davon gibt es ungefähr fünfzig.«

Als wir die Sidney Street entlanggehen, erblicke ich Stuart in Person vor uns auf der beleuchteten Straße, Pirschgang, grüne Steppjacke, Hände in den Taschen, eine moderne Ausgabe von Mr. Hyde.

»He, Alter«, ruft Sam.

Aber ich fahre hurtig dazwischen: »Seht!«

Wir verziehen uns in die Green Street. »Das war doch dein Zweiter«, hält mir Sam vor. »Er schläft im Freien.«

»Nein, den kenne ich. Das ist Stuart. Er hat eine Wohnung.«

»Ich hab ihn draußen pennen gesehen.«

»Wo?«

»Hauseingänge und so.«

Ich bin verärgert. Fast eifersüchtig. Stuart hätte mir das sagen müssen. Warum hat er es geheim gehalten?

»Du musst dich irren«, sage ich mit fester Stimme. »Er hat eine Wohnung. Da wohnt er schon anderthalb Jahre, in Waterbeach. Nicht in Cambridge.«

An diesem Abend passierten zwei Dinge, die festzuhalten mir wichtig ist.

Zuerst fiel Sam auf halber Höhe der Green Street ein, dass in einem der Gebäude dort ein Schlafplatz war. Wir fanden den Eingang in einem dunklen Hof, wo es nach Gemüse roch. Drinnen war eine hell erleuchtete Garage. Sam begann sofort, auf den Tischen und in den Kisten nach »Souvenirs« zu kramen, und ich entdeckte den nächsten Eingang, der in einen halb leeren Büroblock hinaufführte. Hier fanden wir einen Computer und allerhand Partyutensilien: Luftballons, Papierschlängen, bunte Hüte, alles abgetan und leblos im heteinfallenden Licht der Straßenlaterne. In der Ecke drei Spritzen und Alufolie. Was dann passierte, jagte mir einen solchen Schreck ein, dass meine Erinnerung daran schon durcheinander geraten ist. Wir hörten einen Wachmann. Gerade noch rechtzeitig flüchteten wir durchs Treppenhaus wieder in die Garage hinunter – und stellten fest, dass wir eingesperrt waren. Die Ausgangstür war verriegelt. Sam warf sich mit der Schulter dagegen. Auf der Treppe klackten die Schritte des Wachmanns. Sam riss am Türgriff, erblickte eine andere Tür, stürzte sich darauf- auch abgesperrt – und fing an, dagegenezutreten. Die Schritte des Wachmanns erreichten den ersten Stock. Klack, klack, klack. Noch eine Treppe, und er hatte uns.

Wenn ich bedenke, dass ich Stuart drei Jahre lang gekannt habe, seine Eltern, seine Schwester, seine Sozialhelfer kennen gelernt habe, mit seinen Freunden unterwegs gewesen bin und mich zweieinhalb Jahre lang so intensiv und eingehend mit seinem Leben beschäftigt habe, wie ich nur kann, ist es schon erstaunlich, dass es nur eine Hand voll Gelegenheiten gab, bei denen ich mich unmittelbar in ihn hineinversetzen konnte. Und es sind auch noch eher unscheinbare Anlässe: unverhoffte Sprachverwirrungen zum Beispiel. Die Angst in diesem Büroblock gehört auch dazu. Sam war entsetzt. Er wusste nicht weiter. Er kauerte sich zusammen wie eine Ratte.

»Wir müssen Theater spielen«, sagte ich.

»Du bist ja verückt.« Er hämmerte erneut mit dem Kopf gegen die Tür. »Das bringt uns mindestens sechs Monate ein.«

Wir spielten Theater. Ich ging voran, trat oben dem Wachmann entgegen, der nichts dergleichen war, sondern sich als lange arbeitender Geschäftsmann entpuppte, und fragte ganz ruhig, ob er uns bitte die Haustür aufschließen könne. Er ließ uns ohne Weiteres hinaus.

Sam hatte nicht eine Sekunde geglaubt, dass wir damit durchkämen. Ich habe noch nie so stark die Angst vor der Bedeutungslosigkeit und die Macht einer gepflegten Aussprache empfunden.

In meiner Erinnerung war es fast Mittag, als wir hinaustraten, und die Straße voller Leute. Aber nichts da. Es war ein Uhr früh. Die Straßen waren leer. Das Pflaster hatte einen hohlen Klang. Mein Gedächtnis hat als Ausdruck meiner Erleichterung die Straßen mit Menschen gefüllt.

Der zweite interessante Vorfall ereignete sich eine halbe Stunde später. Gerade als wir an einer großen Gruppe von Pennern vorbeikamen, die sich auf den Plastiksitzen der Bushaltestelle langgelegt hatten, sprangen sie plötzlich auf, torkelten umher und drohten, sich gegenseitig mit ihren Spritzbestecken zu erstechen.

»Wo ist mein Scheißfahrrad? Her mit meinem Scheißfahrrad!«, schrie ein Mann mit einem schütterem Bart.

»Du blöder Sack!« Das war Suze. Ich kannte sie vom Sehen. Sie gehört zu einer dieser sonderbaren Familien, in denen alle obdachlos sind. Vatet, Zwillingsschwester, Bruder, Onkel: Bürgerschrecks allesamt. Einen Meter vierzig groß, in Decken gewickelt, tänzelte Suze um Krausebart herum, als gäbe es nichts zum Fürchten auf der Welt. »Ich hab dein dämliches Fahrrad nicht! Was soll ich denn mit deinem dämlichen Fahrrad?«

»Eben war es noch da! Los, her damit!«

»Hab ichs vielleicht in der Tasche? In meiner Muschi? Wie soll ich dir das geben? Wo hab ichs denn?«

»Ach du Scheiße, das hat noch gefehlt«, sagte Sam immer wieder. »Au, der hat 'ne Knarre, der hat 'ne Knarre, das ist ein *Yardie*.«

Yardie? Er ist doch weiß.

Sie waren zu acht in dem Busunterstand. Von plötzlichem Verantwortungsbewusstsein übermannt, stürzte sich Sam in das Gewühl und machte den Neunten.

Nicht, dass Suze Hilfe benötigte. Sie hatte eine Dose Feuerzeuggas hervorgeholt und hielt die Düse an ihre Zähne.

»Ich brenn dir die blöde Visage weg!« Sie reckte den Kopf, bereit, den »Yardie« mit Feuerzeuggas umzupusten. Mit der anderen Hand knipste sie immer wieder ihr Feuerzeug an, während ein langes rothaariges Mädchen anfang, Pogo zu tanzen, und ein Mann mit tausend Narben sich das Hemd aufriss und jedem auf die Pelle rückte, der etwas Scharfes zur Hand hatte, um vielleicht bei der Gelegenheit seine Sammlung zu erweitern.

Mit einem ebenso abrupten Tempowechsel war dann alles wieder vorbei. Der Busunterstand war leer. Die Lumpenbündel hatten sich bereits im Park und in der Einkaufsstraße verstreut und stapften getrennt ihrer Wege.

Sam führte mich an diesem Abend durch die ganze Stadt, und auch am nächsten und am übernächsten, nur um sicherzugehen, dass ich einen Durchschnittswert habe, an dem nicht zu rütteln ist. Wir verstehen uns gut. Er behauptet, sein Zigeunerclan habe ihn aus Schottland vertrieben, weil er mit einer Nichtzigeunerin zusammengezogen ist. »Die kommt aus einer echt feinen Familie, Junge. Oioioi. Du müsstest mal das Haus ihrer Mutter sehen. 'Ne Million ist das wert!« Er ist ein geduldiger, freundlicher, intelligenter Mann.

Einunddreißig im Freien Schlafende.

Wir stochern unter Mülleimern, gehen auf Friedhöfe, schauen unter Sperrholzplatten auf Bauhöfen nach, laufen in Parkhäusern rauf und runter, staksen durch die vergammelten Umkleideräume des Freibads.

Einunddreißig sind mehr als anderthalbmal so viel, wie die Stadt behauptet.

Sam ist ein erstklassiger Führer. Er hat einen ausgeprägten Sinn für Dramatik, der nicht nur zum Ausdruck kommt, wenn er mir

von anderen Leuten erzählt und immer wieder das Rührende an ihrer Geschichte hervorhebt – und mir in ein oder zwei oder fünf-undsiebzig Fällen raffinierte Lügen aufischt –, sondern auch in der Art, wie er sich selber sieht. Er verschanzt sich hinter mehr schönen Scheinwahrheiten als jeder andere, den ich kenne. Er ist ein *Hüter seines Volkes*, ein *Mann, dem die Mörder auf den Fersen sind*, ein *uneigennütziger Liebhaber*, ein *verbannter Ehrenmann*. Nie ist er nur ein zum Teufel gejagter Junkie. Ich habe den Verdacht, dass sein Stimmumfang immer um eine Oktave zunimmt, wenn er mich sieht.

Ich schreibe den Text für den *Guardian*. Er erscheint einen Monat später als Sonderartikel.

Ich bin ein *Sozialreformer*.

»Na gut«, meint Stuart, als er mir den Artikel zurückgibt.

Heißt das, er gefällt ihm nicht?, frage ich mich unbehaglich. Er macht nicht gern Komplimente über das, was ich schreibe.

Ich stecke den Text wieder in die Mappe, und wir machen wieder das, was wir getan haben, bevor ich ihn herausgenommen habe, nämlich warten auf die Cambridger Abgeordnete Anne Campbell. Nach zahlreichen Aufschieben und Absagen hat Stuart endlich einen Gesprächstermin bekommen, und wir sitzen auf einer Eichenbank in einem stillen, getäfelten Gang des Rathauses.

Ich brenne vor journalistischer Streitlust; Stuart ist voller Respekt.

Die ganze Örtlichkeit trägt den Stempel des kleinbürgerlich Gewöhnlichen, das die britische Lokalpolitik auszeichnet, vom strapazierfähigen Teppichboden über die Getränkeautomaten vor der Eichentäfelung bis zu den Fotos wichtiger Gestalten in billigen Anzügen. In dieser Umgebung ist Stuart ein David-Wilkie-Gemälde aus dem 21. Jahrhundert: selbstbewusster Asozialer, durchtätowiert, zu Besuch bei stets erreichbarer New-Labour-Abgeordneter, um ihr mit ungeschminkter männlicher Ehrlichkeit

die Meinung zu sagen – ein herzerwärmendes Bild *echter* Demokratie.

Seine Beine baumeln von der Bank, die Füße erreichen nicht ganz den Boden.

Miss Campbeils persönliche Assistentin kommt mit einem schwarzglänzenden Ordner unterm Arm heraus.

»Mr. Shorter und Gast?«, schnippt sie.

Wir nicken.

»Sie können leider nicht reinkommen.«

Wir sind platt.

»Weil Mr. Shorter in Waterbeach wohnt, das heißt, er gehört nicht zu Annes Wahlkreis – die Bestimmungen sind da ganz eindeutig. Er muss zuerst mit dem Abgeordneten seines eigenen Wahlkreises sprechen.«

»Aber er hat ein wichtiges Anliegen, das ›Annes‹ Wahlkreis betrifft – mit seinem Wahlkreis hat es nichts zu tun.«

»Trotz alledem ...«

»Ich bin aus Annes Wahlkreis«, setze ich nach.

»Klar.«

»Dann ist das die Lösung: Ich möchte Anne spiechen und bringe Stuart als Gast mit.«

»Dafür brauchen Sie einen neuen Termin.«

»Wir haben doch einen Termin.«

»Nicht ganz. Mr. Shorter hat einen Termin, mit Ihnen als Gast. Wenn er Ihr Gast sein soll, müssen Sie einen neuen Termin ausmachen.«

Sie nimmt Rücksprache mit Ms. Campbell, die einen Augenblick später erscheint und uns hineinkomplimentiert. Es ist ein großer, nach Möbelpolitur riechender Konferenzsaal mit schweren Ölgemälden an den Wänden und sonnendurchströmten Aussichts-fenstern auf der Schmalseite, die auf den Marktplatz gehen.

Stuart, aus der Fassung gebracht, setzt sich nervös, faltet die Hände und redet holprig drauflos.

»Also, ohne Spaß, es geht um die Penner – die Typen, die auf der

Straße schlafen, ja? Und zwar gibt es dieses Jahr im Winter keine Notunterkunft für sie, und das macht mir Angst, weil es dann mehr Tote gibt.«

Ms Campbell macht ein Gesicht, als hätte sie auf eine saure Zwiebel gebissen. Von Toten hört sie nicht gern.

»Jedes Jahr gibt es Tote. Manchmal mehr als einen im Monat, und das wird dieses Jahr nicht anders sein, eher noch schlimmer, es müssten also Vorkehrungen getroffen werden für die Notzeit, und mir macht es Angst, dass man von der Stadt so gar nichts in der Richtung hört, die sitzen einfach da und warten auf die Leichen, wie mir scheint ...«

Sie beißt erneut auf eine saure Zwiebel.

»Die Unterkunft im vorigen Winter war prima. Allseits beliebt. Es war nicht gewalttätig, jedenfalls nicht besonders, na ja, ein- oder zweimal hat's gekracht, weiter nichts, die Kunden und die Mitarbeiter sind ziemlich gut miteinander klargekommen, da konnte man's aushalten. Und dieses Jahr wird es so viel Tote wie noch nie geben – das macht mir Angst. Unterkühlung, Überdosen, die ganz besonders, Sie werden schon sehen, weil ...«

»Weil ...?«

»Weil zwei Hunde geworfen haben und die Welpen auf der Straße sind.«

Ach du lieber Gott! Jetzt ist er endgültig durchgeknallt.

Ms Campbell legt den Kopf auf die Seite. Jetzt sieht sie aus, als ob sie Wein kostet: Shiraz oder Cabernet? Chateau Stuart: Wohlfahrtsschnorrer oder babymordender schizophrener Drogenfreak? »Ich glaube, ich kann Ihnen nicht ganz folgen«, bietet sie an.

»Naja, ohne Spaß, die Obdachlosen stehen auf Hunde. Sie sind einfach scheiß ... entschuldigen Sie den Kraftausdruck. Ich wollte sagen, vielen wäre es sehr ... schnuppe, wenn sie nie wieder einen Menschen sehen. Tiere sind ihnen lieber als Menschen. Aber in den Wohnheimen sind keine Tiere erlaubt, mit zwei oder drei Ausnahmen, und die Heime werden auch so immer voll, und so kommt es, dass viele Obdachlose mit Hunden draußen schlafen, selbst wenn

im Heim noch Plätze für Leute ohne Hund frei sind. Aber durch die zwei Würfe jetzt gehen viel mehr Leute mit Hund in den Winter, und das macht mir eine Scheißangst, weil ... «

Kurz, wenn die Stadtverwaltung nicht von ihrer singapurmäßigen Sozialkosmetik abrückt und für den Winter eine Notunterkunft mit Hundeplätzen bereitstellt, werden mehr Menschen als je zuvor im Freien schlafen, sich erkälten, Drogen nehmen und draufgehen.

Stuart vom Feinsten. Unabsehbare Folgen, zurückgeführt auf eine unscheinbare Ursache.

Zehn atemlose Sekunden zwischen einem Rüden und einer Hündin irgendwann im September beeinflussen das Leben einer ganzen Gemeinde und bestimmen, wann der Tod dort Ernte hält.

Hinterher besprechen wir das Ganze in einer Kneipe. Stuart fragt sich, ob er beleidigend gewesen ist. Ms Campbell schien ihm gereizt gewesen zu sein. Er hat seinen Standpunkt nicht rübergebracht. Er hat sich zweimal blöd wiederholt; er hat »Scheiße« gesagt. Ich versichere ihm, dass er sich (bis auf den letzten Punkt) in allem täuscht. Er hat wie immer einen starken und äußerst wirkungsvollen Auftritt hingelegt. Damit er sich nicht noch mehr grämt, lenke ich ihn ab und zeige auf einen vor sich hin brummelnden alten Alkoholiker, der mit schlappernder Hose am Fenster vorbeistapft.

»Terry Moore«, sagt Stuart. »Ein guter Kerl.«

»Ich hab gehört, er hätte mal viel Geld geerbt.«

»Dreißigtausend Pfund. Manche sagen auch, fünfzig- oder hunderttausend. Eine alte Frau hat ihn in ihrem Testament bedacht, damit er von der Straße runterkommt, und prompt hat er seinen alten Kumpels den Rücken gekehrt, sich nur noch mit Leuten abgegeben, die er bewundert hat, und alles für Champagner draufgehauen. Als er dann wiederkam, wollten die alten Kumpels nichts mehr mit ihm zu tun haben. Neulich war er bei McDonalds, und weil die Bedienung die Polizei rufen wollte, hab ich zu ihr gesagt: »Geben Sie ihm, was er haben will, dann geht er schon.« Da ist er auf mich los, ob-

wohl ich ihm helfen wollte! Er war schon wer weiß wie oft vor Gericht. Die denken bestimmt: ›Oh nein! Nicht der schon wieder! Was sollen wir mit dem bloß noch machen?‹«

Das erinnert mich an den Abend, als ich mit Sam herumgezogen bin und plötzlich Stuart vor uns gesehen habe.

»Dienstag? Äh ja, ich weiß. Draußen geschlafen? Sei nicht albern! Na ja, gut, es kann schon mal vorkommen. Vorige Woche, als ich den Bus verpasst hab. Zweimal sogar. Ohne Spaß, man wird ja nicht auf einen Schlag jemand anders, wenn man von der Straße kommt. Sie hat ja keinen Schrecken mehr. Man hat es schon so oft gemacht, gell? Und es ist ja auch billiger, draußen zu schlafen, als wenn man sich ein Taxi nimmt. Können wir das Thema jetzt mal lassen?«

Er trinkt einen großen Schluck Bier.

»Ist aber was Komisches passiert an dem Abend. Ich bin ins Krankenhaus wegen dem Arm, den ich dir gezeigt hab.« In einem Anfall von Depression hatte er sich bewusst den Oberarm aufgeschnitten, fast bis auf den Knochen, und die Wunde hatte sich entzündet.

»Als ich hinkam, hab ich gesehen, dass die Ambulanz richtig voll war, also hab ich mich mit 'ner Dose Bier draußen hingestellt, um zu warten, bis es ruhiger wird. Und eine Schwester hat meinetwegen die Polizei gerufen. Ich hab keinen Krach gemacht und nichts. Und die Polizei kam angedüst und hat mir Tränengas ins Gesicht gesprüht und mich verhaftet.«

Ich kann es nicht glauben und bin entsetzt. »Was hast du gemacht? Du musst sie doch irgendwie provoziert haben.«

»Nein. Ich hab nur draußen gesessen und getrunken. Ich musste sofort kotzen, weil ich das Gas eher in die Fresse als in die Augen gekriegt hab. Als es dann losging, hab ich eine Dose Bier aufgerissen und gedroht, mir den Hals durchzuschneiden. Sie haben mich mitgenommen, mir auf der Wache alle Kleider vom Leib gerissen und mich am nächsten Morgen ohne Beschuldigung laufen lassen. Verrückt, was?«

Verrückt? Es ist einfach unglaublich. »Du hast nicht herumgeflucht?«

»Nein.«

»Die Patienten beschimpft? Ihnen gesagt, sie sollen abhauen?«

»Nein, ich bin rein, hab gesehen, dass es richtig proppenvoll war, und bin wieder raus, um zu warten, bis mehr Luft ist, weil es bei mir nicht dringend war.«

»Du hast dir keinen Schuss gesetzt? Die Krankenwagen mit Bierdosen beworfen? Ins Gebüsch gepinkelt?«

»Alexander! Ich saß da einfach so für mich.«

Wäre das mir passiert, würde ich mich zehn Jahre lang darüber aufregen. Bis ans Ende meiner Tage würde ich bei jeder Gelegenheit darauf zu sprechen kommen. Für Stuart ist es nicht von Belang. Zwei Tage später hat er im Krankenhaus angerufen und einen neuen Termin ausgemacht.

Ich habe so etwas sogar schon mal gehört, von jemandem, der Stuart nicht ganz unähnlich ist (ein in einem Wohnheim lebender Säufer). Er behauptet, ihm seien zwei Rippen gebrochen worden, als er dort mit einem Bier in der Hand vor der Ambulanz saß und von »Wachleuten« zusammengeschlagen wurde.

Ich erzähle Stuart von dem Zoff an dem Bushäuschen, den ich mitbekommen hatte, und der Pistole.

»Sag nur! Und was ist dann passiert?«

»Gute Frage – gar nichts.«

»So ist das mit den Chaoten«, stimmt Stuart bei. »Das läuft anders als beim Rest der Welt. Was passiert, hängt nicht zusammen wie bei euch anderen. Jeder Tag ist wie kein Tag, und gleichzeitig ist er hundert verschiedene Tage.«

Plötzlich fällt mit etwas ein, und gereizt klatsche ich in die Hände. »Ich hätte auch in den Siedlungen nachsehen sollen. Da war ich nicht. Ich hätte noch viel mehr zusammenbekommen! Da gibt es bestimmt zig Penner!«

»Nein, nein, in den Siedlungen nicht«, erwidert Stuart düster. »Das wird da nicht geduldet. In der Siedlung bezieht man eher Prügel als sonst wo. Eine verschworene Gemeinschaft. Verstehst du, was ich meine? Alles rechtschaffene Leute.«

Er holt sein Handy raus. Vorige Woche kam Stuart einmal sehr verärgert zu mir. Er hatte gerade seinen Sohn angerufen und die Ansage auf dessen Anrufbeantworter gehört. »Die ist unhöflich«, empörte er sich. »Richtig unhöflich. Ich dachte nicht, dass er so war, weil, na ja. Ich weiß nicht. Hör dir das mal an! Und ich dachte, ich lass ihn Betriebswirtschaft studieren. Aber jetzt weiß ich nicht mehr. Das gehört sich nicht. So nicht. Also ehrlich!«

Ich wählte die Nummer und überzeugte mich selbst. Die wohlklingende Stimme eines Vierzehnjährigen: »Wenn ich dich nicht kenne, leg auf. Ich bin nicht da und will nicht mit dir reden.«

»Ich bin richtig geschockt, ehrlich gesagt«, meinte Stuart.

Inzwischen hat er mit dem Jungen ein Wörtchen geredet und ihm erklärt, wie wichtig Höflichkeit im Leben ist.

Jetzt sitzen wir in der Kneipe, Stuart nimmt einen kräftigen Schluck Bier und ruft seinen Sohn noch einmal an, bewusst zu einer Zeit, wo der Junge in der Schule ist. Stuart lauscht, legt auf, wählt noch einmal und hält mir strahlend vor väterlichem Stolz das Handy hin.

Die kristallklare Stimme des Jungen kommt aus dem Hörer: »Leider bin ich zurzeit nicht erreichbar. Hinterlassen Sie bitte Ihren Namen und Ihre Nachricht.«

23

»Ich sag's ganz offen, seit mein Bruder Gavvy tot ist, hat er mir noch nicht einen Tag gefehlt, denn er war ein Monster, und ich bin froh, dass das alles vorbei ist. Ich war einfach erleichtert, als sie mir sagten, er sei tot aufgefunden worden.«

Karen, Stuarts Halbschwester

Sex: Mit 12-15

Mit zwölf erhält Stuarts ganzes Leben eine sexuelle Färbung. In seinen »schwarzen Nebeln« treibt ihn die Erinnerung an das, was sein Bruder und sein Babysitter – und später andere – ihm angetan haben. Seine sexuellen Beziehungen mit Frauen scheitern gewöhnlich, weil er den Geschlechtsverkehr »schmutzig und ekelhaft« findet; Hauptthema, wenn er vom Gefängnis spricht, ist sein Hass auf Sitdichkeitsverbrecher, »Speckjäger«, »Perverse«, »Pädoschweine«, »Kinderficker«, eben das, was er »dreckigen, verwichsten Abschaum« nennt. Mehrmals hat er im Gefängnis seiner Wut Luft gemacht, wenn ein Wärter etwas sagte, was Stuart mit Kinderschändern in Verbindung brachte. Dann kam die Wachmannschaft mit ihren Schilden klappernd durch die Gänge, steckte ihn in Einzelhaft, und am nächsten Tag wurde er heimlich über Land in eine andere Haftanstalt verfrachtet.

Was Gawy und der Babysitter konkret mit ihm gemacht haben, ist aus Stuart schwer herauszubekommen. Gawy hatte ihn angefasst, seit er neun oder zehn war, »aber anfangs war das alles liebevoll. Es war nichts Schlimmes, wenn du verstehst, was ich meine.« Dann kam der Babysitter dazu, ein halbes Jahr älter als Gawy und

voller Hormone. Stuart verlor den letzten Halt. Sein Bruder, der bis dahin wenigstens noch so getan hatte, als sei alles Liebe, durchbohrte ihn jetzt als Beute.

Wie im Fall des unaussprechlichen Verbrechens darf man Stuart danach nur fragen, wenn er in einer bestimmten Verfassung ist, und nur, wenn eine ruhige Woche zu Ende geht und er Stempelgeld bekommen hat, sodass er sich auf eine abendliche Zerstreuung freuen kann. Erwischt man den falschen Tag, stürzt ihn das Thema in die tiefste Depression; er trinkt, verletzt sich selbst und spritzt sich Zitronensäure in die Adern.

Allein in den letzten zwei Jahren ist es dreimal vorgekommen, dass mein Freund Stuart friedlich allein in seiner Wohnung saß und sich, vom plötzlich wieder hochkommenden Schmerz dieser Erinnerungen überwältigt, mit dem erstbesten scharfen Gegenstand fast massakriert hat.

Seine jüngere Schwester Karen hat sich besser im Griff.

Sie ist klein, energisch, attraktiv, Mitte zwanzig, trägt das dunkle Haar zu einem Pferdeschwanz zurückgebunden und hat zwei kleine Söhne – Stuarts Halbneffen. Wie Stuart besitzt sie die Gabe, in klaren Bildern zu sprechen. Während unseres Gesprächs sitzt sie elegant, Knie an Knie, auf der Bettkante in einem Fremdenzimmer über der Gastwirtschaft ihrer Mutter. Ich lümmele ihr gegenüber.

»Erst vor vier Jahren hab ich es jemandem erzählt«, beginnt sie, unterbricht sich dann gleich und lenkt sich mit einer Zigarette ab. »Aber ich will nicht von mir reden.«

Karens Freund klopft an die Tür. »Stuart brockt sich den ganzen Ärger doch selber ein. Wenn Sie mich fragen, der denkt immer nur an sich«, sagt er und geht.

Karens Sohn kommt hereingelaufen. Sie ist freundlich, aber etwas kühl zu ihm. Der Junge langweilt sich und läuft wieder nach unten.

»Ich glaube, Stuart hat ein schreckliches Leben gehabt«, setzt sie neu an. »Ich glaube, Mum verhätschelt ihn so, weil sie deswegen

Schuldgefühle hat. Meiner Meinung nach gehen achtzig Prozent von Stuart und von allem, was er getan hat, auf das zurück, was Gaway und andere ihm angetan haben. Er traut keinem. Er ist unheimlich reizbar. Wenn man auf ein Thema kommt, über das er nicht reden will, kann er still dasitzen, und dann flippt er auf einmal aus. Ich bin genauso. Ich bin wie zwei verschiedene Menschen. Monatelang kann ich vor mich hin leben, ohne an was zu denken, und dann kommt eine Woche, da geht's mir nicht aus dem Kopf. Ich schreie und sage gemeine, schreckliche Sachen. Früher habe ich mit Männern geschlafen, um Aufmerksamkeit zu bekommen. Ich hab Drogen genommen, rumprobiert eher, und aus dem gleichen Grund wie Stuart, nämlich um zu vergessen, aber dann kommt man in die Realität zurück, und die Landung ist hart. Ich bin bei keiner Beziehung geblieben, das hat mich nicht interessiert. Aber seit ich darüber geredet habe, halte ich meinen Freund. An manchen Tagen packe ich es nicht, da will ich nicht mal, dass er mit mir schmust. Dann wieder brauche ich Zuneigung und möchte schmusen und will, dass er mich liebt. So bin ich. Mal lieb und nett, mal die Klapperschlange. Schon in der Schule war ich so. Ich wollte beachtet werden. Ich hab die ganze Klasse abgelenkt, wenn ich für mein Gefühl nicht genug Aufmerksamkeit bekam. Ich weiß noch, wie die Lehrerin gesagt hat: ›Schon gut, Karen, wir hören dich ja.« Aber als mein Sohn geboren wurde, wollte ich nicht mit ihm allein sein. Ich wollte nicht, dass die Leute denken, ich mache mit ihm, was Gaway mit mir und Stuart gemacht hat – dass ich ihn anfasse. Auf einer Wutskala von eins bis zehn komme ich wahrscheinlich auf vier und Stuart auf elf.«

Wir hören Schritte auf der Treppe. Sie kommen oben an, halten inne, als ob jemand sich vorbeugt und auf die geschlossene Zimmertür schaut, dann gehen sie knarrend wieder nach unten. Mir kommt der Gedanke, dass es sich ganz ähnlich angehört haben muss, wenn ihr Bruder früher zu ihr ins Zimmer kam, um sie zu missbrauchen. Interessanterweise erstarrt Karen auch jetzt noch bei dem Geräusch.

»Wusste Stuart, was Gawy Ihnen angetan hat?«

»Das war der Hauptgrund, warum ich es keinem erzählt habe – damit Stuart es nicht erfährt. Wenn ich jetzt so überlege, was Stuart mir alles gesagt hat, wenn ich ihn im Gefängnis besucht habe – er hat mich praktisch danach gefragt. Ich glaube, Stuart hat was geahnt. Aber wie gesagt, ich will nicht von mir reden. Das hab ich noch nie so richtig hingekriegt. Ich sollte eine Gruppentherapie mitmachen, da war ich dreimal und konnte nicht mehr. Verglichen mit den anderen war ich normal. Junge Mädchen, fünfzehn, sechzehn, total drogenabhängig. Eine hat dauernd versucht, sich umzubringen, und in einer Therapiesitzung ist mir der Kragen geplatzt, weil sie einen blanken Nerv bei mir getroffen hatte, und ich hab zu ihr gesagt: ›Hör mal, wenn du dich wirklich unbedingt umbringen willst, dann nimm dir doch ‘n Strick und häng dich auf! Du willst offensichtlich nicht sterben, sonst wärst du längst tot.‹ Sie hatte über dreißig Selbstmordversuche hinter sich. Danach bin ich nicht mehr hingegangen. Die Gruppe war donnerstags von eins bis drei, aber da wollte ich nicht immer darüber sprechen. Ich will nicht jeden Donnerstag zwischen eins und drei darüber reden.«

Erst vor vier Jahren, mit neunzehn, als Gawy noch lebte, hat Karen enthüllt, was er ihr angetan hatte. Sie war in einem Klub und sah, wie der Babysitter (inzwischen ein erwachsener Mann) zu einem ihrer Freunde ging und sich mit den Hüften an ihm rieb.

»Bleib mir vom Leib, du schwule Sau!«

»Genau«, stimmte Karen ein, »du dreckiger Homo!«

»Hmmm«, gab er zurück, »ich weiß nicht, was es da zu grinsen gibt. Deinen Brüdern hat’s gefallen.«

Karen rannte hinaus, und irgendwie ließ sie mit den Tränen und ihrer Wut auch die ganzen Heimlichkeiten heraus. »Und mein Freund ist völlig ausgeflippt, er hat mich zu meiner Mum geschleift, obwohl ich mich mit Händen und Füßen gewehrt hab, hat mich auf einen Stuhl gedrückt und gesagt: ›Jetzt erzähl ihr, was er mit dir gemacht hat.‹ Also hab ichs erzählt.

Eigentlich hat Gawy in den letzten drei Monaten seines Lebens

mich direkt darum gebeten, es jemandem zu erzählen. Und ich hab zu ihm gesagt: ›Weißt du, was Dad und Stuart dann mit dir machen?! Er meinte: ›Das ist mir egal.‹ Ich sagte: ›Weißt du, was sie mit Männern wie dir im Gefängnis machen?‹ Und er wieder: ›Das ist mir egal, ich hab's verdient.‹ Da hab ich ihm gesagt, dass ich es Mum erzählt hatte. Und er meinte: ›Sie muss es Dad sagen.‹

Das Schlimmste ist, dass es nicht nur um einen selbst geht, denn wenn ich was gesagt hätte, wäre es nicht auch noch den anderen Kindern passiert, an denen sich Gawy vergriffen hat. Aber als ich acht war, hatte ich zu viel Angst, um es jemandem zu sagen, und mit dreizehn wollte ich es dann keinem sagen, weil ich zu empört war. Er hat es mit einer Freundin von mir gemacht. Sie hat bei mir übernachtet, und ich hörte ihn ins Zimmet kommen. Dann hat er leise ›Janey‹ gesagt, und ich hörte, wie er zu ihr ins Bett gestiegen ist, und alles, was danach kam, habe ich ausgeblendet. Ich weiß es nicht mehr, aber ich weiß, dass er zu ihr ins Bett gekrochen ist, denn ich hab das Knarren gehört, als er rein ist.

Ein andermal ist Gawy abends raufgegangen, um mit einem anderen Mädchen zu reden. Sie war acht, neun, richtig wild, immer ein freches Mundwerk. Sie hatte mir eine geklebt, und Gawy ist hoch, um das mit ihr zu klären. Ich blieb unten, aber ich hab überhaupt nicht mitbekommen, was um mich herum geredet wurde, weil ich immer daran denken musste, was da oben passiert. Gawy kam wieder, und zehn Minuten später bin ich rauf, und sie hatte ihr Nachthemd an, und ihr Schlüpfel lag neben dem Bett auf dem Fußboden. Da wusste ich Bescheid.«

Das Bittere ist, dass Kinderschänder – so war es jedenfalls bei Gawy – ihre Opfer derart ängstigen und unterdrücken, dass sie in den Ruf gelangen, besonders gut mit dem Kind umgehen zu können, der Einzige zu sein, den das Kind achtet und respektiert.

»Das hat viel mit Schuldgefühlen zu tun«, bestätigt Karen. »Wenn Gawy was mit mir gemacht hatte, hat er mir immer Geld oder Zigaretten gegeben. Jahrelang habe ich mir gesagt, ich hätte das Geld und die Fluppen nicht von ihm annehmen sollen. Aber ir-

gendwie hatte das Schlechte so auch sein Gutes. Oft finde ich schon, dass ich ihn damit ermutigt habe, weil er wusste, dass er mich mit Fluppen und Geld kaufen kann.«

Karen war achtzehn (Stuart neunundzwanzig), als Gawy verschwand. Seine Frau rief Karen an.

»Er hat getrunken und irgendwelche Tabletten mitgenommen, und ich habe keinen Schimmer, wo er hin ist. Ich habe die Polizei verständigt, und sie wollen ihn mit dem Hubschrauber suchen.

Karen«, setzte sie hinzu, »ich weiß, was er mit dir gemacht hat.«

»Was? Wovon redest du?«

Und Gawys Frau gab eine erstaunliche Antwort: »Ich weiß, was er mit dir gemacht hat, und es ist mir egal. Ich bin dir nicht böse, Karen.«

Der Schaden in Stuarts Familie besteht in einer tief greifenden Beziehungsstörung, die nicht nur jene betrifft, deren Leben unmittelbar durch den pädophilen Bruder vergiftet worden ist.

Drei Tage später fand die Polizei Gawy etwa einen Kilometer von seiner Wohnung entfernt tot im Wald auf, »und sie sagten, er hätte wirklich gelitten wegen der Tabletten, die er eingenommen hat, und das freut mich. Er hatte nicht übermäßig viel Alkohol getrunken, aber die Tabletten, Anadin, Wirkstoff Coproximal, haben ihm die Nieren und die Leber zerfressen, er muss einen ganz qualvollen Tod gestorben sein, und das gönne ich ihm. Es freut mich, dass er gelitten hat.«

Stuarts Charakter verfiel nach dem zwölften Lebensjahr.

Er wurde von einem Experten für Schulschwänzerei untersucht, einem ehemaligen Cropwood Fellow vom kriminologischen Institut der Universität Cambridge, einem unbeschwerten, tatkräftigen Mann, der als einer der führenden Erziehungspraktiker Ostenglands galt: Keith Laverack. Laveracks Doktorarbeit, *Durchbrennen von Kneesworth House*, geschrieben, als er noch an dem Internat unterrichtete, befasste sich mit dem Zusammenhang zwischen Weg-

laufen und Statur, Körpergröße, Gewicht, unehelicher Geburt, Geschwisteranzahl, vorangegangenen Autodiebstählen, vorangegangenen anderen Straftaten, IQ, Familienstruktur, Anzahl vorangegangener Gerichtstermine und Lesealter.

Von Mr. Laverack kam der erste kluge Tipp zu Stuarts Erziehung seit zehn Jahren: »Hören Sie dem Jungen zu.« Stuart ist kein Spastiker. Er wird nicht sterben, bevor er zwanzig ist, er wird als Jugendlicher nicht an den Rollstuhl gefesselt sein, somit muss man ihn darauf auch nicht vorbereiten. Der Junge sagt, er möchte auf eine normale Schule. Lassen Sie ihn gehen.

Stuart ging. Er verließ die Roger Ascham und besuchte sechs Monate lang eine nahe gelegene Gesamtschule.

Es wurde schlimmer mit ihm.

Laveracks glänzende Empfehlung war zu spät gekommen. Stuart setzte seine große Entdeckung, die Gewalt, jetzt in jeder neuen Umgebung ein, wie Gefängnisinsassen es tun, um sich gegen wahre oder eingebildete Bedrohungen zu wehren. Er und ein weiterer angehender Schläger prügeln vier Mitschüler hinter dem Matheraum windelweich, ein Vorfall, an den sich Stuart nicht ungerne erinnert. »Das hat mir viel gebracht. Danach hat keiner mehr Wabbelbein zu mir gesagt. Die schlimmsten Hänslers waren auf einmal vorsichtig.«

»Er wollte offenbar als kämpferisch und welterfahren wahrgenommen werden, hatte er doch immerhin schon mit der Polizei zu tun gehabt«, notierte der Schulleiter in seinem Jahresbericht, und es mag Wunschdenken gewesen sein, dass er dabei die Vergangenheitsform benutzte. »Er ist ganz stolz darauf, dass sein leiblicher Vater ›sitzt‹, und idealisiert die kriminellen Erfahrungen des Vaters.« Er prahlte damit, dass sein Dad »es allen zeigen« würde, die er, Stuart, nicht leiden konnte. »In vielen Geschichten, die Stuart geschrieben oder szenisch dargestellt hat, geht es um Verbrechen und Gefängnis.« Nach einem halben Jahr wurde er der Schule verwiesen.

Stuatt bekam eine Sozialarbeiterin zugeteilt – eine umsichtige, aufmerksame Frau, die mit dem Auto kam, ihm gut zuzureden ver-

suchte und wieder wegfuhr, ohne auch nur das Mindeste bewirkt zu haben.

Er kam in ein Beobachtungszentrum. »Ein unreifer Junge, der undeutlich spricht und eine schlechte Haltung hat; 160 cm groß. 45 kg schwer. Stuart hat kaum Beziehungen zu seinen Altersgenossen, die meisten mögen ihn nicht ... Es hat sich gezeigt, dass besonders die Schlafenszeit für ihn traumatisch ist.«

Der Höhepunkt kam 1981, als Stuart dreizehn war. Seine Mutter war in der Schule bei einem Elterngespräch über ihren wohlgeratenen Sohn Gawy, lebhaft und bei den Mitschülern sehr beliebt. Nein, kein Ass in Mathe. Englisch? Auch nicht, aber ein rücksichtsvolles Kind, ein guter Kerl, ein netter Junge, wenn er auch neuerdings Gott entdeckt zu haben schien und reichlich oft »Halleluja« sagte.

Mitten in diesen Elternabend platzte Gawy hinein, heulend und nass geschwitzt. »Mum, komm schnell heim«, rief er. »Stuart dreht durch, Mum.«

Judith eilte nach Hause. Im Hausflur besahen sich die Nachbarn schon den Schaden. Zerscherbeltes Glas, zerschmissene Teller, umgekippter Tisch. Von oben Geschrei und Getrampel. Judith rannte die Treppe hinauf. Sie fand Stuart in seinem Zimmer. Weinend stand er da und schlug mit der blutigen Faust gegen den Kleiderschrank. In der anderen Hand ein Messer. Er ging auf sie los.

»Ich will in Fürsorge! Hab ich doch oft genug gesagt, oder? Wenn du mich nicht ins Heim tust, mach ich die Scheißbabys kalt! [Karen und Marcus] Tu mich verdammt noch mal ins Heim!«

»Aber warum, Stuart, warum?«

»Mach es einfach!«

Und Judith sagte Ja. Eine Stunde später kam die Polizei und holte Stuart ab.

Erst zehn Jahre danach verriet Stuart, warum er an dem Abend unbedingt fort wollte. Kurz bevor Gawy losgelaufen war, um Judith zu holen, hatten er und der Babysitter ihn mit einer Milchflasche vergewaltigt.

An der ersten Fassung dieses Buches (die er als »scheißlangweilig« verhöhnte) hat Stuart in seiner Kopie des Manuskripts kaum etwas geändert. Die wenigen handschriftlichen Korrekturen, die er vorgeschlagen hat, betrafen die Zeit in den Fürsorgeheimen nach dem zwölften Lebensjahr. Sie stehen da wie hervorgehobene Rechtschreibfehler in Büchern aus der Bibliothek. *Expelled* (»Geflogen«) über einem Satz zur Elmfield School. *NOT Expelled* (»Nicht geflogen«) neben Kneesworth House. *NOT SCHOOL HOME* (»Kein Internat«) bei Waterbeach. *Remand Hostel* (»Untersuchungshaftanstalt«) neben Fitzwilliam Boys.

Stuart klagt, er sei fast eingeschlafen bei meinen fürchterlichen Sätzen und der schwachen Dramaturgie, aber wie sich das ändern ließe, hat er nicht am Rand vermerkt. Es ist, als könnte man Stuarts Vergangenheit, indem man sie aufschreibt, nur benennen, nicht aber heraufbeschwören.

»Seine Tischmanieren«, bemerkte der Rektor von Elmfield, »lassen zu wünschen übrig; er wirft mit Speisen und Besteck um sich und verdirbt anderen manchmal das Essen mit Salz oder Pfeffer ... Er kleidet sich ordentlich, trägt jedoch oft schmutzige Unterwäsche. Auch das spiegelt seine persönliche Hygiene wider, nach außen hin sauber, in Wirklichkeit schmutzig.« Wenn Lehrer nach dem Grund für seine Unbeherrschtheit fragten, »gab er oft keine Antwort und setzte in den *meisten* Fällen sein bedrohliches Verhalten fort. Hielt man es dann für nötig, ihn zu bändigen, verlor er vollends die Beherrschung und schlug auf alles und jeden in Reichweite ein. Mehrmals fiel auf, dass Stuarts Augen dabei »verdreht« waren, und hinterher konnte er sich an das Vorgefallene dann kaum erinnern.«

»Ich bin total ausgerastet, bloß um nichts zu spüren. Du haust dich selber in die Umlaufbahn, damit du nicht spürst, wenn sie auf dich springen und dich festnageln. Du kämpfst einfach weiter, egal, in welcher Lage du bist und wie weh es tut, du versuchst dich rauszuwinden. Mich haben sie zwangsjackenmäßig in Decken gewickelt, bloß damit sie mich nicht mit so viel Mann festhalten mussten. In Kneesworth House kam die Polizei und hat mir Hand-

schellen angelegt, dann Fußfesseln, die Hände auf dem Rücken, dann haben sie mit Schnürsenkeln oder so was die Handschellen und die Fußfesseln zusammengebunden, und zum Schluss haben sie mir eine Decke um den Oberkörper gebunden, damit ich nichts mehr machen konnte, und einer saß nur da und hat meinen Kopf festgehalten. Den Kopf mussten sie immer festhalten.« Der Kopf, prahlt er und bleckt lächelnd die Zähne, »ist mein stärkster Muskel«.

Stuarts alter Fürsprecher Keith Laverack war jetzt Rektor an der nächsten Schule, dem Beobachtungszentrum Midfield. Mit Laverack kam Hoffnung. Laverack besaß die Intelligenz, auf seine Schüler und ihre Bedürfnisse individuell einzugehen. Er war der »Goldjunge« der Fürsorgearbeit. Wegen seiner Körpergröße nannten ihn die Kinder liebevoll »die Giraffe«.

»Du aber nicht, Stuart, hm?«, frage ich und merke, dass ich von seinen Nöten wieder einmal genug habe. »Du konntest ihn auch nicht besser leiden als die anderen Lehrer, die versucht haben, dir zu helfen, oder?«

Stuart zuckt die Achseln und schweigt.

»Weißt du, womit ich Probleme habe? Du magst die Spasti-Schule nicht – verständlich. Also gehst du ab. Dein Bruder war ein Scheusal, also willst du in ein Fürsorgeheim – verständlich. Was ich nicht begreife: Du wolltest das alles zwar, aber gleichzeitig hast du es dir verdorben und dich gegen deine Mutter und deine Fürsprecher gestellt, die Eltern und die Lehrer, die es gut mit dir gemeint haben. Und um dem Ganzen die Krone aufzusetzen, bist du, als du in Fürsorge warst, wiederholt weggelaufen, und zwar *nach Hause, dahin, wo dein Bruder war*. Erklär mir das mal, wenn du kannst.«

Stuart hat keine Erklärung. »Wer aus dem Heim davonläuft, kompensiert damit vielleicht Abhängigkeitsbedürfnisse«, schrieb Keith Laverack in seiner Doktorarbeit, »wie sie verdeckt darin zum Ausdruck kommen, dass der Ausreißer sich geradezu zwanghaft immer neuen ›Ärger‹ einhandelt, bis er unweigerlich wieder der Fürsorge übergeben wird.«

Stuart nickt. Kann schon sein, meint er. Ein bisschen zu glatt ist es ihm. »Wenn man im System groß geworden ist, kommt es oft dahin, dass man den Leuten und ihren Motiven nicht mehr traut. Wenn du missbraucht worden bist und jemand kommt dir zu nah, machst du die Beziehung oft bewusst kaputt.«

»Ach, du mit deinem Verschwörersystem!«, sage ich frustriert. »Linda, deine Outreach-Frau, gehört doch auch zum System, oder? Und du magst sie, oder etwa nicht? Denis gehört zum System, und du hast mir selbst gesagt, dass diese beiden dich von der Straße geholt, dass sie dir das Leben gerettet haben. Wynn, deine Drogenberaterin – noch jemand vom System.«

»Darum geht's mir nicht, Alexander.«

»Wenn ich im Tageszentrum oder im Willow Walk arbeite, gehöre ich doch auch zum System, oder?«, poltere ich weiter. »Laverack hat dich aus der verhassten Schule rausgeholt. Auch ein Systemler. Und aus deinen Zeugnissen geht hervor, dass noch andere Lehrer bemüht waren, dir das Leben zu erleichtern. Alles Vertreter und Vertreterinnen des Systems. War dir das nicht klar? Hast du von der guten Seite gar nichts mitbekommen? Misstrauen, gut, das verstehe ich, aber wieso der ganze Abscheu, bevor du den Leuten überhaupt eine Chance gegeben hattest? Tatsache ist – nein, warte, lass mich ausreden –, dein Bruder, der dich missbraucht hat, ist so ungefähr der Einzige in der ganzen Geschichte, der nicht zum System gehört hat, stimmt's? Meinst du nicht, du solltest dem System dankbar sein? Das System war der Ort, wo du noch am sichersten warst. Kannst du nicht auch mal was Nettes darüber sagen?«

Anderthalb Jahrzehnte, nachdem Stuart aus Laveracks väterlicher Fürsorge entlassen worden war, brachten es sämtliche Zeitungen:

18 Jahre Haft für sexkranken Heimleiter

Keith Laverack wurde wegen analen Geschlechtsverkehrs mit Jungen in elf Fällen und sexueller Nötigung von Jungen und Mädchen in vier Fällen verurteilt.

Furchtbare Verbrechen »Spitze des Eisbergs«

Die Zahl seiner tatsächlichen Übergriffe ging wahrscheinlich in die Tausende.

Die »Giraffe« verlor das Interesse, wenn sie über 14 waren

Der Staatsanwalt verglich ihn mit Käpt'n Hook aus *Peter Pan*: »Am unheimlichsten ist er, wenn er besonders höflich ist. Die Höflichkeit beeindruckt sogar seine Opfer, selbst seine Opfer auf hoher See, denen auffällt, dass er sich stets entschuldigt, wenn er sie über die Planke gehen lässt.«

Wie oft habe ich Stuart jetzt schon gesagt, er soll sich an den Rechtsanwalt wenden, der gegen den Bezirk Cambridge prozessiert, um eine Entschädigung für Laveracks Opfer herauszuholen. Ich kenne den Anwalt. Ein mutiger Mann, unermüdlich. Er hat bereits drei Sammelklagen geführt, dabei über eine Million Pfund erstritten und wird bald in die vierte gehen.

Stuart schüttelt den Kopf. Er kennt jemanden, der in einem Kinderschänderprozess ausgesagt hat, um eine Entschädigung zu erhalten, und sich unter der Last der Erinnerungen »in Stücke geschnitten und aufgehängt« hat. Außerdem fällt es Stuart schwer, genau zu schildern, was ihm passiert ist, weil er meistens von Klebstoff be-

rauscht war. »Einmal weiß ich noch, da hab ich im Wald bei der Schule gesniff. Irgendwas Schreckliches ist passiert, aber frag mich nicht, was. Ich weiß nicht, ob ein Lehrer mit dabei war. Manchmal, wenn ich zugesniff war, hab ich überall auf dem Bett Sperma gesehen, und ich wusste nicht, ist das der Trip oder wirklich wahr. Mir ist schlecht geworden davon.« Bis zu einem gewissen Grad gibt er sich selbst die Schuld. »Wenn sie mich festgehalten und mich betatscht haben, hat ein Dreckfink sich immer auf mich gesetzt, voll aufs Gesicht, er hat mit dem Sack auf meinem Mund gehockt. Es fällt mir schwer, das zuzugeben, denn es ist schlimm, aber ich glaube, mit meinem Benehmen hab ich ihnen den Missbrauch leicht gemacht. So hatten sie einen Grund, mich in die Zange zu nehmen oder mich in eine stille Ecke zu schleifen, um mich ruhigzustellen. Im Nachhinein sehe ich das wirklich so: Es kommt mir vor, als hätte ich selbst dafür gesorgt, dass es so weit kommt. Wir werden dieses gewalttätige kleine Arschloch bändigen müssen.«

Stuart hat aber auch die höhnischen Kommentare über »Entschädigungsjäger« in einigen Zeitungen gelesen und kennt die Auffassung, wenn die Kläger damit erst einmal Erfolg hätten, würde nur noch Abschaum angelockt, der Stories erfinde, um schnell an Geld zu kommen. »Das kann ganz falsch sein«, meint er leise. »Oft bringen die Opfer erst den Mut auf, vor Gericht zu gehen, wenn sie sehen, dass man es überstehen kann und dass sich nicht alle aufgehängt haben. Diese Nachzügler könnten die sein, die am schlimmsten missbraucht worden sind.«

Den größten Teil seines Lebens, sagt er, hat er damit verbracht, »meine Erlebnisse an diesen Schulen zu verdrängen. Tag für Tag ist das wie ein großer Krieg, den ich jedes Mal wieder verliere.«

Die meisten Einzelheiten darüber erfuhr ich wie folgt: Eines Abends fuhren wir zusammen übers Land und kamen an der ehemaligen Midfield School vorbei, an der Laverack sein Rektor gewesen war. Stuart bog ab, um sie mir aus der Nähe zu zeigen, und

einen Moment lang verwirrte ihn das Gebäude – ein typischer Behördenbau, düster, weitläufig und hässlich. Er dient jetzt als Altersheim.

»Das sieht anders aus – irgendwas hat sich geändert. Frag mich nicht, was.«

Stattdessen fragte ich: »Wie oft bist du von hier weggelaufen?«

»Ich hab's, das hat sich geändert, es ist jetzt nur noch einstöckig. Sie haben bestimmt den alten Bau abgerissen und den hier hingestellt. Das fällt mir jetzt ein, weil ich die Betttücher zusammenbinden musste, um mich abzuseilen, weil ich im nächsten Stock war. Das war der einzige Tag, an dem ich zweimal abgehauen bin.«

»Warum zweimal?«

»Weil die Polizei mich nach dem ersten Mal von Girton wieder hierher gebracht hat. Die Polizei hat einen immer wieder hergebracht. An dem Tag ist es zum Beispiel passiert. Deshalb bin ich noch mal weggelaufen.«

»Passiert?«

»Na ja, im Büro, als die Polizei fort war.«

»Was ist passiert?«

Stuart, dem es oft gelingt, das Wesentliche einer Sache so in Worte zu fassen, dass es unter die Haut geht, sagt: »Ich erinnere mich nicht an das Gesicht, nur an die Bewegung.«

»Nicht Royston, Girton«, hat er an den Rand seiner Kopie der verworfenen ersten Fassung dieses Buches geschrieben, in dem Abschnitt über Kneesworth School. Auch da war mir ein Fehler unterlaufen. Nicht aus Royston, sondern aus Girton hatte die Polizei ihn zurück ins Internat gebracht, wo er dann zur Fellatio und zum Analverkehr gezwungen wurde.

24

»Das Jahr hat 365 Tage, wo alles Mögliche passiert. Wenn man so ein Spatzenhirn hat wie ich, kann man eh kaum was behalten.«

Die vergessenen Jahre: Von 0-10

»Sie schreiben ein Buch, ja? Dachte ich mir. Als ich Ihre Stimme hörte, sagte ich mir gleich: ›Er schreibt ein Buch über Stuart.‹ Der Junge hat was durchgemacht. Er verdient ein Buch. Über mich sollten Sie auch eins schreiben.«

Grandma Ellen und Little Bert wohnen in Fen Ditton am Rand von Cambridge, in einem Fertigbauwürfel am Ende eines plattenbelegten Fußwegs: ein Bungalow wie ein übergroßes Stück Zucker. »Oma ist klein; sie war schon immer klein«, meint Stuart. »Aber sie kennt meine vergessenen Jahre.«

Grandma Ellen sitzt zusammengesunken in einem Sessel und blickt über die Mittelstange eines Gehgestells hinweg, das vor ihr steht. Ihr Gesicht ist wie ein blankgeputzter Geldbeutel. Sie ist so alt geworden, dass sich ihre Haut schon wieder glättet.

»Tag, ich bin Ellen, die Großmutter von Stuart. Dreiundneunzig mittlerweile. Nicht schlecht, hm?«

Sie gehört zu den Leuten, die im Krieg ein Segen wären.

Little Bert ist acht Jahre jünger. »Mein Schoßjunge«, strahlt sie. »Wo bleibt unser Tee?« Bert fährt zu der Tür hinter mir. Fröhlich setzt

er zurück, peilt die Tür erneut an und rumpelt hinaus in die Küche.

»Was können Sie mir denn über Stuarts Vorfahren erzählen?«, frage ich und lasse mich auf einem Stuhl gegenüber Grandma Ellen nieder.

»Nichts«, versetzt sie.

Aha, dann ist es also, wie ich vermutet habe: Er wurde in einem Kessel zusammengedrückt.

»Meine erste Erinnerung ist von 1912. Vor dem Krieg, als ich mit meiner Mutter daheim in Buckinghamshire war und sie krank wurde. Wir hatten ein Aborthäuschen hinten im Garten, und ich weiß noch, wie ich dahin gelaufen bin und durch ein Loch in der Wand geschaut hab, so. Durch das Loch hab ich gesehen, wie sie mit Pferd und Wagen kamen, um meine Mutter abzuholen, und sie hintendrauf gelegt haben. Danach hab ich sie nie mehr gesehen.«

Grandad Bert kommt aus der Küche wieder. Er hat ein Spezialtablett mit Teesachen an seinem Rolator angebracht; sie klimpern nervös, als er über den schmalen Teppich holpert. In den 1940er und 50er Jahren war er Viehhüter in der Gegend gewesen. Dann hatte er seinen Hirtenstab und die Ziegenfelljacke weggepackt und war Brotschneider in der hiesigen Bäckerei geworden.

Über Stuarts Vorfahren kann er aber auch nicht mehr sagen als Ellen. Bert ist in einem walisischen Waisenhaus aufgewachsen. Sein Vater war bei der Handelsmarine und starb im Ersten Weltkrieg. Wie? Weiß er nicht. Warum? Weiß er nicht. Ist sein Vater auf See gestorben, auf einem Schiff voller Munition und Verbandszeug, oder an Land? Man hat es Bert nicht gesagt.

Er schenkt mir Tee ein. »Milch?«

Das Einzige, was Little Bert von seiner Mutter zu erzählen weiß, ist, dass er eines Tages vom Waisenhaus die Nachricht erhielt, sie sei gestorben. Er nahm sich drei Tage frei und fuhr nach Swansea, um an der Beerdigung teilzunehmen, doch als er die Straße entlangging, in der sie wohnte, sah er seine Mutter mit einer Flasche Bier im Hauseingang sitzen, und sie lachte lauthals über den Streich, den sie ihm gespielt hatte, besonders über seinen Blumenstrauß.

Stuarts Vorfahren gehören offenbar zu den vergessenen Armen. Ellen und Bert waren die erste Generation auf der Seite seiner Mutter, die aus der Schicht der Namenlosen aufgestiegen ist. Die Namenlosigkeit ist noch überall zu spüren. Auch für sich selbst ist Stuarts Familie fast unsichtbar.

Ich nippe behutsam an meinem Tee. Herzhaftes Schlürfen scheint unangebracht.

»Keks?«, fragt Bert.

Als ich wieder aufblicke, beobachtet mich Ellen. »Wir haben Stuart seit Jahren nicht gesehen, müssen Sie wissen.«

Ich weiß es.

»Seit vielen Jahren.«

Ich nicke langsam und mitfühlend mit dem Kopf. »Was soll's?«, hat mir Stuart erklärt. »Oma und Opa sind prima, aber sie würden wissen wollen, was ich mache, und was soll ich ihnen da sagen? Sie würden es nicht verstehen.«

»Seine Mutter meint, es ist wegen der Busse. Es ist umständlich, mit dem Bus hierher zu kommen.«

»Er sagt, er würde Sie gerne besuchen«, biete ich an, »aber er hat es schwer in letzter Zeit.«

»Ich weiß, ich weiß. Der Junge hat viel durchgemacht.«

Das Wohnzimmer von Ellen und Bert ist ein Fotokabinett: Bilder von ihren fünf Kindern, sechzehn Enkelkindern, siebenundzwanzig Urenkeln und zwei Ururenkeln. Panoramaaufnahmen der Prärie des Mittleren Westens stehen auf dem Fenstersims über Ellens Sessel, freundlich und einladend in dieser warmen kleinen Stube. Der amerikanische Mann ihrer ältesten Tochter ist im Möbelgeschäft. Vor dem anderen Fenster drängen sich Judith, Paul und Karen um Ellen herum und heben zur Feier ihres Neunzigsten die Gläser. Und wenn man während der Werbung in *Weakest Link* aufblickt, sieht man sogar Stuarts Vergewaltiger: Gawy – schlafäugig, mit Hakennase – feiert auf dem Fernseher Hochzeit mit einer drallen Dame. Auf dem Kaminsims thront in einem ovalen Passepartout das Schülerfoto eines lächelnden blonden Jungen: Stuarts Sohn, der Jujo.

Der Einzige, der in diesem stolzen Familien reigen fehlt, ist Stuart.

Bert bückt sich, um eine Schachtel aus einem Schränkchen zu holen. »Da sind ein paar von ihm drin, aber ich krieg sie irgendwie nicht raus.«

»Weil du so dick bist, Schatz«, meint Ellen. Dann, zu mir gewandt: »Wir hatten auch Fotos von der Hochzeit unserer Tochter mit dem Vater von Stuart. Aber eines Tages ist Stuart gekommen und hat sie alle zerrissen. Nein, wann das war, weiß ich nicht. Und auch nicht, wie es dazu kam.«

Berts Schachtel ist jetzt draußen und ihr Inhalt auf dem Boden verstreut – Hunderte von Schnappschüssen. Stuart mit halblangem, halb geschorenem Haar und breiten Schultern. Ich erkenne ihn nicht. Der Pullover hat ein großes Loch, durch das der nackte Arm zu sehen ist. Er sitzt – noch keine zwanzig – mit seiner hübschen, dunkelhaarigen Freundin auf einem Sofa und hält den kleinen Jujo. Das nächste ist wieder ein Schüler: pummelig, leuchtende Augen, braves Lächeln und dünnes, hellblondes Haar, seitlich über die Stirn gekämmt. Er sieht genauso aus wie sein Sohn auf dem Kaminsims; der Hemdkragen geht bis zu den Ellenbogen.

Ein drittes, ebenfalls aus der Schulzeit, ist Ellens Lieblingsfoto: Stuart in einem knallroten Pullover, unter dem eine Schlafanzugjacke hervorschaut, die Haare ungekämmt und verwuschelt. Er sieht reizend und nicht sehr vertrauenswürdig aus. Auf den anderen Fotos sehe ich den Mann, den ich kenne. Stuart mit Ende zwanzig: kurz geschnittene Haare, stoppliges Wiederkäuerkinn, schlaffe Schultern, Lächeln passé.

»Und *ich* weiß, warum er sich verändert hat«, erklärt Ellen fast angeberisch. »Sein Bruder hat es mir *gesagt*. Er kam eines Abends extra deswegen vorbei. Nein, ich darf es Ihnen nicht erzählen.« Sie wiegt kokett den Kopf. »Hab versprochen, dass ich es nicht weitergebe. Drei Tage später hat er Selbstmord begangen.«

Nach einer Stunde mache ich mich wieder auf den Weg.

»Wir kennen genauso viele berühmte Leute wie die Reichen«, sagt Ellen, als ich mich verabschiede. Sie beäugt mich wieder durch das Gestänge ihres Rolators. »Als ich noch Schankmädchen war, hab ich den Prinz von Wales gesehen, allerdings hat er mir nicht die Hand gegeben. Und ich hatte mal einen Ägypter, der immer mit mir einkaufen gegangen ist, und ich hab seinen Cousin ken-

nen gelernt, und der *hat* mir die Hand gegeben, und das war Omar Sharif.«

Auch Bert hat Prominenz berührt. Als er noch in der Brotschneidefabrik war, arbeitete in den Semesterferien dort immer ein eleganter junger Inder und stellte das von Bert geschnittene Brot aufs Packband.

»Und das war Rajiv Gandhi«, verrät Bert, als er mich zur Haustür bringt. »Ein richtig netter Junge. Vor einiger Zeit hat er einem Freund von mir einen Brief geschrieben, da stand drin: ›Und wie geht's Little Bert?‹ Nach so vielen Jahren! Mit der Post hapert's bei denen aber. Der Brief kam erst ein halbes Jahr nachdem sie ihn ... *beseitigt* hatten.

Steckt man nicht drin, was?«, fügt er stolz lächelnd an. »Unsere Familien waren ganz unten, dann haben sie sich hochgearbeitet, noch hoher, aber manche stürzen wieder ab, wie Stuart.«

Die ersten zehn Lebensjahre von Stuart lassen sich leicht zusammenfassen. Er hat keine Erinnerung daran.

»Ich hab sie ausgeblasen.«

»»Ausgeblasen? Wie willst du das ausblasen? Das Gedächtnis ist eine Fähigkeit, Stuart, etwas, das man von Geburt an hat, und keine Kerze.«

»Meine Mum sagt, es ist zum Heulen.«

Ich habe auch ein schlechtes Gedächtnis. Im Zug nach Hampshire, wenn die Schule wieder anfing, habe ich immer ein Spiel gespielt: Ich versuchte mich zu erinnern, wie der Garten meiner Eltern aussah. Eine halbe Stunde vorher war ich mit meinen schweren Koffern durch eben diesen Garten gestapft, und doch brauchte ich zehn Minuten oder eine Viertelstunde, um mich an alles zu erinnern.

»Ich kenne die Fakten, aber mir fehlen die Bilder«, meint Stuart dazu.

»Was heißt, dir fehlen die Bilder? Jeder macht sich ein Bild von

dem, was er denkt. Ich meine, wenn ich ›Auto‹ sage, dann habe ich dabei ein Bild von einem Ding auf Rädern im Kopf.«

»Hattest du auch Bilder von deinem Garten?«

»Nein, das war es ja gerade. Ich konnte mich nicht erinnern. Ich hab versucht, mich daran zu erinnern.«

»Genau. Du wusstest aber, dass ihr einen Garten habt, nicht? Wenn ich angekommen wäre und hätte gesagt, deine Eltern haben keinen Garten, hättest du gesagt, zieh Leine, oder? Dass ihr einen hattet, ist Tatsache?«

»Ja, aber –«

»Wie gesagt, keine Bilder.«

Auch jüngere Ereignisse vergisst er, wie etwa die Schlafaktion vor dem Ministerium.

»Vor zwei Jahren? Ich erinnere mich nicht *bildlich* daran. Ich weiß noch, was abging.«

»Kannst du den Gehsteig sehen? Weißt du noch, wo unser Platz war?«

»Nein.«

»Und die dramatischeren Sachen? Zum Beispiel, wie du Sophie in den Fluss gestoßen hast. Siehst du das noch vor dir?«

»Nein. Es war am Fluss, mehr weiß ich nicht. Ich weiß, wo es passiert ist, aber ich habe keine bildliche Erinnerung daran.«

Ein Grund für seine Vergesslichkeit, glaubt er, sind Drogen – die gesetzlich erlaubten.

»Denn darauf zielen die Antipsychotika, die ich all die Jahre genommen hab, zum großen Teil ja ab – dass man nicht daliegt und grübelt und immer wieder die gleichen Sachen durchnudelt. Wenn ich richtig böß drauf bin und anfangs, mich zu schneiden und um mich zu schlagen, dann kommt das davon, dass die Gedanken alle noch da sind, aber nichts *Reales* mehr haben, nichts, was ich mir vorstellen kann, es sind nur noch Gefühle da.«

Stuart behauptet zwar, seine »Erinnerungen« seien quasi in Schriftform auf die Rückwand seines Schädels projizierte Fakten – und selbst die hätten vielleicht gar nichts mit ihm zu tun –, doch er

erzählt oft von vergangenen Ereignissen wie jemand, der ein beschädigtes Foto unter die Lupe nimmt. Teile des Bildes fehlen völlig. Andere sind so klar, dass er noch auf die kleinste belanglose Einzelheit eingeht, welche Farbe etwa seine Schuhe hatten, oder ob er zehn oder fünfzehn Minuten in der Kneipe war, bevor er den halb vollen Aschenbecher in die Whiskyflaschen geschmissen hat.

Als ich nach dem Besuch bei Stuarts Großeltern mit dem Fahrrad durch Fen Ditton zurückfahre, wird mir bewusst, wie vieles in Stuarts Leben auf Vergesslichkeit beruht. Kann man so die Chaoten charakterisieren: als Menschen, denen das Vergessen wichtiger geworden ist als das Erinnern?

Oder ist das nur eine Plattitüde? Natürlich möchte ein chaotischer Mensch wie Stuart vergessen. Sein Bruder hat ihn vergewaltigt, seine Lehrer haben ihn vergewaltigt, die Schulkameraden haben ihn tyrannisiert, das Sozialamt hat ihm gesagt, er sei schlecht, er hat acht Jahre seines Lebens mit der Nase in einem Beutel Fix-a-fix verbracht, drei Jahre lang die Venen auf eine Einwegspritze gespießt, sich FUCK in Wegweisergröße auf den rechten Arm tätowiert und geglaubt, dass die Polizei im Lüftungsschacht seiner Küche Kameras versteckt hat. Wer möchte ein solches Leben nicht vergessen?

Aber Stuart sagt selber oft, dass viele Menschen eine ähnliche Kindheit wie er erlebt haben und trotzdem gute Bürger werden.

Und andererseits sind nicht alle Chaoten durch unangenehme Erlebnisse chaotisch geworden. Einige kommen aus äußerst wohlhabenden Familien, hatten nette Eltern, eine glückliche Kindheit und waren auf den besten Schulen. Sie haben keinen ersichtlichen Grund, vergesslich zu sein.

Auch Stuarts Vorfahren sind mit Erinnerungsschwäche geschlagen. Ellen verlor ihre Mutter, bevor sie sie kennen lernte; Bert wurde von der seinen abgelehnt und lehnte sie dann seinerseits ab; die Verwandten väterlicherseits sind ein Haufen zugeknöpfter Zigeuner, die jede Auskunft verweigern. Und keiner schreibt etwas auf: die Vaterseite nicht, weil man dem ganzen Verfahren misstraut, die Mut-

terseite nicht, weil sie nicht wussten, wie. Effektiver kann eine Familie sich wohl kaum um ihre eigene Geschichte bringen.

Es freut mich, dass Stuart nun ihr Retter ist. Über Stuart findet sich in den Zeitungen, den Berichten des Sozialamts, den Akten der Polizei und in den Videoarchiven der Fernsehanstalten mehr Information als über den Rest der Familie zusammengenommen.

Stuarts Elternhaus steht im Zentrum von Fen Ditton. No. 30 Church Lane: ein zum Abriss verdammtes Häuschen ohne fließendes Wasser und Abwasserkanal, als er geboren wurde. Rupert Brooke verhöhnt das Dorf in ein paar bewusst knitteligen Zeilen seines Gedichts »Das alte Pfarrhaus, Grantchester«:

In Over, da beschimpft man dich,
In Trumpington verbimst man dich,
Die Mädchen in *Ditton* sind kratzig und beißig,
Und in Harston gibt es keine unter dreißig.

In den 1930er Jahren kam Stuarts andere Großmutter, die Zigeunerin, eine blitzgescheite Frau, immer in ein Dreieckstuch gehüllt hierher und verkaufte Zündhölzer von Tür zu Tür. Großmutter Ellen brachte ihr dann eine Tasse Tee, ließ sie aber niemals ins Haus. Diese Zigeuner Großmutter hatte zehn Kinder (darunter Stuarts Vater Rex) und starb jung, worauf ihr Mann, ein alter Knotterer, der seine Jungs und Mädels gern versohlte, sich ins Bett legte und nicht mehr aufstand. Zwei Monate später war er auch tot. Danach hörten die anderen Kinder auf Rex und nahmen sich an ihm ein Beispiel. Sie bewunderten seine Überheblichkeit, seinen Alkoholkonsum in einem Alter, wo er noch gar nicht trinken durfte, sein Talent, Schrottautos wieder herzurichten, und seinen Watschelgang. Sie marschierten hinter ihm her wie ein Strang junger Gänse und ahmten seinen eigentümlich federnden Gang nach. Zehn Jahre später merkten die Jungs (nicht die Mädels), dass sie aus der Formation

nicht ausscheren konnten. Sie watschelten jetzt selbst auf muskelkranken Beinen.

In den sechziger Jahren schob Rex die verkümmerten Glieder über das flache Land in Richtung Cambridge, um Stuarts Mutter anzubaggern. Vom verrufenen Ende der Chesterton Fen Road folgte er dem Fluss bis zum Weidenzaun neben der Kirche aus dem 14. Jahrhundert, unbeirrbar wie Yeats' Geschöpf in »Das zweite Kommen«. Wenn der Morgennebel sich am Fluss verzieht, erhebt sich Fen Ditton wie eine Fürsteninsel aus dem Dunst.

Ich überlege, ob ich bei Haus Nr. 30 anklopfen soll. Es wäre interessant zu sehen, wo Stuart geschlafen hat. Ich könnte mich auf die Treppe stellen, von der aus Stuarts Bruder dem Vater, diesem unsäglichen Tyrannen, einen Besen aufs Haupt geschlagen hat. Ein großer Augenblick.

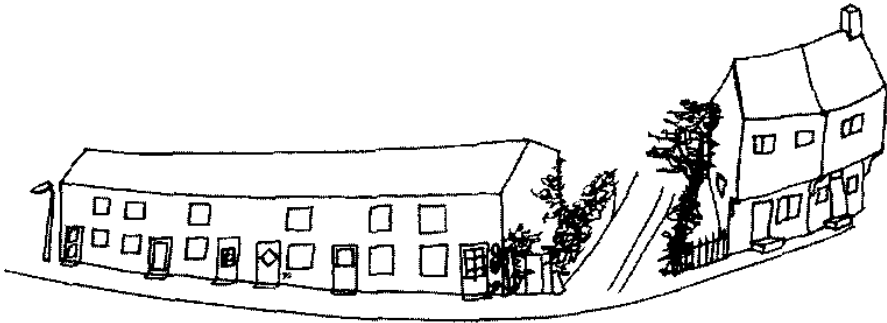
Aber ich klopfe nicht an. Was sollte ich sagen? »Mein Freund, ein obdachloser Einbrecher, hat mal hier gewohnt, und ich schreibe ein Buch über ihn. Darf ich reinkommen und mich ein bisschen umtun?« Wenn es das Geburtshaus von Newton gewesen wäre oder von Bertrand Russell ... aber von Stuart? Mir wird plötzlich bewusst, dass ich meinen Freund verraten habe, und ich steige vom Rad, um wenigstens eine Zeichnung zu machen.

Stuart wartet vor meiner Haustür, als ich zurückkomme.

»Deine Oma möchte, dass du sie besuchst«, sage ich ihm und schließe das Fahrrad ab.

Er nimmt ein Päckchen Tabak aus der Tasche. »Über die Oma musste ich immer lachen, weil sie gern geraucht hat, und wenn sie keine Kippen hatte, hat sie Teeblätter zusammengerollt. Hat sie dir viel erzählt von mir, als ich klein war?«, fragt er höflich, aber ohne sonderliches Interesse. »Sie kennt sich aus. Sie war ja damals schon ›alt‹.«

Er hält inne. »Ich hab morgen Verhandlung. Und diesmal gilt's.«
Woher weiß er, dass es nicht schon wieder für die Katz ist? Ein



Stuarts Mutter mit Stuart im Arm, Gavy schlurft hinterdrein.

Jahr ist es her, dass Stuart seine Wohnung demoliert und versucht hat, sich bei lebendigem Leib zu verbrennen. Der Richter meinte, wegen Stuarts Geisteszustand müsse die Angelegenheit binnen »Wochen, nicht Monaten« geregelt werden. Seitdem sind drei Prozent von Stuarts Lebenszeit verstrichen, und er wartet immer noch auf die Verhandlung. Abgesehen von unserem gemeinsamen Ausflug nach King's Lynn, ist Stuart noch einmal vor den Crown Court zitiert worden, und auch das war ein Fehlalarm: Die Zeugen erschienen nicht. Die Staatsanwaltschaft hatte Mist gebaut, entweder die Zeugen zu spät benachrichtigt oder die Vorladungen an die falsche Adresse geschickt. »Nehmen Sie es positiv«, hatte der Richter zu den Geschworenen gemeint, als er sie nach einer halben Stunde ohne ein Wort der Entschuldigung in den angebrochenen Tag entließ, »zumindest haben Sie den Nachmittag frei. Es ist schön draußen. Legen Sie sich in die Sonne.«

Aber Stuart ist fest überzeugt. »Mein Bauch sagt mir, dass es ernst wird. Beten wir, dass es nicht Howarth ist.«

Stuart hat darum gebeten, dass sein Fall nicht Richter Howarth übergeben wird. Bitte, Euer Ehren, nicht Howarth. Von Howarth

ist keine Fairness zu erwarten. Am nächsten Morgen fahren Stuart und ich gemeinsam zum Gericht. Es ist Howarth.

Aus irgendeinem Grund rechne ich mit Trommelwirbeln, Transparenten und Blitzlichtgewitter. Ein Menschenleben steht auf dem Spiel. Das Glück einer Familie, die väterliche Hand für Jujo, unsere Freundschaft, meine Zukunft als Schriftsteller, Stuarts Rolle in der Geschichte der Biographie – große Dinge werden heute verhandelt. Vielleicht ist die Presse nur schnell mal verschwunden, so wie der Ornithologe, der bei Sturm und Hagel, Sonne und Schnee ausharrt, um einen seltenen Vogel vor die Linse zu bekommen und ihn dann vorüberzischen hört, als er gerade hinter einem Baum steht und pieselt, oder wie vor dem Innenministerium pennende Kampagneros, die drei Tage und Nächte lang auf ein Gespräch mit Jack Straw hoffen und ihn verpassen, weil sie fünf Minuten weggehen, um Batterien für ein Kofferradio zu kaufen.

Bevor wir durch das nicht präsenste Pressekorps und die unsichtbaren, Transparente schwingenden Massen eilen, laufen wir zweimal um den Marktplatz und nehmen im Grunde Abschied voneinander.

Im Warteraum steigere ich mich in einen kleinen Wutanfall hinein. Als ich das letzte Mal in diesem muffigen, von leeren Diensträumen gesäumten Foyer saß, das aussieht wie der Grenzübergang zu einer osteuropäischen Diktatur, waren Ruth und John gerade ins Gefängnis geworfen worden. Bei der Urteilsverkündung war eine Obdachlose aufgestanden und hatte geschrien: »Diese Leute haben mir das Leben gerettet!« Dann hatte Ruths Sohn so laut, dass die Gitterstäbe wackelten, gebrüllt: »Du Scheißkerl! Du Idiot! Du Fliegenhirn!« Jedenfalls sinngemäß. Worauf Richter Howarth ihn prompt festnehmen ließ und eine Entschuldigung verlangte. Es hieß, Richter Howarth sei über die erregten Gemüter »sichtlich erschrocken« gewesen. Er hatte nicht geahnt, was er da ausgelöst hatte. Und wir hatten es ihm gezeigt – in sieben Monaten Ruth und John wieder herausgeboxt. Dann hat »das System« es uns gezeigt. Vor zwei Wochen hat das Berufungsgericht die Urteile bestätigt. Ein

peinlicher, schlimmer, ungerechter Augenblick in der Justizgeschichte.

»Stuart Shorter!« Der Aufruf des Gerichtsdieners.

Die Zuschauerbänke im Gerichtssaal sind fast leer. Im Pressebereich sitzen drei Reporter. Die für die Polizei reservierten Plätze an der Seite sind beinahe voll besetzt. Ich erkenne etliche Gesichter von Ruth und Johns Verhandlung wieder.

»Bitte erheben Sie sich!«, ruft der Gerichtsdieners, und Howarth tritt ein.

Eine Stunde später ist alles vorbei.

Howarth hat die Klage abgewiesen.

Er sagte – wir erinnern uns kaum, was er gesagt hat – wen interessiert, was er gesagt hat? – wir tanzen! – wir fassen es nicht – ist das Justizsystem nicht wunderbar? – wie nett dieser Howarth ist, was für ein kluger, toller, einsichtiger Mensch! – he, Sie, ja, Sie da auf dem Bürgersteig, hier haben Sie einen Fünfer von Stu und mir! Einen Fünfer zum Abheben! Sehen Sie zu, dass Sie Howarth kriegen, wenn man Sie erwischt!

Howarth sagte, die Klage hätte schon vor Monaten abgewiesen werden sollen. Die Art und Weise, wie die Polizei so lange nach dem Vorfall Anklagepunkte auf- und wieder abgerechnet habe, verbiete sich von selbst, kurz, die ganze Angelegenheit sei ein ausgemachter Kuddelmuddel ohne Hand und Fuß.

Howarth, der Verständige! Howarth, der Freund des armen Mannes!

Ich bin sogar ein bisschen bestürzt.

Dürfen Leute wie Stuart Messer schwingen und sich mit der Polizei anlegen, ohne dass sie dafür bestraft werden?

25

»Boaaaah! Alexander, du bist ein Irrer! Man sieht ja deine Finger gar nicht!«

Ich habe Stuart nicht klopfen gehört. Mein Vermieter muss ihn reingelassen haben. Er steht an der Tür meines Arbeitszimmers, mit O-Beinen, als wäre er auf einem Araberross herbeigeeilt (statt mit dem Bus, eingezwängt auf der Rückbank), und sieht mir mit offenem Mund beim Tippen zu.

Erfreut über das Kompliment, nehme ich eine gängige Wendung und tippe noch ein wenig schneller, um anzugeben. Ich stelle mir vor, dass meine Hände wie ein Schemen über die Tastatur gleiten.

»Boaaaah!«, ruft Stuart noch einmal. »Du guckst noch nicht mal auf den Scheißbildschirm! Du guckst nur auf die Tastatur!«

Ich breche ab und lande in einem Wust von Tippfehlern.

Er hat sich vertan, sage ich gereizt. Ein guter Maschinenschreiber (wie ich es bin) schaut nie auf die Tastatur.

Er haut sich in den Sessel neben dem rosa Fächer und lässt ein schmales Bündel Papier auf den Boden fallen. »Ja, 'tschuldige«, nickt er, holt eine Dose Bier aus der Tasche und trinkt es in einem einzigen Zug halb aus. »Aaaaah!«

Draußen zeigt meine Alexander-Giraud-Rose, eigens bei Peter Beales in Norfolk bestellt, die erste Andeutung hübscher rosaroter Blütenblätter. Ich will in diesem Jahr mein Glück mit Artischocken und grünem Mais versuchen. Jeweils drei stramme Setzlinge sprießen in einem Mülleimer neben dem Rittersporn. Nebenan höre ich Gläserklirren und klangvolles Gelächter. Der Theologieprofessor hat im Garten einen Bischof zu Gast.

Die Monate seit Stuarts Freisprechung waren durchwachsen für ihn. Auf der Plusseite seine Freundin, die psychiatrische Krankenschwester. Mit ihr und Viagra ist wenigstens der Sex wieder gut.

»Man braucht nur eine einzige Pille«, erinnert er mich. »Ein Kumpel von mir sagt, es funktioniert sogar, wenn man gesoffen hat, allerdings nicht so gut. Aber am nächsten Tag waren sie einkaufen, und vom Vibrieren des Einkaufswagens auf dem Parkplatzpflaster hat er eine Erektion bekommen, die zwölf Stunden gehalten hat.«

Ein anderer Kumpel in Swansea sagt, er kennt jemanden, der Stuart vielleicht zwei oder drei echte Viagras verkaufen kann (keinen Internet-Nepp, nichts Pflanzliches), und angeblich soll auf dem Cambridge Strawberry Fair, dem Musikfestival, eine große Ladung gestohlenen Viagra für £ 10–15 das Stück zum Verkauf kommen. Stuart ist überzeugt, dass sein Stiefvater irgendwo in der Kneipenwohnung welche versteckt hat, aber er weiß nicht, wie er das zur Sprache bringen könnte.

»Was soll ich sagen? ›Ähm, Dad, verkaufst du mir deine Ständerpillen?‹«

Er befürchtet, das könnte ihrer Beziehung mehr schaden als die Messerattacke.

Auf der Minusseite steht Stuarts Muskeldystrophie. Wegen seiner Vorgeschichte verschreiben ihm die Ärzte immer noch kein richtiges Schmerzmittel – er muss die Krämpfe seiner absterbenden Muskeln mit nichts als Nurofen durchstehen. Jetzt fällt ihm auch wieder ein Grund ein, warum er so viel Heroin genommen hat: Es ist eins der stärksten natürlichen Schmerzmittel. Ebenfalls auf der Schattenseite: seine neue Freundin. Die Beziehung hat etwas Ambivalentes. Ihre nächtlichen Energien erinnern ihn an die Ruhigstellungsmaßnahmen der pädophilen Fürsorger. Ihre Zärtlichkeit ist, als ob sie sich zum Essen hinsetzt. Stuart kommt ins Grübeln und beginnt sich zu ärgern; er fragt sich, ob ihr Verhältnis ein gewaltsames Ende nimmt. Val steht den Obdachlosen nicht so nahe wie Sophie, sie ist keine Sozialarbeiterin. Obdachlosigkeit ist nicht ihr »Ding«. Dennoch muss man sich fragen, *warum* sie mit einem

Mann wie Stuart Zusammensein möchte – einem Mann, der ihren Patienten so ähnlich ist.

Alles in allem lässt sich also der Ausgang seines Prozesses – anhaltende Ungewissheit, monatelange Spekulation, ständiges Durchkauen bekannter Fakten in immer neuer Auslegung, nächtliche Alpträume, es könnte alles schlimmer enden, als man es sich bei klarem Tagbewusstsein jemals vorgestellt hat – mit dem Abschluss eines Manuskripts vergleichen: zwanghaftes Drehen und Wenden der Details, Umstrukturieren, Minutenträume von phantastischem Erfolg, für den Rest des Tages Angst, hoffnungslos zu versagen. Folge: Wenn der Prozess/das Manuskript abgeschlossen ist, kommen nicht, wie man denken könnte, eitel Freude und Erleichterung auf. Die Anspannung ist weg, Langeweile, Unlust und ein Haufen Schwierigkeiten halten Einzug. Am Tag nach seiner Jubelfeier fiel Stuart prompt in eine tiefe Missstimmung und sagte, er werde Cambridge endgültig verlassen. Es stehe fest. Er werde nach Wales gehen und künftig die Waliser mit seinen Problemen langweilen.

Ehrlich gesagt, in dem Augenblick interessiert mich das alles nicht besonders. Mir sind die Blätter wichtig, die er am Rand meines runden Teppichs abgelegt hat. Ich weiß, um was es sich handelt: die ersten zwei Kapitel meiner jüngsten Version seiner Lebensgeschichte – rückwärts, in der Gegenwart erzählt, »im Stil von Tom Clancy«, Er stößt sie mit dem Fuß an. Er hat noch einmal von vorn angefangen.

»Ja, hab ich gelesen.«

Immer lebenswürdig, unser Stuart.

Er hat den Text gelesen, aber glücklich ist er immer noch nicht damit. Manches gefällt ihm. Die Beschreibung seines Tagebuchs zum Beispiel:

Mit Tippex verkleisterte Seiten in seinem Kalender stehen für Termine, die zu weit vorausgeplant waren und dann gestrichen werden mussten, weil die Ereignisse in Stuarts Leben mit verblüffender Geschwindigkeit ablaufen und er, mag er montags noch so glücklich

und voller Pläne sein, nie wissen kann, ob er bis Freitag nicht im Gefängnis oder im Krankenhaus ist.

»Das bin ich – da hast du mich getroffen, Alexander«, lacht er. Was ich zu seinen Möbeln schreibe, sagt ihm auch zu:

Ein Einzelbett in der Ecke, eine Kommode, ein Schreibtisch – karge, billige Einrichtung, gekauft mit Geld vom Staat ... An der Wand steht ein furniertes Schränkchen aus den 50er Jahren mit Flaschen und Tablettenschachteln obendrauf und in der Ecke ein Großbildfernseher auf einer pseudoantiken Konsole.

Stuart mag seinen Fernseher. Er hat ihn zweimal an die Wand geschmissen, und er funktioniert immer noch.

»Das ist gut, das gefällt mir. ›Zweimal an die Wand geschmissen.‹ Eigentlich sogar dreimal.«

Zu beanstanden hat er, dass man aus meinen Sätzen nicht schlau wird.

Ich runzle die Stirn.

»Sie fangen mit einer Sache an und kommen dann auf was völlig anderes«, erläutert er.

»Auf etwas, das damit in keinem *Zusammenhang* steht?«

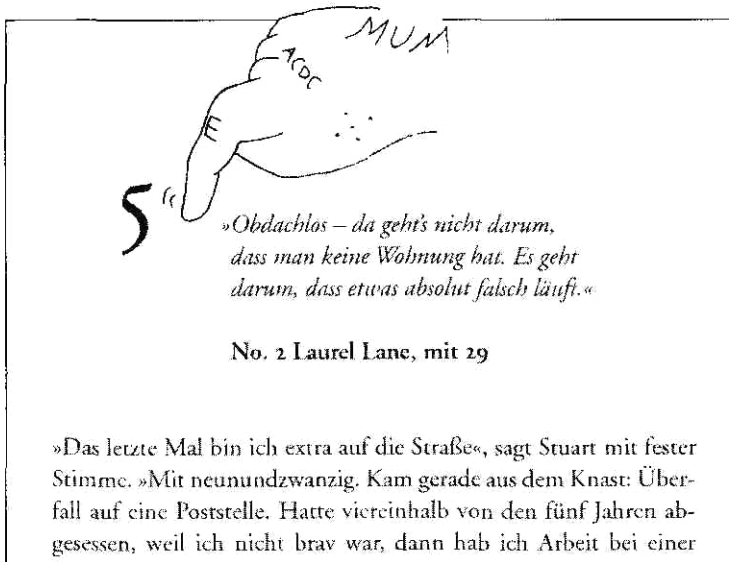
»Ja.«

Ich bin sprachlos. Erst, wie ich tippe, und jetzt von A bis Z, was ich tippe. »Da musst du schief gewickelt sein. Das mach ich grundsätzlich nicht.« Offen gesagt, ich bin beleidigt.

»Doch. Andauernd. Wenn ein Absatz anfängt, zum Beispiel. Das verwirrt.«

Stuart bückt sich und blättert die Seiten durch. »Da – guck! Da!« Triumphierend tippt er mit dem Finger an die Kapitelnummer.

»Das meine ich!«



Ich weiß nicht, ob ich ihn auslachen oder ihm eins auf die Mütze geben soll. »Das ist doch ein Motto, du Rindvieh.«

Er hat es als Anfangszeile gelesen und gedacht, es sei mir versehentlich aus dem Textkörper gerutscht, und jetzt hält er mich für einen Idioten.

Stuart schüttelt misstrauisch den Kopf. »Motto, hm? Bist du sicher? Mir kommt das sehr spanisch vor.«

Ich schnappe mir ein Buch vom Regal, *Abenteuer mit Insekten* – aber es hat keine Motti. Auch die *Amtliche Fahrprüfung für Lastkraftwagenführer* hat keine. Aber *Lila* hat welche! Stuarts Lieblingsbuch! Gutes altes *Lila* bist du also doch zu gebrauchen! Ich gehe die Kapitelanfänge durch. »Guck – ein *Motto*. Da, ein *Motto*. Und *da*. Und *da*. Siehst du dir denn Bücher noch nicht mal an?«

Schließlich blicke ich auf und sehe, dass er schon wieder lacht. »So wütend hab ich dich ja noch nie erlebt, Alexander. Du machst mir echt Spaß. Nein, das ist mein einziger Einwand, man wird aus deinen Sätzen nicht schlau. Sonst ist alles prima. Doch, ich bin stolz auf dich, Alexander.«

»Was hältst du von – als Titel, meine ich jetzt, und lass es dir mal einen Moment durch den Kopf gehen, wenn ich's gesagt hab, ich finde, es hat was, man horcht auf, wenn man das liest, und denkt, nanu, und darum geht's uns schließlich, also lehn es nicht gleich ab ... «

»Sag's schon, Alexander.«

»*Stuart Shorter: Stirb, Stiefvater!* Du musst zugeben, das hat Schockwirkung.«

Stuart schüttelt nachdrücklich den Kopf. »Ausgeschlossen. Er und ich verstehen uns momentan richtig gut. Es reicht, dass ich wirklich mit dem Messer auf ihn losgegangen bin, er muss es nicht auch noch aufm Buchumschlag sehen.

Irgendwas mit ›Wahnsinn‹ vielleicht«, schlägt er vor. »*Leben mit dem Wahnsinn.*«

»Zu düster. *Leben und Sterben auf Ebene D.*«

»Ist das etwa heiter?«

»Ich kann Bücher mit ›Wahnsinn‹ nicht ausstehen«, gebe ich zu und bin entschlossen, ihm diese Schwäche auszutreiben. »Das ist so eine Masche. Genau wie Bücher mit ›Daddy‹ im Titel, die immer lang und breit davon erzählen, dass der Vater den Autor in jungen Jahren kaum beachtet hat, weil er nur mit seinen preisgekrönten Dahlien beschäftigt war. Ich hab's – *Stuart Shorter: Sperrt ihn ein!*.«

Ich komme in Schwung, nehme einen Schluck Kaffee und lege die Füße auf den Tisch. »Dann könnten wir eine Fortsetzung machen: *Werft den Schlüssel weg!*.«

Stuart lacht wieder. Er hat ein schönes, dreckiges Lachen, wie Sid James, nur ist es eher kurz und dreckig als anhaltend obszön. Dass er trinkt (was er sonst bei mir nicht tut), habe ich auf Anspannung zurückgeführt, aber weiß der Himmel, warum er gerade jetzt angespannt sein sollte, wo er doch sagt, er sei glücklich und kriege »alles geregelt«, und auf dem Weg zu seiner kleinen Schwester ist, um ein paar Hemden anzuprobieren. Zu seiner Freude soll er bei ihrer Hochzeit Ende des Monats Brautführer sein.

Da ich sehe, dass er lockerer wird, lasse ich meiner Phantasie die

Zügel schießen. »Wie wäre es mit *Die zehn besten Isolationszellen in Großbritannien* oder *Wie man in drei einfachen Schritten sein Leben verpfuscht*? Ich hab's: *Besser leben ohne Messer*.«

Warum ich meinen Kleinen zum Küchenfenster raushalte – ich kann mich gerade noch bremsen, bevor ich das ausspreche.

»Nee, das gefällt mir alles nicht. Lass mich drüber nachdenken. Bis wir uns das nächste Mal treffen, schreib ich welche auf, okay?«

Schon zückt er den zerdrückten Kalender, und wir einigen uns auf kommenden Mittwoch. »Übrigens, ich wollte dich fragen, ob du mir £ 20 leihen kannst.«

»Klar kann ich.«

»Du kriegst sie wieder.«

»Weiß ich doch.« Er zahlt immer zurück.

»Ich brauch nur einfach ...«

»Du musst mir nichts erklären, Stuart. Du borgst dir Geld von mir, wenn du was brauchst. Ich borg mir Geld von dir, wenn ich was brauche. Was ist denn dabei?«

»Danke. Ich weiß es zu schätzen.«

Ich gebe ihm das Geld, und er steht auf, um sein übliches Abschiedsritual zu vollziehen: Zigarettenspapier, Tabak und Kalender in die Tasche; während seines Aufenthalts auf dem Sitz gelandeter Krimskrams in die Tasche; die offene Bierdose wandert in die andere Tasche.

Ich erbiere mich, ihn zu fahren.

»Ja, wenns dir nichts ausmacht. Danke. Fühle mich ein bisschen schwach heute. Nicht zu viel Umstände?«

»Kommt drauf an, wo du hinwillst.«

Er weiß genau, dass ich ihn auch nach Edinburgh fahren würde, wenn es sein müsste. Und zwar nicht nur aus Freundschaft, sondern auch, weil mir jetzt sein alter Wagen mit den klebrigen Flecken gehört, den er mir mitsamt Leichtmetallfelgen für £ 275 verkauft hat, £ 25 weniger, als er eigentlich haben wollte.

»Nur in die Stadt. Zum *King's Street Run*.« Eine Kneipe.

Im Treppenhaus hält sich Stuart an meinem Sommerlied fest,

draußen schiebt er sich vorsichtig ins Auto und lässt sich mit einem Plumps auf den Sitz fallen.

»Tja, Alexander, ich weiß auch nicht, wie ich so geworden bin«, meint er, als wir am Fluss entlangfahren, dann über die Brücke und am Tageszentrum Wintercomfort vorbei, wo Stuart bei der Solidaritätsversammlung für Ruth und John vor Jahren mit seinen »Mittelstandsleuten« Bekanntschaft schloss. »Schuldzuweisungen sind einfach, nicht? Manchmal denke ich, ich bin das Kind des Teufels. Ehrlich, das glaub ich. Ich hab den Teufel in mich reinfahren lassen, und jetzt werde ich ihn nicht mehr los. Ich hab versucht, ihn auszuräuchern, ihn mir rauszuschneiden, und er kehrt sich nicht dran. Warum sollte er? Er will nicht obdachlos sein. Er hat mich am Wickel. Den dünnen kleinen, gewalttätigen Stu.«

Wir fahren an den öffentlichen Toiletten vorbei, wo sich Keith Laverack um die Zeit, als er Rektor von Stuarts alter Schule wurde, einmal beim Freien erwischen ließ. Der Dummkopf hatte sich an einen Zivilfahnder herangemacht. Was die Stadt jedoch nicht daran hinderte, ihm die Leitung einer Knabenschule zu übertragen.

»Meinst du«, sage ich, und weiß erst mal noch gar nicht, wie ich die Frage formulieren soll, »meinst du, dein unerfreuliches Leben ist auf eine persönliche Eigenart von dir zurückzuführen?«

Stuart schiebt das Kinn vor, als er darüber nachdenkt, »Ich weiß es nicht. Das sehe ich ziemlich gelassen. Manche Menschen sind erwachsen geworden, haben gelernt, klarzukommen und sich einzufügen, sind sehr erfolgreich und führen ein ganz, in Führungsstrichen, normales Leben in der Leistungsgesellschaft. Dagegen kenne ich viele Leute, die ein ähnliches Leben führen wie ich und ähnliche Kindheitserfahrungen gemacht haben, und sie sind kaputt.«

»Wenn du also eine Sache ändern könntest, und nur eine, um alles ins Lot zu bringen, was würdest du ändern?«

»Dieselbe Antwort. Ich weiß es nicht. Eine Sache ändern? Was zählt eine Einzelheit? Wenn ich meinen Bruder ändere – ändert das was an meinen Wutausbrüchen? An der Muskeldystrophie? Es ändert nichts an den Kinderschändern und nichts am System, oder?

Das ist alles so verfahren. Ohne Spaß, wenn du einmal anfängst, musst du alles ändern. Da wäre es einfacher, mich auszuwechseln.«

Durch ein paar Seitenstraßen gelangen wir zu der Kneipe, und ich halte so nah wie möglich am Eingang.

Ich wende mich zu ihm und hoffe eigentlich, ihm würde plötzlich einfallen, dass seine Schwester auch mich zu der Hochzeit eingeladen hat. Ich würde ihn gern sehen in Frack und weißem Hemd, herausgeputzt wie ein Pinguin, bis auf die Tattoos, die aus den Manschetten hervorschauen. Aber wenn sie ihn gebeten hat, mich einzuladen, hat er es vergessen.

»Weißt du«, sage ich, als er sich anschickt, sich wieder hinaus auf den Gehsteig zu hieven, »mit dem Buch sind wir ja jetzt zu Ende, aber eine Frage bleibt noch.«

»Welche denn, Alter?«

»Kannst du dir das nicht denken?«

»Nein, Alter«, sagt er und dreht sich auf dem Sitz, um die verdammten Zigarettenblättchen aufzuheben, die ihm wieder einmal aus der Tasche gefallen sind. Die Anrede »Alter« höre ich gern. Stuart gebraucht sie mir gegenüber nur selten.

»Wann bist du geboren?«

»Ach so«, meint er fröhlich, als fingen wir mit unseren vielen hundert Stunden langen Gesprächen gerade wieder von vorne an. »Okay. Ich heiße Stuart Clive Shorter, geboren am 19. September 1968 ...«

»Du bist also dreiunddreißig, ja?«

»Ich bin dreiunddreißig. Werde älter, wie man sagt. Ich führe ein sehr kontroverses, unerfreuliches Leben.«



EPILOG

Stuarts Körper wurde siebzehn Meter durch die Luft geschleudert, als ihn der 23.15-Uhr-Zug von London nach King's Lynn kurz hinter seinem Wohnort Waterbeach erfasste. Seine Leiche wirbelte über die Gleise der Hochlandbahn hinweg und krachte in das Gestrüpp und die weggeworfenen Chipstüten neben dem Bahndamm. Hundert Meter weiter kam der Zug mit den zwei Wagen schließlich in der Sommernacht zum Stehen.

Einen Augenblick, denke ich mir, war es still. Alles rings umher – Käfer, Feldmäuse, die Spinnen, die im Mondlicht ihre Netze webten, selbst der heiße Stahl der Schienen und der Wind in den Bäumen – erkannte mit Schrecken, dass gerade der Tod vorbeigerauscht war wie ein stinkender schwarzer Adler und sich mit einem bemerkenswerten Menschen davongemacht hatte. Nur die Fahrgäste in den Wagen wussten nicht, was geschehen war. Durch die Fenster fiel das Licht in gelben Streifen auf den Schotter und ließ Felder erahnen.

Dann knirschten Schritte auf dem Schotter, als der Bahnarbeiter, der hier Signale kontrolliert hatte, den Bahndamm entlangkam, um nachzuschauen, warum der Zug — die so genannte »Friedhofsbahn«, weil sie die letzte des Tages war – außerplanmäßig gehalten hatte. Er sah Stuarts Schuh neben dem Gleis liegen. Als er mit der Taschenlampe ins Gestrüpp leuchtete, entdeckte er, was von dem Mann übrig war.

Stuarts Hose war aufgeplatzt und auf die Fußgelenke heruntergerutscht. Seine Stirn war eingedrückt. Aus altmodischer Höflichkeit deckte der Bahnarbeiter den Toten mit seinem Mantel zu, dann

tat er, was immer schon alle getan hatten, wenn es um Stuart ging: Er rief die Polizei.

Natürlich dachten alle, es müsse Selbstmord gewesen sein. In der Vorstellung, sein Leben sei bis zur letzten Sekunde melodramatisch und tragisch verlaufen, lag eine bittere, pessimistische Befriedigung. Es gab jedoch keinen triftigen Grund anzunehmen, dass es so war.

Am Nachmittag vor seinem Tod hatte Stuart seine Schwester besucht, fröhlich Hemden für die Hochzeit anprobiert und seiner Mutter gesagt, er habe das Gefühl, sein Leben endlich »auf die Reihe« zu bekommen.

Auch die entscheidende Verletzung an der linken Seite der Stirn sprach gegen Selbstmord. Sie legte nahe, dass er von rechts nach links gegangen war, als ihn der Zug erfasste, demnach war er auf dem Heimweg gewesen, unterwegs zu seiner Wohnung. Der ziemlich herzlose Beitrag des Leichenbeschauers und Untersuchungsrichters zum Thema war die Bemerkung, das Stuart im Sterben nicht »zerfetzt« worden sei. Der Mann hatte schon Leute gesehen, die sich vor einen Zug geworfen hatten, und im Allgemeinen waren sie »zerfetzt«. Manche knien sich zum Beispiel einfach zwischen die Schienen und schauen zu, wie der Tod ihnen auf dem Gleis entgegenkollt. Das sind diejenigen, die »zerfetzt« werden.

Judith, die direkt vor dem Untersuchungsrichter saß, als er ständig dieses furchtbare Wort wiederholte, verzog keine Miene.

Ja, auch Stuarts Mutter ist eine Heldin dieser Geschichte. Noch in den schlimmsten Zeiten hat Judith Haltung bewahrt und ist die loyale Beschützerin geblieben, selbst wenn sie sich dafür zerreißen und zwei gegensätzliche Positionen gleichzeitig einnehmen musste, um sowohl ihren ältesten Sohn als auch Stuart zu lieben und zu verteidigen – das Raubtier und die Beute. So erkläre ich mir den abwesenden Ausdruck, den ihre Augen annehmen, wenn man im Gespräch näher auf Stuarts unglückliches Leben eingeht. Wo anders als

in der Unbestimmtheit soll ein Mensch sich vor dreißig Jahren falscher Rechtfertigung und unhaltbarer Argumente verstecken?

Anlass zur Diskussion gab auch die Tatsache, dass Stuarts Hände schulterhoch erhoben waren, so als wollte er vielleicht etwas wegstoßen – sprich, einen 150 Tonnen schweren Triebwagenzug. Der Richter hielt es offenbar für möglich, dass diese Armhaltung noch dieselbe war wie im Augenblick von Stuarts Zusammenprall mit dem Zug, unverändert durch weiten Flug und den Aufschlag am Boden.

»So hat er die Arme gehalten?«, fragte der Untersuchungsrichter, indem er die Hände hob, sie schnell vor und zurück bewegte und im Aufblicken eine Grimasse schnitt. »Vielleicht, um sich zu schützen?«

»Ja«, sagte der Zugführer und wiederholte die Bewegung, nur dass er die Hände still hielt und sein Gesicht fast ohne Ausdruck war. Er erinnerte sich, dass Stuart kurz vor dem Zusammenprall aufgeblickt und ihm in die Augen gesehen hatte.

Die Leichenschaukommission ließ die Todesursache offen: weder Selbstmord noch Unfall, sondern nicht aufklärbar.

Die Obdachlosen und die Süchtigen kamen zu Stuarts Beerdigung, obwohl sie in Midston stattfand, fünfzehn Kilometer von Cambridge entfernt, und einige besonders Zerfahrene verirrteten sich denn auch in die umliegenden Dörfer, weil sie in die falschen Busse gestiegen waren.

Nach dem Trauergottesdienst versammelte man sich am Grab. Es ist kein Armengrab. Es ist ein Grab, wie normale Menschen es sich erträumen: unter den Zweigen einer Rosskastanie, in Gesellschaft von Eiben und Saatkrähen, auf einem normannischen Friedhof. Hinter der alten Mauer, die diesen beschaulichen Friedhof umschließt, erheben sich wellengleich die Berge und Wälder. Stuart war in den letzten drei Jahren seines Lebens zu einer beliebten Figur geworden, und die Obdachlosen und die Süchtigen warfen ihm zum

Abschied die Dinge auf den Sarg, von denen sie meinten, dass er sie für die bevorstehende Reise brauchte: ein Päckchen Zigarettenpapier und ein Päckchen Tabak mit etwas Cannabis.

Diesen guten Freunden Stuarts soll die letzte Szene des Buchs gehören. Sie blieben noch lange, nachdem wir anderen Trauernden den Friedhof verlassen hatten. Aus der nahen Grundschule stibitzten sie eine Bank und schleppten sie ans Grab, dann nahmen sie sich einen Kasten Bier vor und feierten eine Party. Man tanzte, sang und hielt festliche Reden. Einer zog sein T-Shirt aus und ließ es herumgehen; nachdem alle Anwesenden eine Abschiedsbotschaft darauf geschrieben hatten, wurde es auf den Grabhügel gelegt. Ein Ghetoblaster spielte Stuarts Lieblingspunkmusik aus den 70er Jahren.

Von ihrem Schlafzimmer aus hörte Judith den Fortgang der urtümlichen Fiesta bis spät in die Nacht; sicher fragten viele ihrer Nachbarn sich verzweifelt, ob sie noch zum Schlafen kämen. Aber alle kannten Stuart und hatten sein Leben und Treiben von Geburt an verfolgt. Niemand beschwerte sich.

Am nächsten Morgen eilte sie, bevor der Pfarrer sie entdecken konnte, heimlich zum Grab und räumte die Dosen und die Nadeln weg.

DANKSAGUNG

Mein erster und wichtigster Dank gilt meiner großartigen Freundin Dido Davies. Sie hat das Manuskript dieses Buchs tausendmal gelesen und sich mit sämtlichen Aspekten herumgeschlagen, vom Aufbau des Ganzen bis zu den Nuancen der einzelnen Wörter. Ohne ihren Einfallsreichtum, ihren Zuspruch und unser endloses feuchtfrohliches Ringen auf meinem Balkon in Cambridge – bei Regen, Schnee und Sonnenschein – wäre ich über die ersten Seiten nicht hinausgekommen.

Wie viele andere Leute da sind! Stuarts Mutter Judith schulde ich Dank für Stuart selbst. Ihrer Tochter Karen, Stuarts Halbschwester, möchte ich sagen: Ich verstehe, dass Stuart stolz auf Sie war. Sowohl Karen wie auch Judith haben mir erlaubt, sie ausgiebig zu oft schwierigen Themen zu befragen. Ihre Auskünfte waren für das Buch unerlässlich. Stuarts Großeltern verdanke ich vieles von dem Material in Kapitel 24. Meine Mutter, Joan Brady, hat mich als Literatin wunderbar professionell beraten, mich mit ihrer Begeisterung angesteckt und mir einen Laptop geschenkt.

Ruth Wyners Trotz, ihre Unbeugsamkeit und ihre Entschlossenheit, sich nicht unterkriegen zu lassen, waren mir eine Inspiration. Gordon Bell, der freundliche, kluge Leiter des Willow-Walk-Wohnheims für Obdachlose, hat mir einen wesentlichen Einblick in die Obdachlosigkeit gewährt (das gilt natürlich auch für die vielen Heimbewohner selbst – die freundlichen, die faszinierenden und die nicht so freundlichen – und die anderen Mitarbeiter, mit denen ich in der Zeit, als ich *Stuart* schrieb, zusammengearbeitet habe). John Brock wurde durch den Justizangriff auf seinen Ruf und seinen Glauben an die Gerechtigkeit beinahe zerstört, und er hat mir die Augen geöffnet für die Ohnmacht und die Wut, die erlittenes Unrecht hervorrufen kann. Andrew Grove, der unermüdliche Rechtsanwalt, der so viel getan hat, damit Kinder, die wie Stuart in »besonderen« Schulen rings um Cambridge missbraucht wurden, eine Entschädigung erhalten, verdient einfach Beifall für seine Arbeit. Austen Davies: Ich stehe für immer in seiner Schuld, denn sein Vermächtnis von £ 10.000 hat es mir ermöglicht, Urlaub zu nehmen, um die Kampagne für die Freilassung von Ruth und John durchzuführen und vor vier Jahren dann mit der Arbeit an diesem Buch zu beginnen.

Havovi Ankelsaria, Linda Bendall, Sarah Burbidge, James Cormick, Denis Hayes, Cathy Hembry, Catherine Hurley, Jenny Mace, Graeme Mitchison, Catrin Oliver, Rodney Palmer – sie alle haben das Manuskript gelesen und wertvolle Vorschläge gemacht. (Catrin las es zweimal.) Dankbar bin ich auch Wynn Turley von QEST sowie Anabel und Andrew Turtle für ihre hilfreichen Informationen und Ratschläge.

2003 hat mir The Arts Council einen Writers Award für die ersten drei Kapitel von *Stuart* zugesprochen. Diese erstaunliche Anerkennung (verbunden mit £ 7.000) hat mehr als fast alles andere mein Selbstvertrauen im letzten Jahr der Arbeit an dem Buch gestärkt und mir geholfen, meinen Agenten Peter Straus zu finden, der für den englischen Untertitel, *a life backwards*, verantwortlich ist und den ruhigen, scharfsinnigen Lektor Nicholas Pearson von Fourth Estate auf mich aufmerksam gemacht hat. Auch Mitzi Angel danke ich für ihre Unterstützung.

Der Society of Authors Contingency Fund und die Author's Foundation haben mit Härtezuschüssen von £ 500 und £ 1000 wertvolle Unterstützung gewährt. Besonderen Dank schulde ich der vorzüglichen Cambridgeshire Collection der Cambridge Central Public Library für Informationsmaterial und der Universitätsbibliothek Cambridge dafür, dass sie mir einen ansprechenden Arbeitsplatz zur Verfügung gestellt hat, als mein eigenes Arbeitszimmer mir allzu unangenehm vertraut wurde.

Die Mitglieder des Solidaritätsausschusses für die Befreiung von Ruth und John haben mich jeder auf seine Weise zu der Überzeugung gebracht, dass ein Buch über Stuart wichtig ist: Louise Brock, David Brandon, Jim und Angela Brown, Julie Crocker (die unbezahlbare Managerin der Kampagne), John Hipkin, Michelle Howard, Sarah Jones, Rodney Keen, Hilary Johnys, Sharon Khazna, Bob Lucas, Andria Efthimiou-Mordaunt, David Mckay, Pat McCafferty, Nicky Padfield, Drew Park, Colin Shaw.

Diana Allan und Curtis Brown: Als ich bei ihnen in Cortona zu Gast war, fand ich die Lösung für das elfte Kapitel, das mir endloses Kopfzerbrechen bereitet hatte. Mein Vermieter Dr. Simon Norton war stets nachsichtig gegenüber der zu spät kommenden Miete und meinen unordentlichen Gewohnheiten; Robin Sarin ist mir immer wieder eine Hilfe gewesen. Clare Sproston hat viele der ersten Interviews mit Stuart akribisch abgetippt.

Schließlich, und mit aller Liebe, danke ich Flora Dennis: Von Millford-on-Sea über Florenz bis nach Springfield, Illinois (wo wir eine Lösung für die die schwierige Chronologie von Kapitel 3 fanden), hat sie meine schreibfreie Zeit mit Aufregung und Glück erfüllt.

Wir danken für die freundliche Genehmigung zum Abdruck folgender Texte:

»Three questioned following robbery« (29. Juni 1993) und »Bubblegum king stuck behind bars«, beide aus dem *Peterborough Evening Telegraph*.

Ein kurzer Abschnitt aus *From the Inside: Dispatches from a Women's Prison* von Ruth Wyner, erschienen bei Aurum Press, 2003.

»Liquor trouble at jail«, erschienen in *The Times* vom 23. Dezember 1993.

»Jailed man told: Illness no excuse for crime« (2. Januar 1973) und ein Ausriss aus der Schlagzeile »Freed« der Abendausgabe vom 11. Juli 2000, beides aus den *Cambridge Evening News*.

»Charity pair are freed to appeal over heroin case«, *The Daily Telegraph* vom 12. Juli 2000.

»Punk does a bunk to join Mullah's army« von Fiona Wyton, *The People Magazine* vom 3. Dezember 1989.

© der deutschen Ausgabe: Verlag Antje Kunstmann GmbH, München 2006

© der Originalausgabe: Alexander Masters 2,005

Titel der Originalausgabe: *Stuart. A Life backwards*. Fourth Estate,
London und New York 2005

Umschlaggestakurig: Michel Keller

Typografie und Satz: www.frese-werkstatt.de

Druck und Bindung: Pustet, Regensburg

ISBN 3-88897-427-5 (978-3-88897-427-4)



Stuart gefällt das Manuskript nicht. Es zeichnet sich als dicker Packer Papier in seiner gestreiften Tesco-Tüte ab: unsere Gespräche und meine schriftstellerischen Bemühungen aus zwei Jahren.

»Was ist denn damit?«

»Es ist stinklangweilig.«

Er kramt in den ausgebeulten Hosentaschen nach Zigarettenblättchen, flätzt sich in meinen Sessel, reckt den Kopf vor und betrachtet die Sammlung von dürren Zweigen und welken Sommerblumen auf meinem Balkon.

Er möchte Witze, Geschichten, Humor. »Gelehrte Sprüche« und Recherchen beeindrucken ihn nicht. »Nee, Alexander, fang noch mal neu an. Das muss besser werden.«

Ein Bestseller schwebt ihm vor, »so im Stil von Tom Clancy«.

»Du bist aber nun mal kein Killer, der versucht, mit Milzbrand-Bomben den Präsidenten fertig zu machen«, wende ich ein. Du bist ein Ex-Penner, Ex-Junkie und Psychopath lasse ich weg.

»Selten ist das Leben auf der Straße mit einer derartigen Offenheit geschildert worden ... unvergesslich bewegend.«

Sunday Times

